Stefanie Bielmeier

# Die Schriftstellerin

Roman

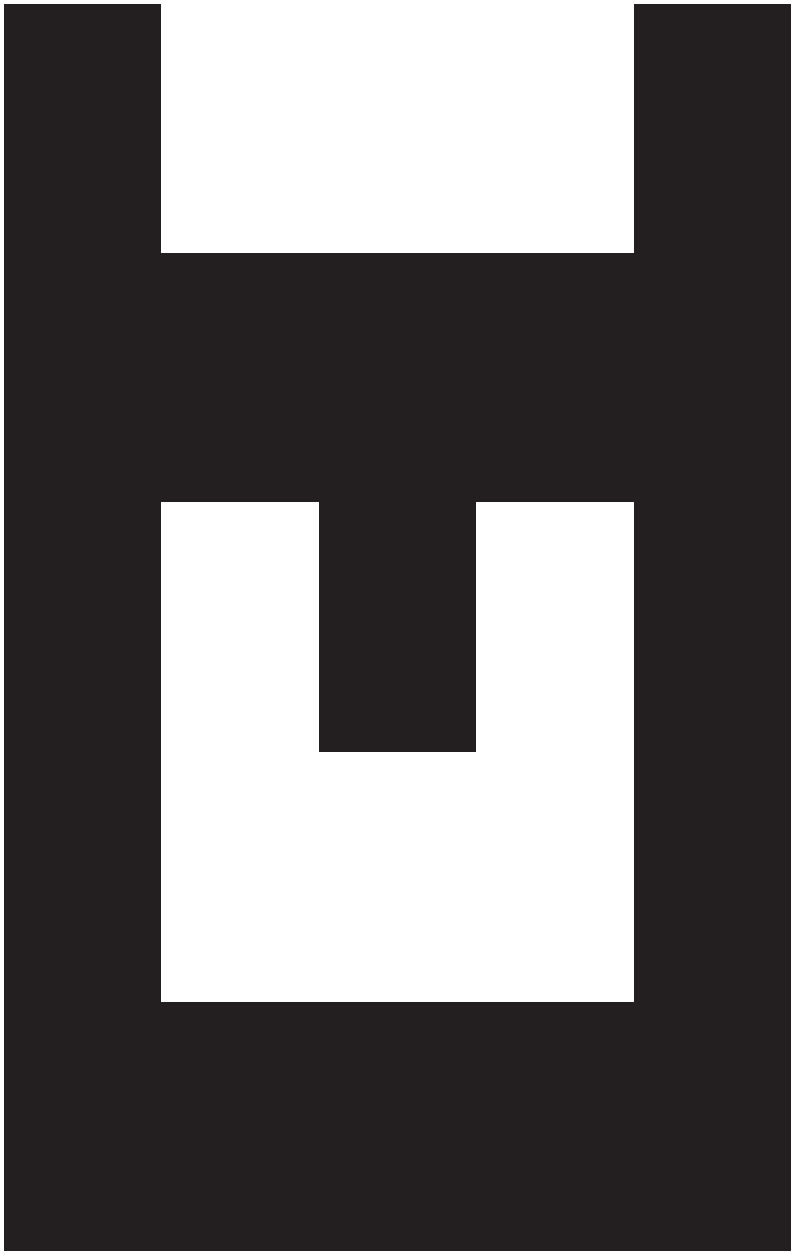
Edition Publish & Parish

**Stefanie Bielmeier**
Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Italianistik
in Tübingen, München, Perugia und Siena.
Promotion zum Dr. phil.
Chefredakteurin der internationalen
wissenschaftlichen Kunstzeitschrift „PANTHEON“.
Wissenschaftliche und belletristische Publikationen.
Betreibt ein Redaktionsbüro.
In der Edition Publish & Parish erschien 2010 ihr Roman
„Inszeniertes Leben“ (ISBN 978-3-934180-13-0).

Sämtliche Personen und Handlungen sind fiktiv,
eventuelle Übereinstimmungen dem Zufall geschuldet.

**Bildnachweis**
Dicentische Legizeichen © Roland Bothner

**Erstausgabe**
© 2012 Edition Publish & Parish
Blumenstraße 40, 69115 Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Edition Publish & Parish
Druck: xPrint s.r.o., Pribram
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-934180-16-1



## Vorwort

Ein Roman mit Anspruch? Ein Roman für freie Geister, für jene, die sich nach der „fröhlichen Wissenschaft“ sehnen? Kurz, ein Roman für intelligente Leser? Damit beschäftigt sich kein Literaturagent, kein Kritiker. Das verdirbt das Geschäft der Kulturindustrie. Solche Literatur ist nicht für das Massenpublikum, dessen Synapse man ist. Ein Roman dient der Bildung, deshalb fördert man Schriftsteller, die ungebildet sind. Diese müssen nicht einmal wissen, ob sie einen Roman oder eine Novelle schreiben. Das ist auch nicht wichtig. Eine neue Gattung ist gefragt, die der Literaturhaus-Literatur.

Ein Roman wendet sich nicht an ein Publikum. Er wendet sich an ein Gegenüber. Ein Roman ist allerdings kein Gedicht. Ihm fehlt das Dialogische. Der zerstreute oder gelangweilte Leser wird sich nicht angezogen fühlen. Lesen ist mühselig. Der Roman erwartet den aufmerksamen Leser, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß, also auch die gespannten Bögen erkennt. Denn jeder Roman ist ein Raum, eine Innenwelt. Der Leser betritt ihn oder betrachtet ihn von außen als Konstrukt, das die Rezeption zu destruieren hat. Dann ist der Roman nur Ästhetik, aber keine Kunst. Als künstlerische Form ist er kein Modell möglicher Welten. Besäße er Modellcharakter, fehlte ihm die Seinsqualität. Seinsqualität ist das Kriterium, um Kunst von Spielerei und Schriftstellerei zu unterscheiden.

Erlebnisse, Stimmungen, Vorkommnisse sind als solche ohne Bedeutung. Erst die Kunst gibt ihnen Bedeutung. Wer sie nur sprachlich wiedergibt, wiederholt sie nur. Sie bleiben bedeutungslos. Sie leben, wie das Märchen, vom „Es war einmal“. Der Schriftsteller steckt wie Kierkegaard den Finger in sein Erlebnis und riecht nichts. Ein erster Seinsbezug ergibt sich erst durch die Frage: „Wie wurde etwas, was es ist?“ Denn zum Sein gehört seine Genese. Über die Genese wird zumindest das deutlich, was dem Etwas Seinscharakter verleiht.

Damit wäre der erste Schritt zum Wesentlichen getan. Jeder Roman geht auf den Grund zurück. Das ist seine Genese. Je mehr er fortschrei-

tet, umso mehr entfaltet sich sein Ursprung. Sein Ende führt zum Anfang. Deshalb verwandelt sich der Roman als zeitliche Abfolge in ein räumliches Zugleich. Das Nacheinander in eine räumliche Wechselbeziehung. Das Spätere folgt nicht aus dem Früheren, Früheres und Späteres verwandeln sich in Momente eines Wechselbezugs. Damit wird die Zeit als Ablauf verabschiedet. Das ist durchaus ein Qualitätsurteil. Wenn sich der Leser gezwungen sieht zurückzublättern, so ist das ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit, nicht seiner Zerstreutheit. Er erfreut sich am Bau, der den Raum umfasst. Dieser Raum selbst ist nicht leer, kein Vakuum, eher ein Wechselspiel. Das gibt ihm seinen Charakter oder seinen Seinsausdruck. Damit überschreitet der Roman die bloße Erzählung, wie sensationell, kurios, fremdartig sein Inhalt auch sein mag.

Das Exotische oder das Sonderbare, das konstruiert Verwickelte, das nichts mit dem Alltag zu tun hat, ergibt noch keinen Roman. Diese Art von Produktionen sind nur Ersatzformen. Die künstlerische Imaginationskraft entschwindet nicht in fremde Welten, sie bringt die Seinsqualität des Daseins zur Vorstellung. Und diese ist fremdartig genug. Das wird allzu häufig verwechselt.

Das Wechselspiel führt zur Verräumlichung. Das zeitliche Nacheinander wandelt sich zum räumlichen Zusammen. Das ist die formale Anlage. Die Aufgabe besteht nun darin, diese bewohnbar zu machen. Wohnen bedeutet, etwas mit Leben zu füllen. Leben ist aber nur jeweiliges. Die Romanfiguren verweilen nun in diesem Raum, um ihn zu bewohnen. Wer verweilt, um zu wohnen, will sich einrichten. Aber das hängt nicht vom Willen ab, sondern von Randbedingungen, Zufällen, Umständen, die das verhindern oder stören, befördern oder beschleunigen. Das ist nicht besonders aufregend. Ein alltäglicher Vorgang. Die Überschreitung findet dann statt, wenn der Roman die Seinsfrage stellt: „Wie wird jemand das, was er ist?“

Wenn diese Frage mit den Mitteln des Romans thematisch wird, ergibt sich zwangsläufig, dass sie selbst auf die Kunst bezogen werden muss. Keine Kunst ohne Künstler. Deshalb lautet die Frage: „Wie wird ein

Künstler zum Künstler? Was unterscheidet den vorliegenden Roman von der Künstlerbiographie oder vom Künstlerroman?“

Niemand beginnt als Künstler. Er wird zum Künstler gemacht und er ergreift die Gelegenheit, Künstler zu werden. Das Künstlerleben ist zunächst eine vorschwebende, undeutliche Wolkenbildung. Er folgt diesem Luftgebilde. Wohin führt es ihn? Zu seiner Künstlerexistenz. Versteht er sich selbst als Künstler, so verwandelt er sich in diese Wolke, die ihm vorschwebte. Er existiert als Künstler, aber er hat noch keinen Grund gefunden. Was zeichnet ihn aus? Was zeichnet die Kunst aus? Er greift in den Nebel. Das Ergebnis – eine feuchte Hand. Damit ist sein alltägliches Leben überschritten. Er hat die Seinsqualität der Kunst erspürt. Sie ist kein Etwas, aber ein flüchtiges, leichtes Sein, das sich in Auflösung befindet. Jedoch, sie ist ein Sein. Daran hängt sich nun der Künstler. Er wirft sich der Kunst in die Arme, ohne von ihr umarmt zu werden.

Das Ergebnis ist eine Paradoxie. Er bezieht sich auf ein Sein, das immer im Entschwinden begriffen, metaphorisch als Wolke fasslich ist. Und doch ist das sein Leben, das er sich jenseits der Alltäglichkeit einrichtet. Er heftet sich an ein unfassliches Sein, von dem erwartet wird, dass es der Künstler materialisiert. Aber nicht zu jeder Zeit. Kunst gibt es nicht immer. Im Gegenteil, es darf angenommen werden, dass Kunst eine geschichtliche Seltenheit ist. Der Hunger nach Kunst artikuliert einen Bedarf, noch lange nicht seine mögliche Erfüllung. Wenn eine Gesellschaft meint, sie habe Kunst nötig, bereitet sie den Boden dafür.

Aber er kann auch frei bleiben. Das ist nun die Situation, in der sich die Schriftstellerin befindet. Das gesellschaftliche Bedürfnis nach Kunst ist eine Gefahr. Nicht für die Gesellschaft, für die Kunst. Denn Bedürfnisse werden geweckt oder produziert, nicht gestillt.

Der Boden ist bereitet, die Künstler werden angefüttert. Nun beginnt das neue Zeitalter. Es beginnt die neue Kunst. Und die Künstler werden eingefangen, gefördert und aussortiert. Die Kunst hat sich nach dem Bedürfnis zu richten. Leistet sie Widerstand, trägt der Künstler die

Folgen. Dann fällt er ins Bodenlose. Andere nehmen seinen Platz ein. Er ist erledigt. Er hat sich überlebt. Aber auch das Überleben gehört zum Sein.

Was also wird zur Vorstellung gebracht? Die spezifische Eigenart einer Schriftstellerin, zu einer bestimmten Zeit, die den Erfordernissen gerecht wird, ihre Vorteile daraus zieht. Aber ins Hintertreffen gerät bei gleich bleibenden Verhältnissen und Anforderungen. Die Mechanismen, die sie zu einer Berühmtheit machen, verhindern im Lauf der Zeit zugleich, dass sie eine Berühmtheit bleibt. Von ihnen beherrscht, vermeint sie, diese ihrerseits zu beherrschen. Darin liegt ihre Illusion. Man wird zu dem gemacht, was man ist. Wenn einer wurde, was er ist, dann vergisst er, dass er gemacht wurde. Darin ist die Seinsqualität zu entdecken, das Entstehen und Vergehen.

So verläuft die Karriere der Schriftstellerin parallel zum deutschen Wiederaufbau. Nach der Barbarei soll eine neue Kultur entstehen. Der Boden dafür ist bereitet. Es muss nichts frei geräumt werden. Die Kultur bildet ein Vakuum. Was sollen Zeitungen drucken, Radiosender übertragen, Bühnen aufführen, Verlage produzieren? Wenn Kultur nach Nietzsche „die Einheit eines künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes“ sein sollte, dann ist nur ein „chaotisches Durcheinander der Stile“ vorhanden. Wenn überhaupt. Das kulturelle Durcheinander entspricht dem gesellschaftlichen Spiel der freien Kräfte. Verlage werden gegründet und gehen unter. Kulturschaffende treten auf und verschwinden spurlos. Nationale Einheit, Europa, aber auch das Atlantische darf nicht vergessen werden. Katholiken werden Sozialisten, bleiben schließlich der Markwirtschaft treu. Das Spiel der freien Kräfte gerät dann doch nicht so frei wie gewollt. Die wirtschaftlichen Zwänge lassen das nicht zu. Es gibt ein Heer von Arbeitslosen, Hungerdemonstrationen sind die Folge. Es wird, trotz Reparationen, kräftig produziert, Engpässe stellen sich ein. Die Preise steigen, die Arbeitsleistung auch, nicht aber die Löhne. Der Schwarzmarkt blüht. Das Geld wird entwertet, die Industrie rechnet sich hoch und zahlt, dank hohen Abschreibungen, keine Steuern. Die Umverteilung beginnt. Die starken Kräfte werden noch stärker. Das wird selbst den Alliierten zuviel. Sie greifen

ein. „Glücklich ist, wer vergisst." Erst der Korea-Krieg beschert Deutschland das Wirtschaftswunder.

Der Wohlstand bricht aus und soll zukünftig die Gesellschaft legitimieren. Einer Verfassung von Rechten und Pflichten bedarf es jedenfalls nicht. Das gesellschaftliche Kräfteverhältnis und die Machtverteilung könnten offenkundig werden. Dieser Gefahr will man sich nicht aussetzen: „Keine Experimente!" Man hat eine viel größere Gefahr vor Augen. Der Sowjet-Bolschewismus will unbedingt an den Rhein. Von Frieden keine Spur. Die Reparationen und Demontagen werden eingestellt. Ebenso die Aufarbeitung der Vergangenheit. Die Industriellen werden krankheitshalber aus dem Gefängnis entlassen. Ohne sie geht es nicht vorwärts. Die Urteile von Nürnberg werden als alliierter Racheakt betrachtet, wie der Deutschlandreisende John Dos Passos feststellt. Die Prozesse interessieren ohnehin niemand. Warum auch? Jeder wusste Bescheid. Die einen waren dabei, die anderen nicht.

Und wo bleibt die Kultur, die „Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes"? Eine „phlegmatische Gefühllosigkeit für die Kultur" (Friedrich Nietzsche) ist zu diagnostizieren. Es läuft weiter wie bisher, mit Verschiebungen natürlich. Richard Strauss vertont Gedichte von Hermann Hesse. Gottfried Benn pflegt weiter seinen Nihilismus, seine „erbarmungslose Leere", seinen „letzten Frühling: ‚Nimm die Forsythien tief in dich hinein / und wenn der Flieder kommt, vermisch auch diesen.'" Die Christen bewundern Reinhold Schneiders „Las Casas vor Karl V.". Er ist der deutsche Mauriac. Die Alten wissen, wie es funktioniert. Nur die Ruhe bewahren. Und wenn sie kommen? Schwamm drüber. Die Kriegsgeneration schreibt „Trümmerliteratur". Selbstverständlich über den Krieg. Aber nur in Episoden. Lazarettbekenntnisse von Moral durchsäuert. Die entlassenen Kriegsgefangenen kommen nur zurück, um dem General die Verantwortung zurückzugeben. Und das ist schon schwer verdaulich. Eine Zumutung.

Was bleibt dem Deutschen? Seine Innerlichkeit. Dieses Mal nicht machtgeschützt, sondern ausgeliefert. Die Künstler befinden sich in Schwierigkeiten. Wenden sie sich der jüngsten Vergangenheit zu, begehen sie

Verrat. Gehen sie mit der Zeit, werden sie zu Außenseitern gestempelt. Wo bleibt das Positive? Die sollen sich anstrengen. Dieser wehleidige Ton. Nach der Arbeit will man aufgeheitert werden, nicht aufgerüttelt. Darunter leidet die Arbeitsmoral.

Der „Wiederaufbau" lässt die Kultur nicht unberührt. Sie wird zum Wirtschaftsfaktor, zur Kulturindustrie. Strukturen werden geschaffen. Noch nie wurde sie derart gefördert, noch nie so gefordert. Endlich eine Gesellschaft in Freiheit und eine freie Kunst.

Eine Kunst für die Mehrheit des Volkes, nicht für kleine elitäre Zirkel, nicht für den Bildungsbürger. Der liest sowieso nur seinen Thomas Mann. Und die Kulturelite pilgert wieder nach Neu-Bayreuth. Massenkultur. Das muss organisiert sein, das ergibt sich nicht von selbst. Die Massenmedien, Zeitung und Radio, sind gefragt. Für die Re-Education ist nichts zu teuer. Diese leidet nicht unter Geldmangel.

Die Alliierten haben die Spendierhosen an. Endlich. Aber auch in der Kunst waltet das Kontinuitätsprinzip, nicht nur in der Naturwissenschaft. Allein, woran anknüpfen? An den sozialistischen Realismus? Ein Epos über den Ruhrbergbau, gar über die Krupp-Dynastie? Völlig ausgeschlossen. – An die Franzosen? Das klingt nach Résistance und Existenzialismus, Schwarzgekleidete mit qualmenden Gauloises in Jazz-Kellern. Die „Neger-Musik" brachten schon die Amerikaner mit. Amerikanische Kultur? Das sind Lucky Strike und Kaugummi. Übernimmt man ihre Schreibweisen, was ist das Ergebnis?

Wolfgang Koeppens „Tauben im Gras" und „Tod in Rom". Das ist doch zu stark. Das verträgt die sensible deutsche Seele nicht. Aber wie dann? Kulturprovinz und weltgeschichtlich an vorderster Front? Das passt nicht. Das ist eine Herausforderung. Ideal wäre eine Mischung von Rilke und Valéry. Man hätte beides, Innerlichkeit und cartesianische Meditationen.

Die Maler haben es leicht. Die einen schickt man nach Paris: „So müsst ihr malen!" Wie der französische Tachismus. Daraus entwickeln die

Deutschen ihren informellen Subjektivismus. Sie klatschen ihre Innerlichkeit auf die Leinwand.

Die anderen bevorzugen das Amerikanische. Sie bringen Farbe in den grauen Alltag. Auch das erregt, denn es fehlt der innere Ausdruck, das wahre Leben. Zumindest riecht es nicht mehr nach Provinz. Die deutsche Kunst schließt zum internationalen Stil auf.

Was aber machen die Literaten? Was sinnt und besingt die neue Generation? Erwünscht ist Kunst als Kachelofen. Warm und gemütlich. Wie wäre es mit der Romantik? Romantik ist gute alte deutsche Tradition. Die blaue Blume. Nur auf modern. Nun hat es mit der Romantik nun einmal die Bewandtnis, dass in ihr bereits das Biedermeier steckt. Das sollte niemand schrecken. Romantik ist deutsche Poesie. Das ist die Lösung. Das ist der Rahmen. Darin begegnen sich Innerlichkeit und „das Lied, das in allen Dingen schläft".

Die Dichtung trifft das Zauberwort. Der Zauber wird Programm. Nicht „Tod und Verklärung", sondern „Zauber und Verklärung". Mit dem Arsenal, das die Romantik zur Verfügung stellt. Poesie und Märchenhaftes amalgamieren. Damit schafft sich die junge Dichtergeneration alle Form- und Werkprobleme vom Hals. Die Phantasie ist gefordert. Die Phantasie ist das Ding an sich in der Kunst.

Und was ist phantasievoller als das Märchen? Waldeinsamkeit und Waldvögelein, Schlossruine und Hochwald, Alpengebirge und Rhein, See- und Mondlandschaft, Nebel und Gewitter, Bachforelle und Haifisch, Brunnen und Lindenbaum, Brot und Wein, alles ist verwendbar. Dabei ist der Märchenerzähler sehr wohl vom Dichter zu unterscheiden. Die Feen, Waldgeister, Wasserwesen gehen an der modernen Welt zugrunde. Sie sind selbstlos verschwenderisch, aber der menschliche Egoismus, seine Arglist und seine Grausamkeit vernichten sie.

Das moderne Märchen beginnt nicht mit dem „Es war einmal", sondern „Ich hörte sagen". Es war entschieden nicht das „Geistige", das „Unbekannte" in der Kunst stand auf der Tagesordnung. Und das Unbe-

kannte ist das Märchenhafte, nicht mit dem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zu verwechseln.

Das Märchen ist etwas Ursprüngliches. Wundersame Mächte lenken letztendlich das Geschehen, ordnen das Chaos, stellen die Welt ins Gleiche. Alles wird gut. Das verleiht ihm magischen Glanz:

„O Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?,
Ich schlief, ich schlief –,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: –
Die Welt ist tief.
Und tiefer als der Tag gedacht.“

Märchen, Magie, Verklärung und existenzielles Scheitern, damit kann der Dichter arbeiten. Und er lebt nicht schlecht davon. Auf ihn warten Einladungen, Stipendien, Reisen, Preise. Auftritte in großen Sälen. Man ist gefragt. Die Literatur spendet Wärme in kalten Zeiten.
Die Dichtung trifft das Zauberwort.

## Innerer Monolog

Ein Hörspiel also. Für den Rundfunk. Auftragsarbeit. Man möchte etwas Authentisches. Weibliches. Junges. Obwohl. So jung bin ich gar nicht mehr. Im Vergleich mit den Anderen schon. Die bereits vor dem Krieg publiziert haben. Wer von denen ist unbelastet? Politisch betrachtet. Ich hingegen … Ich durfte der Betroffenheit meiner Generation Ausdruck verleihen. So hat es ein Rezensent einmal formuliert. Auf welches Werk das gemünzt war? Keine Ahnung. Passt aber im Grunde zu allem. Eine universelle Aussage!

Ich kann nicht behaupten, dass ich Auftragswerke besonders schätze. Wenn ich nur an die Libretti denke! Welch ein Aufwand! Immer muss man Rücksicht nehmen. Auf die dummen Sänger, die belanglose Musik, die Befindlichkeit des Tonsetzers. Jeder hält sich für den Nabel der Welt. Denkt, dass ihm allein das Verdienst gebührt. Wenn das Werk Erfolg hat. Immerhin. Die Öffentlichkeitswirkung ist enorm. Alle Scheinwerfer auf mich gerichtet. Wenn ich bei der Premiere in der Komponistenloge erscheine. Das ist die berühmte Dichterin, von der das Libretto stammt, wird geraunt. Was – so jung, so schön, so blond, so begabt. Ein wahres Glückskind, dem die Märchenfee nur gute Eigenschaften in die Wiege gelegt hat. Diese Anmut! Diese Eleganz! In großer Abendrobe. Haute Couture. Gewiss aus einem der teuersten Pariser Ateliers. Dior oder Chanel. Die Nerzstola, lässig von der Schulter geglitten, enthüllt das Dekolleté. Reichlich entblößte Haut und das dreireihige Perlencollier. Doktor der Philosophie ist sie noch dazu! Unglaublich! Sie ist das Zentrum. Leuchtet. Alle blicken auf sie. Welch ein Gefühl, so im Mittelpunkt zu stehen! Die Welt zu Füßen. Von allen bewundert. Von allen beneidet. Von allen begehrt. Diese Verbindung von Geist und Schönheit. Das macht ihr keiner nach.

Sie ist etwas Besonderes. So hat sie sich erfunden. Als sie begann, kleine Stücke aufzuschreiben. Früh. Bereits in den ersten Jahren am Gymnasium. Zunächst aus Langeweile. Um die rege Phantasie zu beschäftigen. Die Resonanz überrascht sie selbst am allermeisten. Die Begeisterung. Der Eltern. Der Lehrer. Die rasche Veröffentlichung. Trotzdem denkt

sie nicht gern an die Kindheit in der Provinz. Sie findet, es passe nicht so recht. Hakt diesen Teil ihrer Biographie ab. So schnell wie möglich.

Sie gibt sich als Kosmopolitin. Unstet. Heute hier, morgen dort. Nicht sesshaft. Paris, London, München, Zürich, Berlin. Amerika. Selbstverständlich. Und natürlich Italien. Immer wieder Italien. Aber nirgendwo heimisch. Wie gesagt. Kein Haus. Nicht einmal eine eigene Wohnung. Keine Ehe. Zahlreiche Affären. Zu viele? Hotelzimmer, möblierte Apartments. Leben aus dem Koffer. Doch auf hohem Niveau. Mit allem Komfort. Was ist schon Geld? Hat man keines, gibt es Freunde, die bereitwillig aushelfen. Nicht nur mit Geld.

Das Hörspiel also. Was soll sie schreiben? Ihr fällt nichts ein. Der Lärm macht sie krank. Die Wohnung an der Stadtautobahn. 24 Stunden Verkehr. Kein Fenster kann man öffnen. Krach, Auspuffgase, unerträgliche Hitze. Typisch fünfziger Jahre. Schnell und kostengünstig hochgezogen. Zweckbau. Aus Beton. Hier erstickt sie. Muss raus. Rasch. Den Hochsommer übersteht sie nicht. Unter solchen Bedingungen schreiben? Ich bin doch nicht so ein Gelegenheitsautor. Ich bin Dichterin! Wie gut ließ es sich in Italien leben! Die Verlagshonorare, die Tantiemen für die Libretti, die Preise, Stipendien. Der Rundfunk honorierte fürstlich. Dreihundert Mark für die Lesung eines Gedichts, eines einzigen Gedichts! In Rom oder Neapel mietet man dafür einen Palazzo. Komplett mit Köchin und Diener. Arbeitskräfte sind spottbillig. Sehr angenehm. Den Alltagskram zu delegieren. Als Dichterin sollte man sich auf das Wesentliche konzentrieren.

Das Werk? Das selbstverständlich auch. Doch was wäre das Werk ohne Netzwerke? Die wollen gepflegt sein. Das kostet Zeit. Allein die aufwändigen Briefwechsel. Jeder fühlt sich übergangen, wenn er nicht postwendend Antwort erhält. Dabei geht es ihnen nicht etwa um Geistiges, sondern um ganz Anderes. Ich durchschaue sie. Spiele mit ihnen. Reize sie auf, um mich dann auf den literarischen Diskurs zurückzuziehen. Lasse sie zappeln. Wecke ihre Eifersucht. Sie sind Wachs in meinen Händen. Sie bemerken es nicht einmal. Ich bin der Star. Von Anfang an. Seit ich zum ersten Mal die Bühne betrat.

Jene Tagung der Rotunde. Wo fand die statt? So ein Kaff an der Nordsee. Oder war es die Ostsee? Der Name ist mir doch tatsächlich entfallen. Nicht so wichtig. Aber ich als Debütantin. Die einzige – fast, also die einzige junge, hübsche, elegante – Frau unter lauter alten Männern. Die haben geschaut! Meine Gedichte kannte man bereits. Die Dichterin nicht. Man erwartete allem Anschien nach ein unscheinbares graues Mäuschen. Dann mein Auftritt! Nein, blond war ich damals noch nicht, aber die dunkelrot geschminkten Lippen und Fingerspitzen boten ausreichend Glamour. Damit hatten sie nicht gerechnet! Wie alt ich damals war? 23, 24? Studium abgeschlossen.

Anstellung beim Rundfunk. Das erste Hörspiel bereits gesendet. Es muss im Frühjahr gewesen sein. Im selben Jahr, als ich zum ersten Mal nach Italien reiste. Anfang September war das, wenn ich mich recht entsinne. Mit meiner Schwester. Und eigentlich nur ihr zuliebe. Damit sie etwas von der Welt sieht. Bevor sie endgültig in der Provinz verschimmelt. Weihnachten sollte sie heiraten. Ich verstehe nicht, warum das so früh sein musste? Sie war doch jünger als ich. Aber eben ganz anders. Überhaupt nicht ehrgeizig. Ohne Geltungsdrang. An Begabung mangelte es nicht. Sie hätte Abitur und Studium mühelos bewältigt. Wollte aber nicht. Ging mit der Mittleren Reife ab, um eine Verwaltungslehre zu beginnen. Mittlere Beamtenlaufbahn. Wie öde. Dass sie und Konrad heiraten würden, wussten sie bereits im Kindergarten. Sie haben es ja prompt realisiert, kaum dass der Bräutigam im Schuldienst war. Konrad ist Grund- und Hauptschullehrer. Wie unser Vater. Die Eltern waren recht enttäuscht. Nicht wegen der Hochzeit. Sie schätzen Konrad wie einen eigenen Sohn. Aber dass Erika keinen akademischen Abschluss hat. Nicht einmal von der Pädagogischen Hochschule.

Nun, sie wollte es so. Und ließ sich nicht dreinreden. Bei ihrer Lebensplanung. In Italien hatte sie nichts anderes im Kopf als Hochzeitsvorbereitungen. Wir sprachen kein Wort Italienisch, verschwendeten unsere Kräfte auf die Organisation des Alltäglichen. Anstrengend und unbequem. Überfüllte Züge. Miese Pensionen. Nicht einmal das Essen schmeckte! Das in Italien eigentlich überall genießbar ist. Wir genierten uns, in ein Ristorante zu gehen. Wussten nicht, was und wie bestel-

len. Ernährten uns ausschließlich von Weißbrot und Käse und billigem Wein. Nicht sehr genussvoll. Die Via Condotti fand Erika langweilig, die Cafés viel zu teuer. Ich hätte mich gern an einem der Tischchen niedergelassen auf einen Campari Orange, um den Duft der großen weiten Welt einzusaugen. Elegante Menschen vorbeiflanieren sehen. Stundenlang vor den Auslagen verweilen. Vor Geschäften, deren Namen ich damals noch nicht einmal buchstabieren konnte. Der Luxus überwältigte mich. Diese Kleider und Hüte, Schuhe und Taschen. So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Einige Jahre später kam es mir ganz geläufig über die Lippen: Wespentaille über weit schwingendem Petticoat-Rock. Flacher Hut mit breiter Krempe. Spitze Pumps mit dünnen Absätzen. Handtasche mit Bambusgriff. Die jungen Frauen in meinem Alter trugen Dreiviertelhosen und ganz flache Slipper, ohne Absatz. Dazu Blusen in rosa-weißem Vichykaro, lässig unter dem Busen geknotet. Den Bauch entblößt. Die Haare zum „Bienenkorb" hochgesteckt oder als Pferdeschwanz. Schwarzer Lidstrich, hellrosa Lippen – à la Brigitte Bardot. Aber das habe ich nicht übernommen. War mir nicht elegant genug.

Erika jedenfalls fehlt das Sensorium für Mode. Leider. Nach zehn Minuten fing sie an zu nerven. „Können wir nichts anderes unternehmen? Mir ist langweilig!" Dabei interessierte sie nichts. Wenn schon nicht Kleider, dann vielleicht Museen? Oder Kirchen, Paläste? Fehlanzeige. Sie dachte nur an die Hauptpost. Konrad hatte versprochen, postlagernd zu schreiben. Am Meer war es nicht besser. Nichts passte ihr. Sie zählte die Tage bis zur Heimkehr. Was kann man machen? Schließlich sehnte sogar ich mich nach dem Ende der Reise. Trotz allen Ungemachs ließ mich die Sehnsucht nach Italien nie mehr los. Die Sehnsucht, alles auszukosten, bis zur Neige zu genießen. Ein Leben, wie es die eleganten Flaneure der Via Condotti führten. Großbürgerlich, verschwenderisch. Ohne Geldsorgen. Leisure Class eben. Kein Kleinbürgermief. Alles bloß kein Kleinbürgermief! Auf gar keinen Fall wie meine Eltern.

Oder – schlimmer noch – wie Erika. Der alles offen stand. Die keine ihrer Möglichkeiten verwirklichte. Nein. So nicht! Ich bin Dichterin. Erwarte vom Leben, was mir als solche zusteht. Luxe, calme et volupté.

Ich weiß, was ich will. Und bekomme es immer. Fast immer. Zumindest eine Sonderstellung. Welche Studentin kam damals so einfach zu einer Wohnung? In den zerbombten Städten. Man kroch notdürftig bei Freunden unter. Hauste in Untermietzimmer von der Größe eines Rattenkäfigs. Ohne fließend Wasser und mit Etagentoilette. Acht Quadratmeter galten bereits als Luxus. Bei bigotten Kriegerwitwen, die jeglichen Besuch untersagten. Herrenbesuch allemal. Oder man blieb gleich zu Hause. Immatrikulierte sich an der nächstgelegenen Universität. Pendelte. Ich sah mich in den Schriftstellerverbänden um. Ein paar taktische Verlagsbestätigungen hier, einige fingierte Buchpublikationen dort – und schon verfügte ich über eine Bleibe in bester Lage. Mit Küche und Bad! Direkt am Park. Sollen mich die Anderen „Sektionschefin" nennen. Mich kränkt das nicht. Im Gegenteil! So viel Neid schmeichelt. Wenn es mit einem Stipendium klappt, habe ich ausgesorgt. Die Literaturzeitschriften reißen sich darum, meine Gedichte zu veröffentlichen. Gegen gutes Honorar. Selbstverständlich. Ich habe meine Mentoren. Werde gefördert.

Weil ich etwas Besonderes bin. Dichterin. Nicht diese Hausfrauenlyrik. Idyllische Poesiealbumverse mit Blümchen und Vögelchen. Sondern schwere Kost. Existenziell. Etwas, das meine männlichen Dichterkollegen ernst nehmen. Müssen. An mir kommt keiner vorbei. Ich bin jung, weiblich. Schreibe. Zugegeben, manchmal fällt es mir schwer. All das Negative, Düstere. Ich bin ein lebensfroher Mensch. Der einfach nur heraus will aus der provinziellen Enge. Leben!

Wer wollte das nicht? In jener Zeit. Die traditionelle Lyrik – abgewirtschaftet. Mancher vertrat gar die These, dass man überhaupt kein Gedicht mehr schreiben könne. Oder dürfe? Etwas extrem, diese Ansicht. Jedenfalls konnte es nicht so weitergehen. Man musste sich etwas einfallen lassen. Auf der rechten Seite stehen. Für die Opfer – gegen die Täter. Die Literatur darf es sich nicht leicht machen. Übergangslos die präsentieren, die vor kurzem Führer, Volk und Vaterland begeistert feierten. Da muss etwas Zeit vergehen. Anstandshalber, sozusagen. Und die Aufarbeitung? Schwierig. – Die nicht gejubelt hatten, waren stumm. Oder tot. Also etwas Neues, Unverbrauchtes, Unbelaste-

tes. Neubeginn. Lauter unbeschriebene Blätter. Zu jung, um irgendwie verstrickt gewesen zu sein. Alt genug, etwas mitbekommen zu haben. So wie ich. Ich stehe auf der richtigen Seite. Halte mich an die richtigen Leute. Die mir nützen. Die mich voran bringen. Harte Arbeit. Oft fühle ich mich erschöpft. Vollkommen ausgelaugt. Dann bleibt nur die Krankheit. Gut, dass ich das Überempfindlich-Zarte beizeiten kultivierte! Obwohl ich mich einer robusten Gesundheit erfreue. Aber das geht keinen etwas an. Könnte ich sonst diese Nächte ohne Schlaf, die vielen Zigaretten, die alkoholreichen Treffen der Rotunde überstehen? Man macht sich unglaubwürdig, wenn man bloß an einem Glas Wasser nippt. Außerdem trinke ich gern. Wein oder Whiskey. Kein Bier. Das macht dumpf. Alkohol entspannt. Man fühlt sich gleich locker. Beim Rundfunk ist das Trinken ritualisiert. Der Redaktionsleiter spendiert den Cognac. Den braucht man. Zur Beruhigung der Nerven. Wenn es mal wieder hoch hergeht. Und es geht immer hoch her. Dazu wird gequalmt, was das Zeug hält. Der überquellende Aschenbecher als Attribut des Intellektuellen. Eine und gleich die nächste. Ohne brennende Zigarette zwischen den Fingern fehlt mir etwas. Ich fühle mich wie amputiert. Für den Morgen danach gibt es Pillen, die munter machen. Danach andere, die beruhigen. Oder welche, die in zwölfstündigen Tiefschlaf versenken. Die Ärzte verschreiben bereitwillig die ganze Palette. Ohne lästige Fragen.

Für die nächste Tagung der Rotunde muss ich unbedingt hellrosa Lippenstift besorgen. Wie ihn die jungen Frauen in Rom tragen. Aber wo? Nichts von dem, was in Italien gang und gäbe ist, bekommt man hier in Deutschland. Ich könnte Simon in Paris besuchen? Lieber nicht. Besser Klaus. Wir haben uns bei der Herbsttagung der Rotunde kennen gelernt. Klaus ist Komponist. So alt wie ich. Ziemlich erfolgreich. Er ist sehr angetan von mir. Auch ohne hellrosa Lippen. Italien? Klaus rechnet vor, mit wie wenig man dort auskommt. Und trotzdem weitaus besser lebt als anderswo. Ich könnte mich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Die Arbeit beim Rundfunk frisst mich auf. Meist komme ich erst nach Mitternacht aus dem Sender. Sogar am Wochenende. Keine Zeit, Briefe zu beantworten. Von meiner dichterischen Arbeit ganz zu schweigen. Ich brauche Ruhe. Klaus soll ab August das Häuschen für

mich reservieren. In der Nähe seiner Villa. Mal sehen. Wie es mir gefällt. Was sich ergibt. So als freie Schriftstellerin. Schade, dass das Libretto bereits vergeben ist. Wird wohl nicht die letzte Oper von Klaus sein? Hoffentlich. Klaus verkauft sich wirklich geschickt. Bewundernswert. Von ihm kann man lernen. Ich muss die Stelle beim Rundfunk aufgeben. Mich auf das Wesentliche konzentrieren. Simon sagt , dass mich die viele Arbeit krank macht, vom Dichten abhält. Zugegeben. Ich lerne einiges dabei. Und das Hörspiel, mein erstes Hörspiel findet überall Zustimmung. Hätte ich nicht gedacht. Schließlich ist das Thema nicht ganz neu. Sagen wir so, ich habe mich vom Text eines Kollegen etwas inspirieren lassen. Honi soit qui mal y pense! Keiner nimmt es übel. Hörspiele sind Etüden, Fingerübungen. Im Gegensatz zu den Gedichten. Wird Zeit, dass sie endlich als Buch erscheinen. Nur meine Werke. Ausschließlich. Nicht nur Beiwerk in Zeitschriften. Zusammen mit anderen. Selbst wenn es gut bezahlt wird.

Alles dreht sich ums Geld. Warum hat man es nicht einfach? Es rinnt mir durch die Finger. Weg ist es. Rasch ausgegeben. Für Bücher und Schallplatten, Kleider, Geschenke, Reisen. Ich kann damit nicht umgehen. Sparsam haushalten. Zurücklegen für schlechte Zeiten. Geld macht mich nicht glücklich. Ich bin verschwenderisch. Für mich und andere. Liebe es, mich immer wieder neu zu erfinden. Schlüpfe gern in andere Rollen. Je nach dem, wo ich mich gerade aufhalte. In welcher Umgebung. Wenn ich die Fotos betrachte, die Franz aufgenommen hat. Als wir zusammen lebten. Frisch vom Friseur. Exakt geschnittener Pagenkopf, ganz dezent blond gesträhnt. – Blond steht mir gut! Später bin ich noch blonder geworden. Der Schnitt hat ein Vermögen gekostet. Beim Avantgarde-Coiffeur von Zürich. Hat sich gelohnt. Wenn man bedenkt, wie damals die Wald-und-Wiesen-Figaros ihre Kundinnen entstellen. Mit viel zu dunklen Einheitstönungen, fast schwarz, und auftoupierter Dauerwelle, die wie eine Persianermütze auf dem Kopf thront. Lauter kleine runde Löckchen. Niemand hat von Natur aus solche Locken. Es sei denn ein Karakulschaf. – Zurück zu meinem Bild. Ärmelloses hellgraues Etuikleid. Der Saum endet knapp über dem Knie. Zeigt Bein. Beim Sitzen etwas mehr. Wenn der Rock ein bisschen hoch rutscht. Die drei Stränge der Perlenkette. Geschenk von Franz.

Am linken Handgelenk zur Armbanduhr ein goldenes Armband mit Anhänger. Dezent, nicht zu protzig. Rechts die Zigarette. Der Gesamteindruck – sophisticated. Sehr Jackie Kennedy. Ganz so, wie Franz mich wollte. Ob ich mich verkleidet fühlte? Ja und nein. Die kühle klassische Eleganz entspricht nicht unbedingt meinen Vorstellungen. Ich ziehe das Üppige, Auffallende vor. Obgleich ich zugebe, dass diese Art von Outfit kleidsam sein kann. Im Grunde immer nur Rollen, die ich spiele. Die ich gern spiele. Die eine mehr, die andere weniger. Wie mich die Männer sehen. Die berüchtigte Frage nach der Identität stellt sich nicht. Wozu auch? Ich genieße es, eine jeweils andere Person zu geben. Mein literarisches Werk ist auch nicht aus einem Guss. Ich lasse mich inspirieren. Zitiere, ohne es kenntlich zu machen. Das gilt als mein Stilprinzip. Deshalb liest man die Werke der Kollegen. Wozu denn sonst? Hinterher lässt sich nichts mehr nachweisen oder nachvollziehen. Selbst wenn sich bis heute ganze Generationen von Literaturwissenschaftlern abmühen. Vergebens!

Ich muss weg von hier! Ich hasse dieses Land. Jeder Versuch, mich in dieser bundesrepublikanischen Wirklichkeit einzurichten, schlägt fehl. Ich ertrage dieses Deutschland nicht. Diese Wirtschaftswunderselbstzufriedenheit. Nationalsozialismus – Konzentrationslager – Kriegsgräuel. Was ist das? Alles verdrängt. Uns geht es gut. Wir stellen keine Fragen. Spießer, allesamt. Die mich mit Schmutz bewerfen, weil ich Stellung beziehe. Politisch. Gegen die atomare Aufrüstung. Das nimmt man mir übel. Alte Freunde verurteilen mein Engagement als Grenzüberschreitung. Erstaunlich. Klaus gesteht man das zu. Der darf in Italien Mitglied der kommunistischen Partei sein, wird aber trotzdem an großen konservativen Bühnen gespielt. Und eben das „Bürgertum“, das mich stigmatisiert, klatscht ihm begeistert Beifall. Was mache ich falsch? Warum gesteht man mir keine eigene Meinung zu? Als Frau. Ich bin keine Feministin. War nie eine. Simone de Beauvoir? Das andere Geschlecht? Nie gelesen. Ich bewege mich ausschließlich in männlichen Netzwerken. Mit Liebesbeziehungen gehe ich um wie ein Mann. Keine Vorwürfe, wenn sie zu Ende gehen. Keine Enttäuschung zeigen. Keine Tränen. Freundschaft hat Vorrang. Die bleibt. Verständnis mimen, wenn er dich betrügt. Er kann dir nützen, auch wenn er nicht mehr

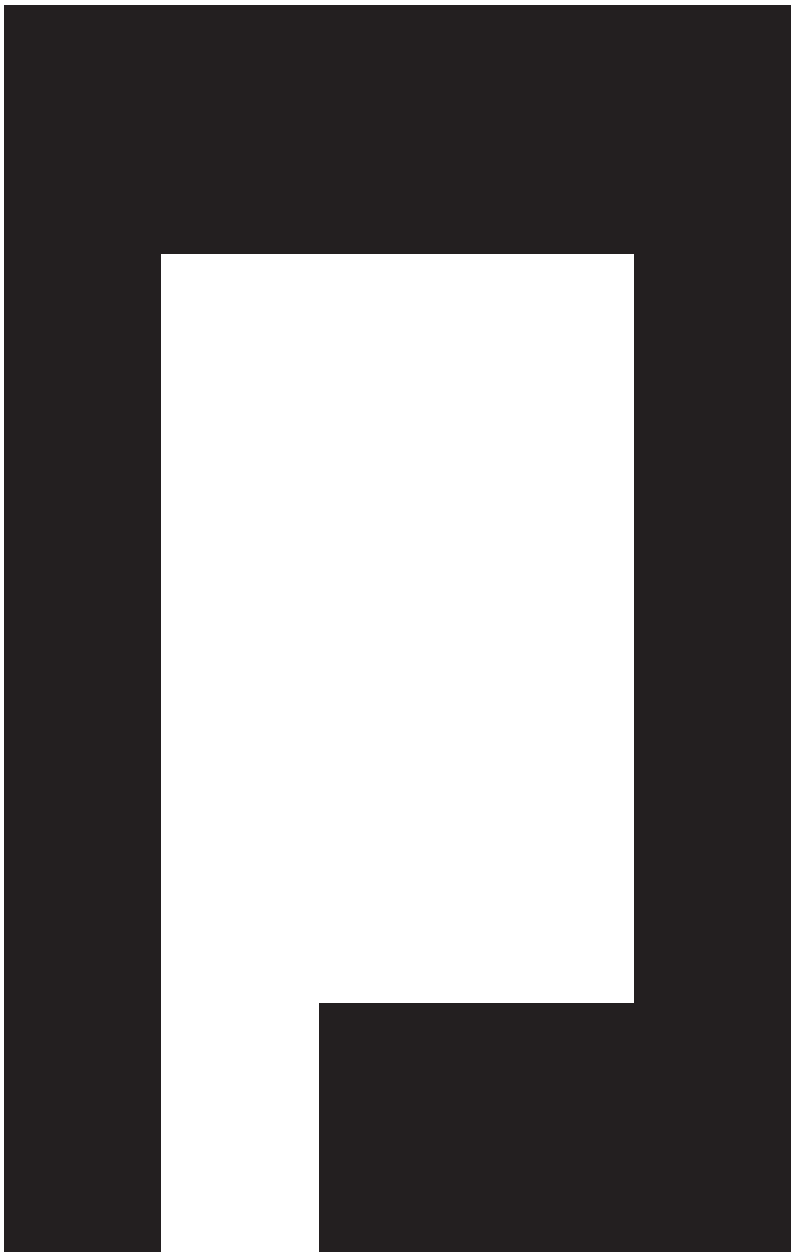
dein Liebhaber ist. Manchmal sogar mehr. Wenn ihn schlechtes Gewissen verfolgt, wenn ihn Schuldgefühle plagen. Es heißt klug sein. Ihn nicht entwischen lassen. Höre geduldig zu, wenn er über deine Nachfolgerin klagt. Sprich zu ihm von anderen Männern. Von Anfang an. Du bist immer offen. Von brutaler Ehrlichkeit, wenn nötig. Er darf nie den Eindruck gewinnen, er sei der einzige. Seine Eifersucht muss köcheln. Auf kleiner Flamme. Oder auf größerer. Je nach dem. Komisch, dass dieser kulinarische Vergleich ausgerechnet mir einfällt, die überhaupt nicht kochen kann. Nicht einmal ein Spiegelei braten. Niemand nahm daran Anstoß, außer … Es gibt Personal oder man isst auswärts. Kein Problem. Ich habe mich konsequent diesem Hauswirtschaftskram verweigert. Immer schon. Meine Mutter gab es irgendwann auf, mir diesbezüglich etwas beizubringen. Ich richte nur Chaos an. Oder schließe mich mit einem Buch auf der Toilette ein. Wenn ich Geschirr abtrocknen soll. Später übernimmt Erika diese Art von Verrichtungen. Praktischerweise. Sie findet Vergnügen daran und Mutter ist zufrieden. Mich lässt man fortan in Ruhe. Das Schreiben untermauert meinen Sonderstatus. Ich bin etwas Außergewöhnliches. Bin Dichterin.

Irgendwann geht das Spielerische beim Schreiben leider verloren. Zu Anfang ist es leicht. Es läuft von selbst. Sozusagen. Klaus wirft mir oft mangelnde Disziplin vor. Er sagt, die Kunst stehe über allem. Sei einzige Rechtfertigung des Daseins. Ich solle mich nicht ablenken lassen. Durch nichts. Schon gar nicht durch Liebesbeziehungen. Weder durch bestehende noch durch zerbrochene. Ich schaffe das nicht. Bin nicht so fleißig wie er. Lasse mich willig ablenken. In zunehmendem Maße. Je schwerer das Schreiben fällt. Ich weiß schon selbst, was ich müsste. Was ich muss. Und doch. Mich von diesem Zwang zu befreien … Nein, es funktioniert nicht. Alle Versuche schlagen fehl. Ich muss weitermachen. Egal wie. Immerhin steht mir der Weg nach Italien offen. Mag es kommen, wie es will. Bei Klaus finde ich Unterschlupf. Fürs Erste. Ein Fluchtpunkt, wenn die Welt zusammenbricht. Ein Fixpunkt in meinem allzu bewegten Leben. Luxe, calme et volupté? Ach ja, ich vergaß das Alter. Bei meiner Lebensplanung. Dachte, dass es ewig so weiter geht. Wie mit Anfang zwanzig. Ein Erfolg jagt den nächsten. Die Zeiten ändern sich. Banal, aber wahr. Nur ich, ich ändere mich

nicht. Au fond. Äußerlich schon. Da bin ich das reinste Chamäleon. Aber sonst?

Alleinsein macht depressiv. Ich brauche Menschen um mich. Unterhaltung. Events. Am besten solche, bei denen ich im Mittelpunkt stehe. Vorträge fallen mir schwer. Meine Nerven halten dem Druck nicht stand. Meine Stimme nimmt Dialektfärbung an. Wird dünn. Überschlägt sich. Kleinmädchenhaft. Ich breche in Tränen aus. Früher fand man das authentisch. Oder zumindest rührend. Mit fast vierzig wirkt es bloß noch peinlich. Ich bin nicht mehr das „Elfchen". Leider. Dabei hielte ich nur zu gern die Zeit an. Die Rolle der Erwachsenen behagt mir ganz und gar nicht. Ich möchte umsorgt und beschützt sein. Eingepackt und mitgenommen. Aufgefangen. Der Mann kümmert sich um alles. Das Unangenehme, das man einem ätherischen Geistwesen wie mir nicht zumuten darf. Ich bin so hilflos.

Die Belange des Alltags überfordern mich. Termine. Behördengänge. Ich schaffe es nicht, meine Stipendienanträge fristgerecht einzureichen. Von den Abgabeterminen für Manuskripte ganz zu schweigen. Einer Dichterin sieht man das nach. Froh, jemanden wie mich zu präsentieren. Mein Weg ist geebnet. Ich habe die Wahl. Stets mehrere Optionen. Nicht nur in puncto Liebhaber. Tempi passati! Studentenrevolte, Frauenbewegung. Ich verstehe nicht, was diese jungen Leute wollen. Für mich interessiert sich keiner mehr. Die Aufarbeitung der Vergangenheit? Nicht mehr in der Literatur. Anderswo. Was soll ich machen? Ich habe den Verlag gewechselt. Von Rösler in München zu Liebig nach Frankfurt. Dem neuen Avantgarde-Verlag. Der große Wolfgang rät dringlich, es mit einem Roman zu versuchen. Mit weiblicher Protagonistin. Leicht gesagt. Ich will keinen Roman schreiben. So viele Seiten. Viel zu aufwändig. Da weiß ich in der Mitte nicht mehr, wie die Personen in den ersten Kapiteln aussehen. Ich müsste mich richtig anstrengen. Mit Storyboard und Personenübersicht. Mir etwas einfallen lassen. Über Jahre hinweg kontinuierlich und diszipliniert arbeiten. Jeden Tag wenigstens eine Seite. Wie Thomas Mann. Was haben wir uns darüber lustig gemacht! Romanautoren mit Buchhaltern verglichen. Penibel und fleißig. Bei der Rotunde werden sie belächelt. Abge-



sehen von den wenigen Großschriftstellern. Die es geschafft haben. Die ordentlich verdienen. Eher die Ausnahme. Üblicherweise provinziell versponnene Typen, verklemmt, mit bürgerlichem Brotberuf. In ihren Mußestunden, abends, bringen sie zu Papier, was keiner lesen will. Außer ihnen selbst. Und was keiner druckt. Die Hierarchie: Lyrik – Drama – dann lange nichts – dann Prosa. Schreibt man zu abgehoben, liest es keiner. Schreibt man spannend, ist man schnell Trivialautor. Nur wenigen gelingt es, die rechte Stilhöhe zu treffen. Zugegeben, die werden belohnt. Aber zunächst wollen ein paar hundert Seiten geschrieben sein. Nein, Tag für Tag über einem Manuskript zu sitzen, ist nichts für mich. Und das über Jahre. Mit vager Aussicht auf entsprechende Anerkennung. Schon die Poetik-Vorlesung war ein Graus. Am liebsten hätte ich die ganze Veranstaltung abgesagt. Man fühlt sich ausgesetzt. So exponiert. Ich kann das nicht. Allein, der Verleger macht Druck, das Honorar lockt. Ich brauche es dringend. Wenn die Tantiemen für die Libretti nicht wären … Ich kann von Glück sagen, dass Klaus häufig gespielt wird. Der Verkauf der Gedichtbände bricht ein. Die Sender zahlen nicht mehr wie früher. Wenn überhaupt noch Gedichte gelesen werden. Bleiben nur noch Gelegenheitsarbeiten. Reportagen oder ähnliches. Vielleicht sollte ich etwas für die Bühne schreiben? Theaterstücke bringen Geld. Genug für ein Haus im Tessin und einen Jaguar. Wenn sie zur Aufführung kommen.

Frauen langweilen mich. Ich interessiere mich nur für eine. Und das bin ich selbst. Freundinnen? Nie gehabt. Mir reicht meine Schwester. Es nervt, mit einem jüngeren Gör das Zimmer teilen zu müssen. Um zehn wird das Licht gelöscht, das Kind muss schlafen. Für meinen Bruder baute man den Dachboden aus. Der braucht seinen eigenen Bereich. Ich muss mich arrangieren. Später, vor dem Abitur, setzte ich durch, dass ich abends im Wohnzimmer lernen durfte. Wenn alles schlief. Ich erinnere mich ungern. Wiewohl meine Kindheit nicht unglücklich war. Oder gar traumatisch. Zuweilen lasse ich derartiges dezent anklingen. Aber nur, um mich interessant zu machen. Es war eine stinknormale kleinbürgerliche Kindheit. Ohne Höhen und Tiefen. Wie bei den meisten. Von denen ich mich abheben will. Schon früh abheben wollte. Indem ich ironisch damit spielte und mich der Rotunde als Heimatdich-

terin vorstellte. Was blieb mir anderes übrig? Mundartliche Sprachfärbung und provinzieller Habitus wiesen mich unverkennbar als solche aus. Man fand das charmant. Ich aber trachtete danach, diesen Goût möglichst rasch loszuwerden. Ja, ich empfand es so. Als Stigma. Nein, im Grunde als etwas Peinliches, Unappetitliches. Wie Körpergeruch. Wenn ich die Schnappschüsse aus jener Zeit betrachte, packt mich Entsetzen. Beim Anblick ebenso biederer wie unkleidsamer Röcke und Blusen, schlecht frisierter, fettiger Haare. Als ich beim Rundfunk arbeitete, habe ich plötzlich zugenommen. Das ungewohnt regelmäßige Essen in der Kantine. Das zur Hauptsache aus Beilagen bestand. Von einem Tag auf den anderen verloren meine Züge ihren jungmädchenhaften Schmelz. Die Nase ging in die Breite. Kinn und Wangenknochen traten derb hervor. Die Wangen wölbten sich prall. Alles in allem – wenig anziehend. Ich beneide Frauen, die es verstehen, ihrem Erscheinungsbild über Jahrzehnte hinweg eine feste Form zu verleihen. Die wissen, was ihnen steht und was nicht. Die ihre Figur konservieren. Mit Diät, mit Sport, was auch immer. Die nie zum Falschen greifen. Bei denen alles stimmt. Kleider, Accessoires, Frisur, Make-up. Bei mir ist das Glückssache. Zufall. Hängt stark von meiner Befindlichkeit ab. Und vom Umfeld. Von Anregung und Inspiration.

Ich experimentiere zu viel. Wenn ich einen Stil gefunden habe, der zu mir passt, bleibe ich nicht lange dabei. Muss etwas Neues ausprobieren. Fast zwanghaft. Weil ich hoffe, es könnte noch besser sein. Häufig entpuppt sich das als Fehlgriff. Jedoch, ich kann nicht anders. Lerne nicht aus Fehlern. Ich habe keinen Stil. Ich schlüpfe nur in unterschiedliche Rollen. Bei einer einzigen zu verharren, entspricht nicht meinem Naturell. Ich gebe mich so, wie mich die Männer haben wollen. Wie ich mir vorstelle, dass mich die Männer haben wollen. Legen sie Wert auf gepflegtes Äußeres, auf Eleganz, bemühe ich mich darum. Wenn nicht, umso besser, strenge ich mich erst gar nicht an. Was meinem Wesen entgegenkommt. Gewiss, ich genieße es, im Mittelpunkt zu stehen. Gesellschaftlich. Mit Klaus. Oder mit Franz in Zürich. Hin und wieder. Aber nicht täglich. Viel zu viel Arbeit. Das kann der großbürgerlichste Liebhaber nicht von mir erwarten. Dann muss er sich eine adrette kleine Hausfrau suchen. Keine Dichterin! Schließlich geht es um Geis-

tiges. Nicht darum, jeden Tag flott frisiert zu sein. Ich sitze auch im Nachthemd mit Bettschal an der Schreibmaschine. Und brauche zum Schreiben meine Drogen. Zigaretten – Alkohol – Tabletten. Das redet mir keiner aus. Damit müssen sie leben. Anders kann ich nicht existieren. Ich muss mich aufputschen und beruhigen. Brauche Nikotin, um mich zu konzentrieren. Alkohol für den Exzess. Für die Orgie. Oder einfach so. Um mir mein Leben schön zu trinken. Um die Einsamkeit nicht an mich herankommen zu lassen. Das Alter. Aber – ich bin eine unauffällige Alkoholikerin. Ich betrinke mich nicht in der Öffentlichkeit. Nur innerhalb meiner eigenen vier Wände. Man muss vertrauten Umgang mit mir pflegen, um etwas davon mitzubekommen. Ein paar Freunde, meine Haushälterin. Doch die sind diskret.

Ich habe mir stets Mühe gegeben, den schönen Schein zu wahren. Die Illusion nicht zu zerstören. Bella Figura zu machen. Sogar in schlimmen Zeiten. Nach der Katastrophe mit Franz. Als ich nicht wusste, wie es weitergeht. Ich will nicht daran denken. Will mich nicht erinnern. Beneide Klaus um die Fähigkeit zu sublimieren. Der arbeitet Tag und Nacht. Mag er sich noch so schlecht fühlen. Ich vermag mich nur mit Mühe zu motivieren. Seit der Erfolg sich nicht mehr automatisch einstellt. Wie früher. Als ich Gedichte am Fließband produzierte. Wie Fingerübungen auf dem Klavier. Ohne viel nachzudenken. Quasi nebenbei. Ohne Anstrengung. Gerade das Ungereimte und Sinnlose wurde bejubelt. Was mich nicht erstaunt. Ich bin es gewohnt. Dass man mich bewundert. Seit ich zurückdenken kann, begleitet mich das Bewusstsein, etwas ganz Einzigartiges, Außergewöhnliches zu sein. Alle Männer verliebten sich in mich. Zum 22. Geburtstag dedizierte mir Simon ein Gedicht. Er, der aufgehende Stern. Das machte Eindruck! Er überschüttete mich mit Blumen. Nein, keine roten Rosen. Ungleich aparter – roter Mohn. Bücher und Zigaretten. Bald darauf reiste er ab. Nach Paris. Für immer. Und heiratete eine andere. Wenn er geblieben wäre? Wer weiß? Trotzdem – eine schöne Zeit. Ich hier, er dort. Wir schrieben herzerwärmende Briefe – und mir blieben alle Freiheiten. Die brauchte ich auch. Es gab viel zu tun. Studium, Promotion, Stipendien. Dazu meine Aktivität im Schriftstellerverband. Eine Einladung zur Rotunde erhält man nicht ohne weiteres. Das erfordert Anstrengungen im Vor-

feld. Man muss sich ins Gespräch bringen. Bei den richtigen Leuten. Das verstehe ich. Wie niemand sonst. Funktioniert immer. Fast? Schweigen wir. Ich lasse mich nicht kleinreden.

Wenn es der große Wolfgang will, schreibe ich ihm sogar einen Roman. Obwohl das nicht mein Genre ist. Wie gesagt. Fremde Menschen interessieren mich nicht. Ich will mich nicht in ihre Psyche versetzen. Wenn überhaupt, kann ich nur mich darstellen. Stoff genug! Doch es gelingt mir nicht, ihn zu strukturieren. Klaus hat Recht. Mir fehlt die Kontinuität. In Bezug auf mein Schaffen. Im Leben sowieso. Obwohl ich mich darum bemühe. Nicht meine Schuld, wenn alle Versuche scheitern. Niemand kann mir vorwerfen, dass mir klare Vorstellungen fehlen. Ich weiß genau, was ich will. Leben! Nicht kleinbürgerlich. Wie meine Eltern. Oder meine Schwester. Sondern luxuriös. Verschwenderisch. Ohne Geldsorgen. Stilvolles Heim, gutes Essen, teure Kleider, Schmuck. Reisen. Ein gesellschaftlicher Rahmen, in dem man sich präsentieren kann. Da vergehen die Tage wie im Flug. Mit Anproben und Friseurbesuchen. Die lästige Frage nach künstlerischer Produktivität stellt sich erst gar nicht. Es reicht, vom Ruhm zu zehren. Man konserviert ihn. Wie die Früchte im Alkohol. Verfasst ab und an, aus Langeweile oder wenn es gar nicht anders geht, innerhalb von zwei, drei Wochen ein Theaterstück. Das einen in die Schlagzeilen bringt. Üppig honoriert obendrein. – Leben in den Metropolen. Selbstverständlich verfügt man dort über ein eigenes Apartment. Der Palazzo in Rom, die Villa in den Albaner Bergen. Und ein Domizil am Meer. Südfrankreich oder so. Überlandfahrten im Sportwagen. Mit offenem Verdeck. Luxushotels und Gourmettempel. Empfänge und Premieren. Charmanter Smalltalk – mein Metier.

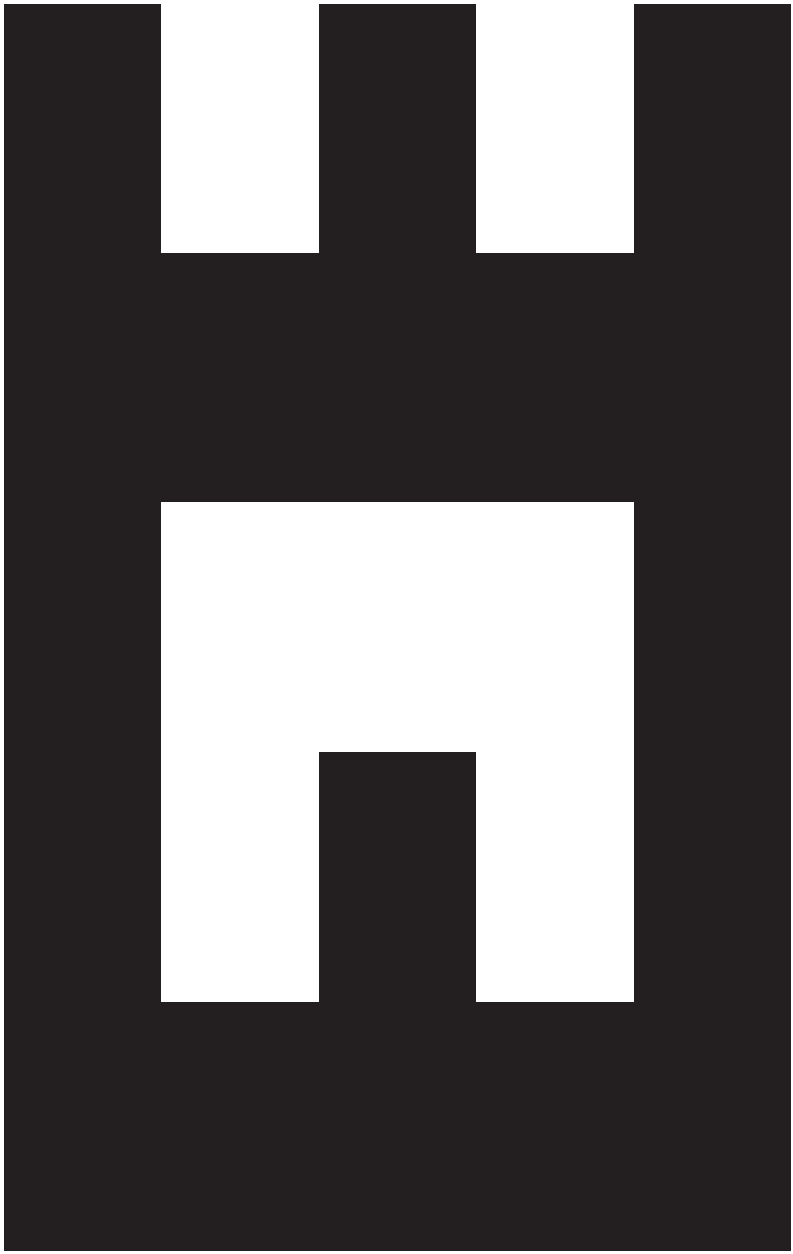
Wenn ich mich im Mittelpunkt fühle, überstrahlt mein Glanz alles andere. Denn ich bin nicht irgendeine Gesellschaftsdame. Ich bin Dichterin. Als solche oberflächlich aus Tiefe. Das kommt gut an. Bei den zahlreichen Verehrern. Je mehr desto besser. Man kann sie gegeneinander ausspielen. Was sie nur stärker an mich bindet. Dass ich mich literarisch als Opfer männlicher Macht stilisiere, empfinde ich keineswegs als Widerspruch. Leben und Werk sind zwei Paar Stiefel. Obwohl ich

öffentlich genau das Gegenteil postuliere. Als Tochter der Täter bleibt mir nur die Opferrolle. Die Identifikation mit den Opfern. Das habe ich frühzeitig erkannt. Der Erfolg gibt mir Recht. Oder muss ich sagen, gab mir Recht? Die Zeiten ändern sich. Obwohl ich mich weigere, Kenntnis davon zu nehmen. Ich bin nicht mehr zeitgemäß. Eine neue Generation von Schriftstellerinnen wächst heran. Eine andere Gesellschaft. Mir bleibt das römische Exil. Seit Klaus auf dem Land lebt, fühle ich mich verlassen. Obwohl ich ihn jederzeit besuchen kann. Ich ertrage seinen Fleiß nicht. Auch so eine Alterserscheinung. Früher konnte mir keiner ein schlechtes Gewissen machen. Es gab keinen Müßiggang. Der ständige Schwarm von Verehrern, Reisen, Lesungen. Politisches Engagement. Heute fragt mich keiner mehr. Ich bin ein Fossil. Die Dichterin – berühmt in den Fünfzigern, skandalös in den Sechzigern. Vergessen in Rom.

Keiner, der mich über die Spanische Treppe huschen sieht, erkennt mich. Eine Frau Mitte vierzig. Schwarzes Lackleder lässt mich älter erscheinen. Und ein wenig „billig". Zum allzu hellen Wasserstoffblond. Eine Frau, die ihr Alter nicht akzeptiert. Die nicht mit Stil zu altern versteht. Sich an eine Jugend klammert, die längst verblüht ist. Für immer und ewig das Mädchen bleiben will. Früher Erfolg macht abhängig. Bleibt er aus, wird er durch andere Suchtstoffe ersetzt. Alkohol, Tabletten, Jünglinge. Episoden. Wenn die Wirkung nachlässt, beginnt das Elend von neuem. Wie verbringt man die Tage? Zwischen Zeitungslektüre und Bummel über die Via Veneto? Journalisten verirren sich selten zu mir. Angebote bleiben aus. Der Verleger klagt über sinkende Verkaufszahlen. Bedenklich. Wann habe ich aufgehört zu schreiben? Mir fehlt Inspiration. Anregung von außen. Die habe ich immer gebraucht. Und immer gefunden. Das habe ich mir vom Zusammenleben mit Franz erhofft. Dass er mich zu einem Roman motiviert. Oder zu einem Theaterstück. Aber ich habe ihn nur nervös gemacht, mit meiner Fragerei. Ihn vom Schreiben abgehalten. Da versteht er keinen Spaß. Als er krank wurde, hat er mich weggeschickt. Das nehme ich ihm übel. Als er gesund war, wollte er mich wieder. Machte mir einen schlappen Heiratsantrag. Brieflich! Ich hätte annehmen sollen. Statt ihn zappeln zu lassen. Welche Fehleinschätzung! Für ihn war das Thema ein- für alle-

mal abgehakt. Ich musste weg, aus der gemeinsamen Wohnung. Damit ich ihn nicht beim Schreiben störe. Zu Repräsentationszwecken war ich wieder erwünscht. Das hat ihm gefallen. Mit mir zu renommieren. Hinterher beklagt er sich, wenn ich Hausfrau spiele. Obwohl er alles organisiert. Angeblich. Ich habe nur versucht, seinen Vorstellungen zu entsprechen. Nein, ich war ihm nicht gewachsen. Er hat mich vernichtet. Dabei hätte es so schön sein können. Wie ich es mir erträume. Ich habe es satt. Nirgendwo sesshaft, immer unterwegs. Will eine feste Bindung. Eine gesicherte Existenz. Unabhängigkeit vom literarischen Betrieb. Als Gattin eines wohlhabenden Mannes. Das alles lag zum Greifen nah. Warum musste es so enden? Er hat mich zerstört. Physisch und psychisch. Stiehlt sogar meine Einfälle. Um einen Roman daraus zu machen. Den alle Welt bejubelt. Selbst literarisch beutet er mich aus. Als nichts mehr zu holen ist, als ich vollständig ausgeweidet bin, wirft er mich weg. Auf den Müll! Auf und davon mit einer Studentin, jünger als seine Töchter! Keine Spur von Schuldbewusstsein. Vor seiner Abreise besucht er mich in der Klinik. Wozu? Er nimmt schon lange keinen Anteil mehr an mir. Habe ich ihn jemals berührt? Oder war ich von Beginn an nur Aushängeschild? Meine mondänen Allüren. Meine Nonchalance. Trotz miefigen Backgrounds.

Den großbürgerlichen Anstrich verdanke ich Klaus. Er hat mir Lebensart beigebracht. Und selbst praktiziert. Wenn kein Geld da war, dann eben auf Pump. Das steht uns zu. Als Künstlern. Meint er. Das brachte mich auf den Geschmack. Damals, als wir zusammenlebten. Gewiss, für deutsche Verhältnisse reichte es allemal. Ich war jung, begabt, hübsch. Deshalb in den Schriftstellerkreisen, in denen ich verkehrte, eine Ausnahmeerscheinung. Mit dunkelroten Lippen und Fingernägeln fühlte ich mich als Vamp. Bis ich nach Italien kam. Echte Eleganz kennen lernte. Allein hätte ich nie gewagt, einen jener Edelschneider aufzusuchen. Oder auch nur die göttlichen Pumps von Ferragamo oder André Perugia anzufassen. Die Berührungsängste bauten sich rasch ab. Unter fachkundiger Anleitung von Klaus. Der hat sowieso den besseren Geschmack. Zugegeben. Ich neige zu Fehlgriffen. Hinterher, auf Fotografien zum Beispiel, vermag ich Unschmeichelhaftes zu erkennen. Nicht aber, wenn ich es vor dem Spiegel anprobiere. Ich wähle regelmä-



ßig das Verkehrte. Es ist zu nah. Mein Urteil funktioniert erst aus der Distanz. Umso mehr verstimmen mich Aufnahmen mit plattem strähnigem Haar. In einem Pullover, in dem ich wie eine Matrone wirke. Der durch Raffungen an der falschen Stelle einen stämmigen Oberkörper vortäuscht. Der mit seinen Applikationen billig wirkt, wiewohl er nicht wenig gekostet hat. Wenn mir nicht die Zeit für einen Friseurbesuch bleibt, darf ich mich weder fotografieren noch filmen lassen. Ich komme mit meinem Haar selbst nicht zurecht. Nie sitzt es so, wie es soll. Der Salon in Zürich vollbrachte wahre Wunder. – Was man bei den Preisen erwarten kann! – Einwandfrei geschnitten und geföhnt. Der Bob wirkte ganz natürlich und lässig. Dezent aufgehellt durch blonde Strähnchen. Ganz dünn, eigentlich nur Lichtreflexe. Damals, als Dauerwelle und Lockenwickler dominierten, eine absolute Seltenheit.

Später ließ ich die Haare wachsen. Bis über die Schulter. Dachte, so besser damit fertig zu werden. Man kann sie zusammenbinden, wenn sie nicht mehr locker fallen. Pferdeschwanz. Ab einem gewissen Alter leider nicht mehr ganz passend. Also probiere ich dies und das. Finde keinen Stil. Vielleicht ist gerade das mein Stil? Immer so, wie andere mich gern hätten. Anpassungsfähig. Was jedoch, wenn man sich keinem mehr anpassen kann? Wenn niemand mehr vorgibt, wer man zu sein hat? Dann müsste man selbst … ? Ach was, man findet immer einen. Mangel an Verehrern hatte ich nie. Eher zu viele. Die sich gegenseitig im Weg standen. Nein, in der Schulzeit nicht. Da hielt ich mich zurück. Wenn mir etwas nicht passte, schützte ich Krankheit vor. Das erwies sich als nützlich. Auch später. Hat mich aus allem herausgehalten. Ohne meine Ablehnung kundtun zu müssen. Zu schreiben habe ich aus Langeweile angefangen. Was soll man tun, wenn man krank zu Hause liegt? Lesen, schreiben.

Jetzt ist es zu spät für eine bürgerliche Existenz. Die Weichen sind gestellt. Ich habe mich verspekuliert. Auf eine akademische Laufbahn gesetzt. Die sich nicht realisieren ließ. Das konnte ich nicht ahnen. Schreiben in den Mußestunden, nicht als Beruf. Nicht als Existenzgrundlage. Wie Klaus kann. Als Komponist. Mit seinen Auftragswerken. Da fließt Geld, noch ehe die erste Note geschrieben ist. Für jede

Aufführung gibt es Tantiemen. Und Klaus wird oft gespielt. Ich weiß das genau, seit ich beteiligt bin. Durch die Libretti, die ich verfasste. Immerhin eine Grundsicherung. Dazu ein Stipendium. Davon lebt es sich nicht übel. Vor allem im Ausland. Mit den diversen Zulagen. Oder in Berlin. Riesige Altbauwohnung am Grunewald. Mit Parkett und Stuckdecke. Spottbillig. Da bleibt noch Geld für die Zugehfrau. Die brauche ich. Mit Haushaltskram beschäftige ich mich nicht. Meine Kenntnisse gehen über das Aufbrühen von Tee nicht hinaus. Auch so eine Manie von Klaus. Das englische Teeservice aus Sterlingsilber entdeckte ich in Bremen. Auf einer Lesereise. Bestimmt für den gemeinsamen Haushalt. Aus dem nichts wurde. Aber die Teekanne leistet mir immer noch gute Dienste.

Gedämpftes Licht. Warmer Kerzenschimmer schmeichelt nicht nur dem Kirschbaumholz der Biedermeiermöbeln, sondern ganz besonders meinem Teint. Leise Musik. – Vivaldi, Chopin-Etüden, italienische Barock-Canzoni. – Ich zelebriere den Tee. Ganz langsam. Genüsslich. Fast etwas umständlich. Das gibt dem Besucher Zeit, mich ungestört zu betrachten. Wie ich etwas vornübergebeugt Tee in die Schalen gieße. Gebäck anbiete. Dem Gast, der gegenüber sitzt. Jenseits des niederen Beistelltischs. In seinem Fauteuil. Ich räkle mich auf dem Sofa. Die hochhackigen Pumps habe ich abgestreift. Die Beine angezogen. Nackte Füße mit rot lackierten Nägeln. Nicht zu viel Bein.

Beide Hände umfassen die Teeschale. Wie um sich daran zu wärmen. Hilflos, schutzbedürftig. Ein ätherisches Wesen. In anderen Sphären schwebend. Jeglicher Banalität des Alltags enthoben. Das wirkt. Auf Männer. Diese faszinierende Mischung aus Weiblichkeit und knallhartem, fast möchte man sagen männlichem Verstand. Die Mischung macht's. Die junge Naive war ich nie. Auch wenn ich sie gern gab. Zu Beginn des Studiums. Als Provinzgänschen in der großen Stadt. Ich habe mich bewusst so stilisiert in den intellektuellen Zirkeln. Das kam gut an. Blaustrümpfe gibt es genug. Aber so ein junges, frisches, unverdorbenes Ding. Da schauen sie, die alten Herrn! Wenn ihnen schließlich ein Licht aufgeht, sie mit Erstaunen erkennen, dass ich nicht so naiv bin, ist es zu spät. Genossen haben sie trotzdem, was dann geschah. Gewiss

gab es auch damals Frauen, die schöner, intelligenter, erotischer waren als ich. Aber eben immer nur eines. Ich war die gelungene Melange aus allem. Deshalb einzigartig. Erotische Freizügigkeit entsprach nicht den Konventionen der Zeit. Dass eine junge Frau, eine Intellektuelle, sich promiskuitiv verhält, musste schockieren. Derartiges war damals den Damen einschlägigen Gewerbes vorbehalten. Immerhin, ich war klug genug, die Dinge diskret abzuwickeln. Blieb der Geheimtipp. Innerhalb gewisser Zirkel. Nichts drang nach außen. Ein wenig, vielleicht. Doch das gehörte zum Glamour.

Zu meinem Glanz. Wie Franz das etwas hochtrabend bezeichnet. Obwohl ihm das Pathetische sonst fernliegt. Ein nüchterner Mensch. Schriftstellerei als Brotberuf. Jeden Tag am Schreibtisch. Zur festgesetzten Zeit. Eine bestimmte Menge Literatur absondern. Nein, nicht Literatur. So will ich das nicht nennen. Nur Geschriebenes, Geschreibsel. Auf das er sich freilich viel einbildet. Und mit dem er viel zu viel Geld verdient. Die Zeit der Lyrik – passé. Keiner will mehr Gedichte. Weder schreiben, noch verlegen, noch lesen. Nicht einmal ich. Und Simon lebt nicht mehr. Hat zur rechten Zeit seinen Abgang inszeniert. Mein Versuch schlug fehl.

Ich wollte nicht sterben, nur Franz zurückgewinnen. Ist mir nicht gelungen. Ich hasse ihn. Er hat mein Leben zerstört. Er hat mich zerstört. Ich kann nicht mehr schreiben. Vegetiere in der Betäubung. Alkohol, Tabletten, Zusammenbrüche. Und die schlimme Operation. Nichts erspart er mir! Und macht mich zu seiner Figur! Zur Protagonistin jenes Romans, der meine Erfindung ist. Schlachtet mich doppelt und dreifach aus. Gibt mich dem Gespött preis, um selbst davon zu profitieren. Entblödet sich nicht, unsere Zusammenleben in allen Einzelheiten zu schildern. Aus seiner Sicht. Es bringt doch nichts, der Frau einen anderen Beruf zu geben. Jeder weiß, wer gemeint ist. Am meisten widert mich seine heuchlerische Objektivität an. Denn zwischen den Zeilen liest man in Flammenschrift seine Botschaft. Er ist das Opfer unserer Beziehung. Ich die Täterin. Die Frau, mit der man nicht zusammenleben kann. Die Unstete. Die Hysterikerin. Die Chaotin. Die Undisziplinierte. Die Verschwenderische. Wer das liest, empfindet

Mitleid mit dem armen Mann. Der diese Qual so lange erduldet. Und trotz allem sachlich bleibt. Keine Schuldzuweisungen. Zumindest nicht explizit. Vor der Veröffentlichung schickt er mir die Fahnen. Wie großzügig! Was soll ich sagen? Wie kann ich angehen gegen etwas, das nicht ausdrücklich formuliert wird, das allenfalls anklingt? Dagegen komme ich nicht an. Das steht nirgendwo. Das bilde ich mir bloß ein. Ich, die Frau mit den schwachen Nerven. Mit den Zusammenbrüchen. Die Ärmste hat versucht, sich das Leben zu nehmen. Reagiert überempfindlich. Wir aber halten uns an den Buchstaben. Unsere Sympathie gilt dem Autor. Dem Mann. Die Frau? Die spinnt. Meine Version? Steht noch aus. Die muss anders werden. Ich begebe mich nicht auf sein Niveau. Die Banalisierung meiner Person verletzt mich zutiefst. In den Tagebüchern spricht er ständig von Hörigkeit und Eifersucht, Eifersucht und Hörigkeit. Ich habe sie gelesen – und verbrannt. Während er mit der neuen Frau durch Amerika tourte. Bevor ich Zürich verließ. Für immer. Freunde verschafften mir das Stipendium in Berlin. – Gut gemeint.

Ich wäre besser nach Italien zurück. Immer meinen es alle gut mit mir. Wollen mir aus finanziellen Miseren helfen. Oder anderen. Vermitteln Stellen, Aufträge, Stipendien. Die ich gar nicht will. Warum tun sie nicht einmal das Richtige? Was soll's? In Berlin fühle ich mich einsamer denn je. Subventionierte Agonie. Die Prosaversuche – mühsam. Stückwerk. Ich verliere den Faden. Tägliche Arbeit am Schreibtisch? Ich schaffe es nicht. Von einer Klinik in die nächste. Immer schläfrig. Beruhigungsmittel. Psychopharmaka. Wie soll ich mich konzentrieren? Die Wunde will sich nicht schließen. Nichts lindert meine Qual. Keine Reise. Keine Affäre. Ich bin gezeichnet. In alle Ewigkeit. Zurück nach Italien. In mein erstgeborenes Land. Nach Rom. Wo ich mich aufgehoben fühle. Trotz der Erinnerung. Rom ist meine Stadt, lange bevor er in mein Leben trat. Es wird nach ihm sein. Seltsam, wenn ich an Franz denke, denke ich an Zürich. Nicht an Rom. Obwohl wir die meiste Zeit dort verbrachten. In einer Wohnung lebten. Nicht getrennt, wie in Zürich. In Italien bin ich unabhängig. Kenne mich aus, beherrsche die Sprache. In Zürich fühle ich mich als Anhängsel. Ausschließlich auf seine Person bezogen. Entmündigt. Isoliert. Ausgeliefert. Er bestimmt.

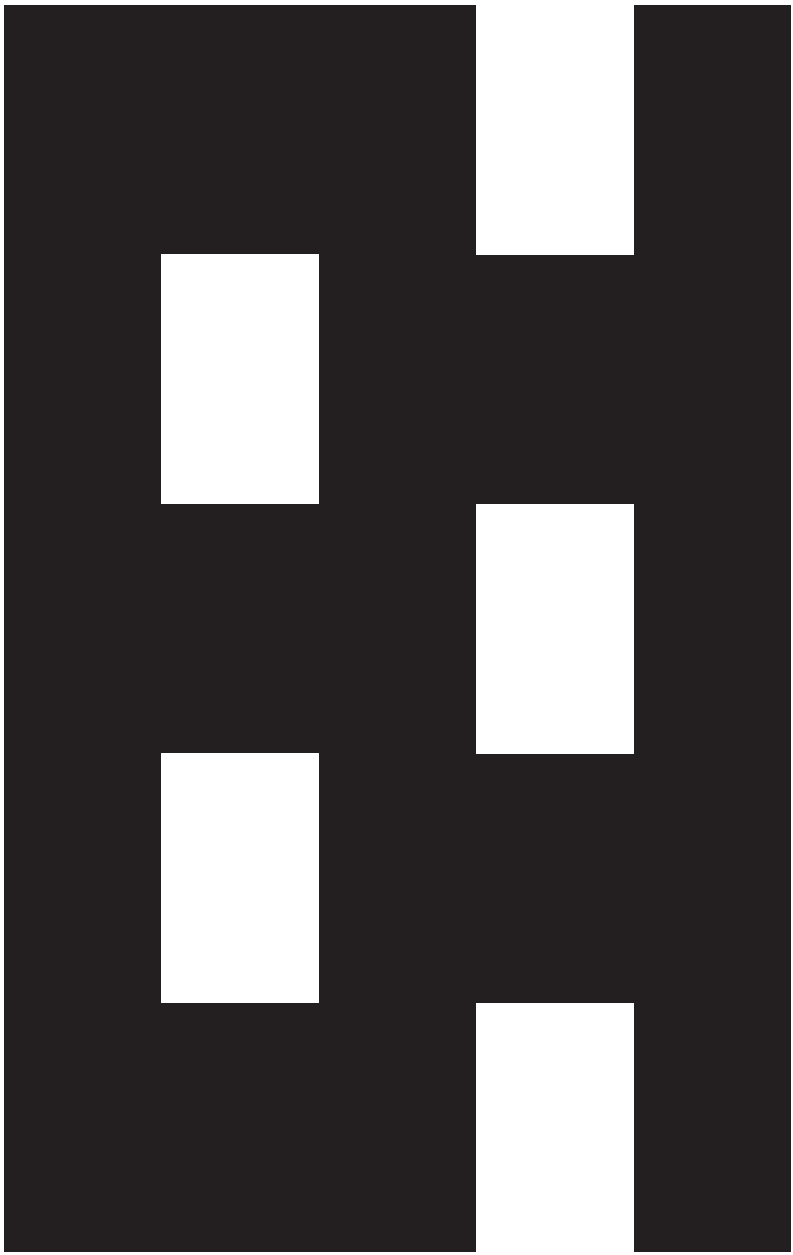
Ich gehorche. Alles seins. Die Wohnung, die Freunde. Das Geld. Immer nur er. Er als Maß aller Dinge. Und ich? Wer fragt nach mir? Untreue wirft er mir vor. Mir! Die viel zitierte Eifersucht hat ihn jedenfalls nicht davon abgehalten, mich zu betrügen. Auch nicht seine angebliche Hörigkeit. Alles nur Geschwätz. Er will es bequem. Die Schuld liegt stets beim anderen. Also bei mir. Bereits beim ersten Zusammentreffen. In Paris. Er ergriff die Initiative. Schriftlich. Nahm mein Hörspiel zum Anlass, Kontakt aufzunehmen. Zugegeben, es schmeichelte meiner Eitelkeit. Er war in Mode. Besonders die Dramen. Vermutlich der meistgespielte Autor. Damals. Geehrt mit dem großen Darmstädter Literaturpreis. Zwei Jahre vor Simon! Lange vor mir. Er lud mich nach Paris ein, zur Premiere eines Stücks. Wir verabredeten uns im Café. Er schlug vor, gleich in ein Hotel zu gehen. Die Aufführung müsse ich mir nicht antun. Ich nahm sein Geschwätz ernst. Um in einer Tagebuchnotiz zu lesen, später, wie sehr ihn mein mangelndes Interesse kränkte. Man stelle sich vor – alles nur „fishing for compliments". Was aber, wenn ich auf der Premiere bestanden hätte? Statt mich ihm hinzugeben? Das hätte ihn gewiss noch mehr gekränkt. Man kann es ihm nicht recht machen. Beim besten Willen. Ja, die Lektüre der Tagebücher war aufschlussreich. Seine ganze kleinbürgerliche Pedanterie. Die er nach außen virtuos zu überspielen versteht. Da hat er sich als Mann von Welt, als Bourgeois, stilisiert.

War ja auch mit so einer höheren Tochter verheiratet. Die Schwiegereltern werden entzückt gewesen sein. Kinder? Selbstverständlich! Gleich drei Stück. Von mir wollte er keines. Was er von mir wollte? Nun, er sonnte sich in meinem Glanz. Der erfolgreiche Schriftsteller und die schöne Dichterin. Intellektuelle und Femme fatale. Ein gefundenes Fressen für die Klatschspalten der Boulevardpresse. Ein Traumpaar. Mit kosmopolitischem Anspruch. Man lebt in Zürich oder Rom. Reist. Repräsentiert. – Er wusste, dass ich kein Hausmütterchen bin. Wollte beides. Eine wie mich, um zu renommieren, und eine für die Bequemlichkeit. Die nichts kostet. Im Gegensatz zum Personal. Obwohl – geizig war er nie. Nur sparsam. Ein sparsamer Schweizer. Sein Erfolg hat sich nicht so früh eingestellt wie der meine. Finanziell jedoch umso nachhaltiger. Mir fehlt jede Beziehung zum Geld. Ich gebe aus, was

da ist. Oder leihe mir etwas von Freunden. Mit Klaus lebte ich immer gut. Selbst dann, wenn wir beide abgebrannt waren. Immer standesgemäß. Franz wird das nie begreifen. Bei ihm hat alles seine Ordnung. Ein Kunstbeamter eben. Ich hätte mich nicht darauf einlassen dürfen. Dabei kann man nur verlieren. In jeder Hinsicht.

Stets habe ich mit den Männern gespielt, sie manipuliert, instrumentalisiert. Je nach dem. Selbst wenn sie zu handeln glaubten, waren sie Werkzeug meines Willens. – Die junge Naive unterschätzt man allzu leicht! – Vor allem ältere Männer ließen sich von mir lenken, ohne es jemals wahrzunehmen. In die richtige Richtung. Dorthin, wo ich sie haben wollte, wo sie mir nützten. Man lockt sie an, man stößt sie zurück. Man gewährt ihnen Gunst. Anderen jedoch auch. Man deutet an. Dass, aber nicht wie weit. So bleibt die Illusion, der einzig Auserwählte zu sein. Aller Eifersucht zum Trotz. Die ständige Ungewissheit bindet sie umso fester. Ich kann nach Belieben mit ihnen verfahren. Warum nur einen, wenn man alle haben kann? Jeden, den ich ins Auge fasse. Der mir etwas bringt. Probleme? Eher selten.

Ich bekomme, was ich will. Und sie bekommen, was sie sich wünschen. Ein fairer Tausch. Im Großen und Ganzen reibungslos. Ich habe nie bezweifelt, dass es so weiter geht. Künftig. Gewiss, in puncto Universitätslaufbahn hat mein System versagt. Das kommt vor. Nicht einmal ich vermag alle Eventualitäten einzukalkulieren. Die Chancen standen nicht schlecht. Hätte mir manches erspart. Eine solide Existenzgrundlage geboten. Wenn man nicht davon zu leben braucht, dichtet es sich leichter. Am Ende hätte Simon mich doch geheiratet? Wer weiß? Ruhiger wäre mein Leben allemal verlaufen. Sesshaft. Abgesichert. Nicht unstet und heimatlos. Ob es sich letztendlich glücklicher entwickelt hätte? Ich mag es nicht beurteilen. Unglücklicher wohl kaum. Vielleicht gehört es zu mir. Von Anfang an. Das Leid. Das Unglück. Die Schuld. Mandelkern meines Werks. Meiner Person. Wie ich sie herausschäle. Mein dichterisches Ich. Das allmählich die Oberhand gewinnt. Sich ausdehnt. Von mir Besitz ergreift. Den Raum meines Bewusstseins ausfüllt. Alles andere allmählich verdrängt. Ich brauche Alkohol und Tabletten, um zu vergessen. Um Ruhe zu finden. Wenigstens für ein



paar Stunden. Um nicht daran zu denken. Um nichts zu denken. Das Schwere haftet. Lässt sich weder abstreifen noch abwaschen. Hält mich im Würgegriff. Erstickt mich. Nachts muss die Lampe brennen, um die bösen Gedanken fern zu halten. Manchmal bleibt Paula, meine Haushälterin, über Nacht. Wenn es gar zu schlimm wird. Mit den Alpträumen. Gegen die kein Mittel hilft. Vor denen nichts schützt. Manchmal liege ich bis zum Morgengrauen wach. Telefoniere, höre Musik. Erst wenn es hell wird, falle ich in bleiernen Schlaf. Nein, schreiben kann ich nachts nicht. Gerade weil es totenstill ist. Ich fürchte die Ruhe. Muss die Stimmen in meinem Innern übertönen. Mit Geräuschen, mit Musik. Wie soll ich arbeiten, mich konzentrieren? Sie sitzen in mir drin … Natürlich gebe ich den Anschein schriftstellerischer Produktivität. Ziehe mich in mein Arbeitszimmer zurück. Das keiner außer mir betreten darf. Wenn das Telefon klingelt, sagt Paula ihr Sprüchlein auf. Frau Lachner arbeite und wolle nicht gestört werden. Sie spricht meinen Namen italienisch aus: Lakner. Mit k. Wie im Französischen Bloch. Der Freund des Ich-Erzählers bei Proust. Hat der eigentlich keinen Vornamen? Egal. Ich assoziiere sowieso Ernst Bloch. Den mit dem Prinzip Hoffnung. Auch nie gelesen. Nicht einmal in Spuren. Immer nur das, was die Sekundärliteratur zitiert. Wie bei Proust. Obwohl ich selbstverständlich die Pléiade-Ausgabe besitze. Von Pierre Clarac und André Ferré. Drei Bände Dünndruck, Leder mit Goldschnitt. Éditions Gallimard 1954. Geschenk von Simon. Weihnachten 1958. Nach Wiederaufnahme unserer Beziehung.

Aber ich schweife ab. Also, Philosophie interessiert mich nicht. Was andere Dichter schreiben noch weniger. Es sei denn als Anregung fürs eigene Werk. Inzwischen inspiriert mich nichts mehr. Ich sitze im so genannten Arbeitszimmer, starre auf die Buchrücken in den Regalen. Eine stattliche Bibliothek, die mir nicht weiter hilft. Ich lege eine Platte auf. Zum Schreiben brauche ich Musik. Das betone ich in jedem Interview. Bevorzugt Gustav Mahler. Mein Blick schweift auf die Terrasse mit den Oleandertöpfen. Hinauf zu den verschachtelten Hinterhofbalkonen. Schade, dass die Kälte heuer so früh hereingebrochen ist. Ich liebe es, meine Tage draußen zu verbringen. Im Liegestuhl, in Modejournalen blätternd. Oder in einem Straßencafé. Wenn ich am Kiosk

deutsche Zeitschriften kaufe. Ich unternehme lange Spaziergänge im nahen Park der Villa Borghese. Allein oder in Begleitung von Paula. Nicht regelmäßig. Eher sporadisch. Die Ärzte meinen, das tue mir gut. Mag sein. Mir ist es meistens lästig. Bin nicht immer in Stimmung, mich so zu präsentieren, dass ich präsentabel bin. Muss immer damit rechnen, dass ein Paparazzo mit gezückter Kamera aus dem nächsten Gebüsch springt. Schließlich möchte ich mich nicht als debile Alte in einem dieser Klatschblätter wieder finden. Darauf warten die doch bloß. Alle. Die Neider. Es kostet große Anstrengung, den Schein aufrecht zu erhalten. Aber ich gönne ihnen die Schadenfreude nicht. Verlasse die Wohnung nicht an schlechten Tagen. Um mich keiner Gefahr auszusetzen. Das andere Gesicht kennen wenige. Paula. Klaus. Sie schweigen. Darauf ist Verlass. Schlimm genug, dass ich mich selbst in diesem Zustand ertragen soll. Ausgebrannt. Dabei bin ich doch noch gar nicht so alt.

Wie ich aussehe. Ich fühle mich wie ein junges Mädchen. Habe diese Attitüde beibehalten. In meiner Diktion. Fragend. Unsicher. Mit zaghafter Stimmer. Etwas rau, von den vielen Zigaretten. Mein Markenzeichen. Das kommt an. Auch bei öffentlichen Auftritten. Wie oft brach ich in Tränen aus. Weil ich mich so ausgeliefert fühlte. Den vielen fremden Menschen. Es hat mir nie geschadet. Im Gegenteil. Zumindest, solange ich jung war. Freilich, hat man die vierzig überschritten … Warum kann ich nicht das kleine Mädchen bleiben? Ich will das alles nicht. Erwachsen werden, Verantwortung übernehmen. Für mich selbst, für andere. Ich möchte umsorgt und verhätschelt werden. Und bewundert! Vor allem bewundert! Mittlerweile gibt es vielzuviele Dichterinnen. Selbst ernannte. Sie kriechen aus allen Löchern. Eine vulgärer als die andere. Mir wird bei ihrem Anblick schlecht. Was wissen die von Poesie? Von dem, was es bedeutet, Dichterin zu sein? Vom Anspruch, der sich damit verbindet? Ich weiß, dass Poesie etwas Besonderes ist. Deshalb bin ich Dichterin. Ich verkaufe mich nicht unter Wert. Niemals! Bin kein Talent unter zahllosen anderen. Sondern die Eine, Einzige. Anthologien junger Dichter, nein danke. Ich spiele in einer anderen Liga. Auf einer Augenhöhe mit den literarischen Schwergewichten. Von den damaligen Junggenies spricht heute keiner mehr. Niemand kennt

mehr ihre Namen. Ich bringe mich zur rechten Zeit ein. Und klinke mich rechtzeitig aus. Nutze bestehende Netzwerke und knüpfe neue. Wenn die alten ausgereizt sind. Nur eine Frage der Zeit. Das beherrscht keiner so virtuos wie ich. Gespür für die richtigen „Freunde". Ich kenne jeden, der im Literaturbetrieb Bedeutung besitzt. Meine Korrespondenz führe ich bewusst im Hinblick auf den literarischen Nachlass. Vorausschauend. Sogar die frühe, ganz persönliche. Von Anfang an ausschließlich in die Maschine getippt. Aus praktischen Erwägungen. Alles wird aufbewahrt. Jeder Entwurf, jeder nicht verschickte Brief, jede handschriftliche Notiz. Ein stattliches Archiv. Sogar die Liebesbriefe muten sachlich an. Intimes wird umschrieben. Durch Einsprengsel. Herausgelöste Partikel aus Gedichten. Fremde Verszeilen einzumontieren, für mich ein fruchtbares Gestaltungsprinzip. Ohne jemals auf die Quelle Bezug zu nehmen. Mögen künftige Interpreten rätseln. Vor allem bei wenig bekannten Passagen. Ich schrecke nicht einmal vor Kalauern zurück wie „Böhmen liegt am Meer". Ich forme jeden Stoff zum Gedicht. Exemplarisch, nicht nur in dieser Hinsicht, der Briefwechsel mit Simon. Vor allem in den ersten Jahren. Wir schöpften aus dem Vollen. Der Partner als reales und lyrisches Du.

Liebesbeziehung stimuliert dichterische Produktion. Oder eher umgekehrt? Unter Simons Einfluss nahm meine Dichtung andere Gestalt an. Wurde freier im Duktus. Rhythmischer. Dunkler. Kurzum, ich schrieb wie er. Mein erster Gedichtband erschien. Im selben Jahr zeichnete mich die Rotunde aus. Der Preis, verbunden mit einer nicht unwesentlichen Geldsumme, erfüllte mich mit höchster Genugtuung. Lohn meiner Mühen. Der erwartete endgültige Durchbruch. Endlich konnte ich die Arbeit beim Rundfunk aufgeben und als freie Schriftstellerin in Italien leben. Mich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Weg aus Deutschland. Wo man bereits an Wiederbewaffnung denkt. Das mir die Luft zum Atmen nimmt. Meine schöpferische Energie absorbiert. Mich zu sinnloser Tätigkeit verdammt, die mich krank macht. An Leib und Seele. Das mir Mangel und Existenzangst beschert. Statt mir ein Umfeld zu bieten, in dem ich mich kreativ entfalten kann. Ständig muss ich antichambrieren. Das kleinste Stipendium erfordert endlose Formalitäten. Anträge, Gutachten, Empfehlungen. Dieser Bürokratis-

mus. Ich halte es nicht aus. Dafür bin ich nicht geschaffen. Deutschland ist erledigt. Paris? Entspricht nicht meinen Erwartungen. Dass Simon so leben kann? Leben? Existieren! Nichts für mich. Nun also Italien. Mit dem Preisgeld komme ich über die Runden. Ein Jahr oder zwei. Bescheidene Lebensführung vorausgesetzt. Was danach kommt, wird sich weisen. Irgendwie geht es immer weiter. Unnötig, sich vorher den Kopf zu zerbrechen. Außerdem habe ich Freunde. Im Notfall springt die Familie ein. Seit Erika verheiratet ist, Vater wieder unterrichtet, fließt Geld. Zumindest bis Werner studiert. In ein paar Jahren.

Die Familie unterstützt mich. Wenn es mir schlecht, kehre ich für ein paar Wochen ins Elternhaus zurück. Das Verhältnis zu den Eltern? Gut! Zur Schwester? Freundlich-distanziert. Wir haben uns nichts zu sagen. Die Lebensentwürfe sind zu verschieden. Den Bruder, den Spätgeborenen, vergöttern alle. Er könnte mein Sohn sein. Er ist mein Kind.

Das Kind, das mir das Schicksal nicht gönnte. Das sie getötet haben. Das Franz umbringen ließ. Er hat mich bei den Ärzten denunziert. Als Spinnerin, als Verrückte. Als unzuverlässige Person, nicht fähig, für ein Kind zu sorgen. Dabei wollte ich mich doch seinetwegen umbringen. Er trägt die Schuld. Der Mörder! Ich hatte nicht mehr die Kraft zu widersprechen. Ausgebrannt wie ich war. Willenlos. Voll gepumpt mit Tranquilizern kann ich nicht einmal mehr Verantwortung für mich selbst tragen.

Weniger noch für das Wesen in meinem Bauch. Das Vaterlose. Denn der tummelt sich bereits mit der neuen Gespielin in Südfrankreich. Weit weg. Mich lässt er zurück. Ohne sich umzusehen. Von einem Tag auf den nächsten ist Schluss mit seiner „Hörigkeit“. Kaum, dass er eine Neue hat. Fast dreißig Jahre jünger als er. Beträchtlich jünger als ich. Ein paar Jahre später haben sie geheiratet. Es ging nicht lange gut. Sie trennte sich von ihm. Ich kam nie darüber hinweg. Über das Scheitern meiner Hoffnung. Darüber, benutzt, ausgebeutet, weggeworfen worden zu sein. Was bleibt für mich? Auf der Haben-Seite? Nichts! Ich stehe mit leeren Händen da. Die Männer scharen sich nicht mehr so selbstverständlich um mich. Wie vor zehn Jahren. Ich gehe auf die vierzig

zu, das Alter lässt sich nicht mehr verleugnen. Es gräbt seine Spuren ins Gesicht. Ich habe gelebt. Immer exzessiv. Man sieht es mir an. Liest es aus meinen Zügen.

Es fällt mir leicht, mir Fremdes anzuverwandeln. Wenn keiner mir vorgibt, wie ich schreiben, wie ich sein soll, falle ich ins Bodenlose. Ich produziere nichts aus mir selbst heraus. Ich kann nicht allein sein. Mit mir. War es falsch, sich von neuem in Italien niederzulassen? Keiner kennt mich. Ich kenne keinen. Spreche allenfalls mit meiner Haushälterin. Oder manchmal mit Klaus. Am Telefon. Doch der ist meist unterwegs. Wie ich. Früher. Lesereisen, Vorträge, Preisreden. Literarische Zirkel und Vereinigungen. Private Einladungen hierhin und dorthin. Immer auf dem Sprung. Die Wohnung als Absteige, Aufbewahrungsort für Bücher, Schallplatten, Kleidung. Vieles von vornherein ins elterliche Haus ausgelagert. Leben aus dem Koffer. Ich bin nicht heikel. Mangelnde Hygiene und Unordnung tangieren mich nicht. Nur mit der Sesshaftigkeit werde ich nicht fertig. Mein Heim ist mir unheimlich. Erdrückt mich. Ich muss hinaus. Wohin? Am Abend sind die Bars Männerdomäne. Wie soll ich als blonde Ausländerin, als nicht verheiratete Frau? Allein stehend. Außenseiterin. In jeder Hinsicht. Gehöre nicht dazu. Gehöre nicht hierher. Wohin ich gehöre? Ich kann es nicht sagen. Nach Deutschland am allerwenigsten. Ich muss mir das Leben in Rom schönreden. Es gibt keine Alternative. Ich will nicht in mein Vaterland zurück. Mein Vaterland will mich nicht aufnehmen. Schwer wiegen die Verbrechen der Väter. Zu schwer!

Ich ertrage es nicht. Weder hier noch dort. Das Alter. Bin nicht die in Würde ergraute, abgeklärte Alte. Jenseits von Gut und Böse. Die Lebensweisheit raunt. Ich bin der Mann, der Kamerad. Bin die Frau als Objekt männlicher Begierde. Will es spüren, das Begehrt-Sein. Immerzu, immerzu. Wie früher. Nehme mir junge Liebhaber. Männer, die meine Söhne sein könnten. Habe keine Wahl. Darf nicht mehr wählerisch sein. Sondern dankbar, wenn sich ein Jüngling zu mir verirrt. Die alten Männer von einst suchen sich frisches Fleisch. Das vertreibt die Angst vor dem Tod. Wenigstens für ein paar Stunden. Und meine Ängste? Da helfen die bewährten Freunde: Alkohol und Tabletten. Die

verdrängen alles Bedrückende. Alles andere ebenso. Ich denke nicht mehr. Empfinde nichts mehr. Keinen Schmerz. Keine Freude. Keine Lust. Mich wundert, dass mein Leib das mitmacht. Die robuste Gesundheit meiner bäuerlichen Vorfahren, nehme ich an. Manchmal wird es ihm zu viel. Er streikt. Zusammenbrüche. Sie sind mir zur zweiten Natur geworden. Zwischen tatsächlichen und inszenierten besteht keine Differenz. Das eine bedingt das andere. Und umgekehrt. Das geht bruchlos ineinander über. Wirkliche Gefühle, gespielte Gefühle – für mich ein- und dasselbe. Wenn sie sich in Form von Literatur niederschlagen. Die Zeiten romantischen Überschwangs sind längst passé. Die Nachkriegsgesellschaft verlangte nach anderem. Gedichte, in denen der Dichter stellvertretend, sozusagen als Sündenbock, also ganz alttestamentarisch, die Kollektivschuld auf sich lädt und artikuliert. Damit sich der brave Wirtschaftswunderbürger dem ungeschmälerten Genuss von russischen Eiern, Toast Hawaii und Ananas-Bowle hingeben kann. Damit er sich am Lido räkeln und über die Italiener schimpfen darf. Die ihm nichts recht machen. Nicht einmal den Filterkaffee.

Ich habe meine Pflicht erfüllt. Vorbildlich. Als Tochter eines Parteigenossen. Mein Vater ist früh der NSDAP beigetreten. Nach Kriegsende Berufsverbot. Harte Zeiten für die Familie. Finanziell. Seiner Karriere hat es nicht geschadet. Glücklicherweise. Man ernannte ihn später zum Rektor. Nein, in der Familie spricht man nicht darüber. Und ich gewöhnte mich daran, als gespaltene Persönlichkeit zu agieren. Als Tochter verdrängen, als Dichterin anprangern, den Finger in die Wunde legen. Als Familienmensch unpolitisch, als Schriftstellerin engagiert. Ein Ich, das sich kompromisslos und ausschließlich in den Dienst der Literatur stellt, und das andere, das komfortabel leben und genießen möchte.

Ich besitze keine Identität, sondern Identitäten. Bin Mann und Frau. Zuweilen wird die eine Seite meines Wesens zurückgenommen, unterdrückt. Je nach dem. Der Reiz meiner Persönlichkeit besteht in ihrer Ambiguität. Diese Verbindung von höchstem moralischem Anspruch, von Leiden an der Welt und dem Leben einer Gesellschaftsdame. Mit Liebhabern, Luxus, Skandalen. Wie aus der Yellow Press. Oder wie

Franz zu sagen beliebt: mein Glanz. Mein Glanz, den Simon entlarvte. Er hat mir misstraut. Hat nie an meine Wahrhaftigkeit geglaubt. Zu Unrecht. Er hat nicht begriffen, dass beide Facetten echt sind. Komplementäre Seiten meines Wesens. Die, obgleich scheinbar widersprüchlich, sich ergänzen. Sich wechselseitig bedingen. Ihm fehlt das Sensorium fürs Dialektische. Er fragte nur, welches nun die authentische Seite sei. Um zu dem Schluss zu kommen, beide seien vermutlich falsch. Was aus seiner Sicht zutreffen mag.

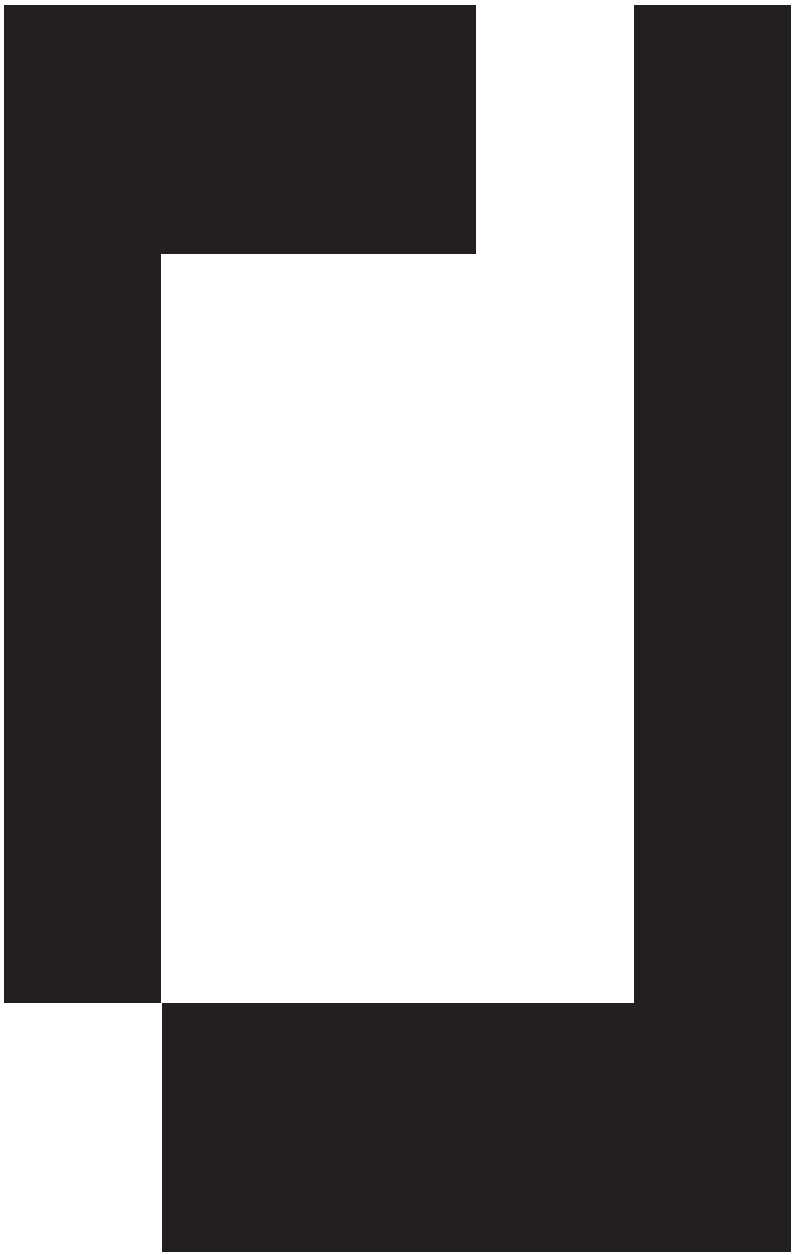
Ich leide nicht unter meiner Persönlichkeit. Bringe die Widersprüche zum Ausgleich. Ich überlege nicht, welche Facette ich in einer bestimmten Situation aufscheinen lasse. Es ergibt sich von selbst. Ich spüre es einfach. Verlasse mich auf den Instinkt. Der selten versagt. Höchstens dann, wenn mir jemand zu nahe kommt. Dann fallen gewisse Widersprüchlichkeiten auf. Sie im Nachhinein wieder zurechtzubiegen funktioniert nicht. Erwiesenermaßen. Ist der Keim des Misstrauens gesät, wuchert die Eifersucht üppig. Lässt sich nicht mehr ausreißen. Bald richtet sich der Argwohn gegen alles. Die harmloseste Bemerkung löst wilde Spekulationen aus. Jede Äußerung wird angezweifelt, jede Verspätung registriert. Man spioniert mir nach. Liest meine Post. Unter fadenscheinigem Vorwand versucht man, mich telefonisch zu erreichen, wenn ich ausgehe. Beim Friseur oder Schneider. Hinter jedem Termin wittert man ein Stelldichein.

Mir wäre Offenheit angenehmer. Heimlichkeit widert mich an. Ich bin ein Mensch, der sich offenbaren will. Ohne dafür abgestraft zu werden. Es ist das Verhalten des Mannes, das mich zur Lügnerin macht. Diese endlose Eifersucht. Vollkommen unbegründet. Kann man nicht souverän darüber hinweggehen? Mir meinen Spaß gönnen? Es bedeutet nichts. Es schmälert seinen Anteil nicht. Warum dramatisieren? Wenn ich mich im Glanze einer intellektuellen Femme fatale sonnen will, darf ich nicht erwarten, dass sie meine Socken stopft. Nun ja, man möchte im Grunde beides. La maman et la putain. Letztendlich läuft es auf die Mutti hinaus. Bequemlichkeit geht eben über alles. Gerade als Literaturschaffender weiß man die zu schätzen. Man kann sich vollkommen ungestört ausschließlich aufs Schreiben konzentrieren. Das gefiele auch

mir! Ein Mann, der mich umsorgt, den Haushalt erledigt. Damit ich mich der Dichtung widmen kann. Oder, sagen wir lieber, ein Mann, der sich Hauspersonal leisten kann. Ich muss die Mittel für meine Haushaltshilfe selbst aufbringen. Mit der Konsequenz, dass ich mich wochenlang nur von Suppe und Joghurt ernähre, wenn das Geld ausbleibt. Oder Paula auf ihren Lohn wartet.

Glücklicherweise verkaufen sich die Sammelbände ausgezeichnet. Und die Libretti sind sozusagen meine Rente. Trotzdem, ein neues Buch wäre wünschenswert. Die letzte Neuerscheinung liegt fast zehn Jahre zurück. Der Roman also, den der große Wolfgang beharrlich einfordert. Soll er nur! Daran biss sich bereits Rösler die Zähne aus. Lange vor ihm. Hat mich mit Anrufen traktiert und mit Briefen. Hat mir seine Lektoren auf den Hals gehetzt. Ohne Ergebnis. Freilich, Wolfgang geht diplomatisch vor. Keine Drohgebärde. Lädt mich nach Frankfurt ein. Zur Buchmesse. Stilvoll. Flugticket erster Klasse. Luxussuite. Dinner zu zweit. Ganz nach meinem Geschmack. Er ist charmant. Entspricht nicht diesem Verlegerklischee. Ist extra zum Flughafen gekommen, um mich abzuholen. Ganz leger, in brauner Wildlederjacke. Hat mich gleich umarmt. Küsschen rechts und links. Wir kennen uns schon länger. Das gemeinsame Sommerseminar in Harvard. Die wundervollen Blumen. Gelbe Rosen. Mindestens hundert. Der Mann weiß, was sich gehört. Mit dem Roman komme ich trotzdem nicht voran. So viele Entwürfe, Notizen. Ich fange an, breche ab. Beginne etwas anderes, breche ab. Es verwirrt mich. Jede Romanfigur verwandelt sich in mich. Ich vermag nur über mich zu schreiben. Worüber sonst? Im Grunde handeln doch alle Romane von ihrem Autor? Mir als Frau gesteht man das nicht zu. Warum nicht? Dürfen sich nur Väter und Söhne an der deutschen Vergangenheit abarbeiten? Was ist mit den Töchtern?

Zugegeben, ich bin durchaus freizügig. In erotischer Hinsicht. Aber ich bin keine Emanze. War es nie. Werde es nie sein. Keine Übereinstimmung mit diesen lila Latzhosen. Mit ihrem lächerlichen Büstenhalter-Autodafé. Ich liebe hübsche Unterwäsche. So etwas Aufreizendes aus Spitze. Dafür gebe ich gern Geld aus. Ich brauche Bewunderung. Als Dichterin und als Frau. Da bin ich altmodisch. Oder sagen wir lieber



traditionsbewusst. Viele machen sich das nicht klar. Betrachten mich als Bohèmienne, als eine Art Carmen. Nur weil ich ein bisschen promiskuitiv bin? Sie verwechseln Mittel und Zweck. Ich verkehre mit dem anderen Geschlecht doch nicht, weil es mir ein Bedürfnis wäre. Oder weil ich dabei Lust empfände. Sondern weil ich Protektion, Inspiration, Selbstbestätigung erwarte. Einer allein bietet das nicht. Folglich brauche ich mehrere. Gleichzeitig. Der eine nimmt dem anderen nichts weg. Denn keiner bekommt etwas von mir. Wozu also die unnütze Eifersucht? Die mir das Leben schwer macht. Überflüssigerweise. Als ob ich nicht genügend andere Probleme hätte. Statt mich um mein Fortkommen zu kümmern, vertue ich meine kostbare Zeit mit vertrauensbildenden Maßnahmen.

Reine Zeitverschwendung. Manchmal scheint mir, man warte förmlich auf eine kleine Unachtsamkeit. Eine etwas pointierte Bemerkung meinerseits, eine geringfügige Verspätung, kleine Ungereimtheiten. Und schon spielt man den Beleidigten. Sensibel, wie man ist. Simon war besonders schwierig. Nicht nur in dieser Hinsicht. Behauptet, ich hätte keinen Bezug zu seinen Gedichten! Ich. Die Dichterin. Hätte ich antworten sollen, dass die zahlreichen „Anleihen" in meinem Werk Beweis genug für eine intensive Auseinandersetzung darstellen? Das habe ich mich damals nicht getraut. Er war so unberechenbar. Besonders wenn er zu viel trank. Dann konnte er außer sich geraten. Nach dem Desaster in Paris fürchtete ich, ihn ganz zu verlieren. Ich spürte, dass er kurz davor war, mit mir zu brechen.

Das Ruder eben noch herumzureißen, kostete mich einige Anstrengung. Ich wollte ihn halten. Wenigstens als Freund, als Inspirationsquelle. Einige meiner Bemerkungen trafen ihn anscheinend tief. Im Eifer des Gefechts wurde ich heftig. Verlor die Kontrolle. Das kann passieren. Sollte aber nicht. Der unangenehmen Folgen wegen. Meine Unbeherrschtheit bezahlte ich teuer. Es hat lange gedauert, bis der Schaden einigermaßen behoben war. Wie viele Briefe voller Selbstbezichtigungen! „Ich muss für dich sicherer werden", habe ich ihm geschrieben. Habe von Festanstellung beim Rundfunk gefaselt, mit gutem Gehalt, das auch seine Existenz sichert. Zu spät. Er kannte bereits Geneviève.

Bald darauf heirateten sie. Alter Adel. Vermögen. Die Einbürgerung – kein Problem mehr. Und später die Stelle als Lektor an der renommierte École Normale Supérieure. Immerhin die Kaderschmiede französischen Geistes. Diese Ehe hat sein Leben „gerettet". Bedeutend angenehmer gestaltet. Soll ich ihm einen Vorwurf daraus machen? Ich hätte nicht anders entschieden. An seiner Stelle. Nur – mich fragt kein adeliger Traumprinz, ob ich seine Frau werden will. Leider. Dass ich in meinem Alter noch immer ohne existenzielle Sicherheit lebe wie eine Studentin, habe ich mir nicht träumen lassen.

Meine Lebensplanung orientierte sich am Großbürgertum. Ehe – Familie – Kinder. Nicht gleich, aber später. Wenn ich selbst Berühmtheit erlangt habe, findet sich der adäquate Gatte. Verhängnisvoller Irrtum! Statt meine Jugend zu nützen. So verstreichen die Jahre. Als ich Franz begegnete, hatte ich die dreißig überschritten. Die letzte Chance. Das wusste ich. Als er mich verließ, war ich am Ende. Und er genießt das Leben. Überall wird er herumgereicht, der alte Mann. Wenn er lange genug lebt, gibt man ihm den Nobelpreis. Er schreibt ein Drama, einen Roman nach dem anderen. Sogar seine belanglosen Tagebücher erweisen sich als Verkaufsschlager. Dass ich seine Ergüsse über unsere Beziehung vernichtet habe, freut mich noch heute. Glauben Sie, er hätte eine Sekunde gezögert, einer breiten Öffentlichkeit unser Intimstes preiszugeben? Ich wusste, was ich tat. Später stellte ich es als Affekthandlung hin. Reine Schutzbehauptung. Wiewohl eine gehörige Portion Wut im Spiel war. Aber es kommt einfach besser an, die Verletzte zu spielen. Die Opferrolle gebe ich im Schlaf. Darin habe ich Routine. Rückzug ins Leid. Meine Spezialität. Wenn alle Mittel versagen. Leider ist Franz uneinfühlsam. Er will partout nicht Täter sein. Ein wenig schlechtes Gewissen. Wenn überhaupt. Er muss sich nicht mit meinem Elend auseinandersetzen. Er ist weg. Bleibt weit weg, bis sich die Wogen geglättet haben.

Warum ich mich in trüben Gedanken verliere? Nun, sie kommen ungerufen. Sind präsent. Psychopharmaka bringen sie zum Schweigen. Für eine Weile. Ich denke dann gar nichts. Kaum lässt die Wirkung nach, sind sie schon wieder da. Lassen sich nicht aussperren. Einsamkeit

bekommt mir nicht. Ruhe finde ich im Grab. Im Leben suche ich Unterhaltung. Einladungen, Termine, Reisen. Keine Zeit zum Grübeln. Ständiger Wechsel. Kleider, Orte, Menschen. Immer neue Bilder im Kopf. Man ist beschäftigt. Ein Empfang zum Beispiel, oder eine Premiere. Das erfordert minutiöse Planung. Der ursprüngliche Anlass, die paar Stunden, die man letztendlich dort zubringt, sind marginal. Allenfalls die Spitze des Eisbergs. Gemessen an den Anstrengungen, die im Vorfeld erbracht werden. Zunächst genaue Definition des Rahmens, in dem das Ereignis stattfinden wird. Sodann Auswahl des passenden Outfits. Zeitintensive Anproben des eigenen Bestands mit dem zu erwartenden Befund, dass nichts Passendes vorhanden. Folglich beschafft werden muss. Die Aktivität verlagert sich nach Draußen. Schnittmustervorlagen, Stoffproben werden begutachtet. Modejournale gewälzt. Ein langwieriger Prozess. Denn ist das Abendkleid endlich fertig, beginnt die Jagd nach den passenden Accessoires. Schuhe und Tasche, Schmuck, Dessous. Zum Schluss Frisur und Make-up. Viel Aufwand für ein paar Stunden? Im Gegenteil, angenehme Unterhaltung für Wochen! Demgegenüber verliert der eigentliche „Auftritt" jegliche Bedeutung. Von den Mühen im Vorfeld erschöpft und bis zur letzten Sekunde angespannt – Unvorhergesehenes könnte alle Anstrengungen zunichte machen – fällt man in sich zusammen. Lässt sich bewundern. Plaudert charmant. Nicht zu viel. Man ist erschöpft.

Die höchste Befriedigung, das tiefste Glücksgefühl empfindet man später. Bei der Lektüre der Klatschspalten. „Die berühmte Dichterin überstrahlt alle". Mit Bild. Gut getroffen. Nur ein wenig müde um die Augen. Bei näherem Hinsehen. Aber wer schaut schon so genau? Alles in allem – ein Erfolg. Hart erarbeitet. Darauf darf man stolz sein. Nicht einmal mir fällt das einfach so zu. Als Lehrertochter aus der Provinz fehlt mir der großbürgerliche Background. Ich erinnere mich noch genau an eine Kommilitonin. Die im Tweedrock, Kaschmir-Twinset und mit Perlenkette im Hörsaal erschien. Muss im ersten oder zweiten Semester gewesen sein. Ich habe sie angestarrt wie eine Erscheinung. Eine Offenbarung. Von meinem ersten Honorar habe ich mir Perlen gekauft. Mallorcaperlen. Für echte reichte das Geld nicht. Tweed und Kaschmir habe nicht übernommen. Das Klassisch-Sportliche sagt mir

nicht zu. Ich bevorzuge das Auffallende. Eher Marilyn als Jackie. Obwohl es mich nicht kleidet.

Lassen wir das. Reine Geschmackssache. Bieder wie Doris kam ich zumindest nie daher. Die in derben braunen Sandalen mit Socken – aus Schafwolle handgestrickt – zum formlos-langen Rock mit „Blüschen" durch Paris spazierte. Simon genierte sich entsetzlich. Wie er mir später erzählte. Mein Markenzeichen waren dunkelrote Lippen und Finger. Da blieb den Biedermännern der Rotunde die Luft weg! Simon gefiel es auch. Glaube ich wenigstens. Gesprochen haben wir nie darüber. Die Distanz ließ sich nur schwer überbrücken. Die Briefe beschränkten sich überwiegend auf Praktisch-Organisatorisches. Persönliches behalte ich dem Gespräch vor. Das geschriebene Wort birgt zu viele Missverständnisse. Gerade in der Korrespondenz mit Simon musste ich das leidvoll erfahren. Ein falsches Wort genügt. An dem sich der Empfänger festbeißen kann. Dann braucht es Geschick, Geduld, viele Zeilen, bis normale Kommunikation wieder möglich ist. Gerade meine lautersten Absichten wurden missdeutet, verkannt. Warum vertraute er mir nicht? Ich glaube, er traute keinem. Nicht einmal sich selbst. Verständlich. Bei den schlimmen Erfahrungen. Aber mich hätte er ausnehmen müssen. Ich bin wie er. Bin Teil von ihm. Ich liebte ihn wie mein Leben. Betete ihn an.

Vor allem, weil ich ihn nicht bekommen konnte. Nein, in jener Zeit stand anderes im Vordergrund. Obwohl von ihm wenig kam, hielt ich Kontakt. Dass wir ein Liebespaar waren, habe ich erst nach seinem Tod enthüllt. Eingeweihte wussten es längst. Den Rest tangierte es kaum. Wer bitteschön? Ein deutsch schreibender Lyriker aus dem Osten, der in Paris lebt. Nie gehört. Ach so, der mit dem Plagiatsskandal. Wie war das? Keiner liest mehr Gedichte. Nicht einmal die Germanisten. Und schon gar nicht die schwierigen, verschlossenen, rätselhaften. Die zu verstehen Mühe macht. Warum wohl plage ich mich mit der ungeliebten Prosa ab? Gewiss nicht, weil sich meine Lyrik so gut verkauft. Dreihundert Mark für ein einziges im Rundfunk rezitiertes Gedicht – längst vorbei. Eine knappe Zeitspanne. Höchstens fünf Jahre. Dann weitere fünf Jahre Abgesang. Das war's. Interesse erloschen. Nachfrage befrie-

digt. Krieg und Faschismus zu den Akten. Ins Archiv der Geschichte. Aufbruch zu neuen Ufern. Wir sind wieder wer. Der Literaturmarkt favorisiert anderes. Lukratives. Dramen werden gespielt, Romane verfilmt. Das bedeutet Honorare, Tantiemen. Und Publicity. Denken wir an die zahlreichen Nicht-Leser. Alle profitieren. Der Autor, der Verlag, Theater, Kino, Schauspieler, Regisseur, Produktionsfirma … Ich sehe es doch bei meinen Schriftstellerkollegen: Aufführungsrechte sind eine Lebensversicherung. Garant für angenehmes Leben. Ich weiß ja, ich weiß. Schließlich helfen mir die Tantiemen für Libretti über die Runden. Es könnte allerdings etwas mehr sein. Den Löwenanteil erhält der Komponist. Was ich nicht gerechtfertigt finde. Ganz nebenbei gesagt. Denn diese Texte schreibt man nicht einfach so schnell nebenbei. Ich habe mich ziemlich abgemüht. Das Dialogische liegt mir nicht. Deshalb versuche ich mich an keinem Theaterstück. Obwohl? Heutzutage wird bekanntlich alles aufgeführt. Sogar der größte Schmarrn. Vielleicht probiere ich es doch? Nur fehlen mir die Kontakte. Zur Bühne. Zu Regisseuren. In Italien sowieso. Man müsste präsent sein. Vor Ort. Im deutschsprachigen Raum. Übersetzt wird nur, was in der Muttersprache Erfolg hat. Undankbare Arbeit übrigens. Das Übersetzen. Wie ich feststellen konnte. Viel Aufwand, wenig Lohn. Und jeder glaubt, dich kritisieren zu dürfen. Vor allem die so genannten Fachübersetzer. Die Diplomierten. Was wissen die von Gedichten? Nichts. Ignoranten. Allesamt. Ich beherrsche mein Metier. Mein Italienisch. Besser als mancher Einheimische. Vor allem weiß ich, wie ein Gedicht klingen muss. Klingen! Nicht holpern.

Ja, diese Kritiker. Sie mobben mich. Irgendwann war ich nicht mehr „everybodies darling“. Meine Prosa, meine Übersetzungen – an allem mäkelten sie herum. Eine neue Erfahrung für mich. Die ich Lobeshymnen gewohnt bin. Zunächst gelang es mir, einigermaßen souverän damit umzugehen. Es kränkte meine Eitelkeit, aber ich ließ es nicht an mich herankommen. Damals, als ich mit Franz zusammenlebte. Wir waren ständig unterwegs. Die Literatur verlor für mich an Bedeutung. Ich dachte an Heirat. Trotz allem. Probleme gibt es in jeder Beziehung. Auseinandersetzungen gehören dazu. Ich hoffte, dass wir uns zusammenraufen. Auf Reisen, in Rom hat es doch funktioniert? Das gemein-

same Leben in einer Wohnung, in einem Hotelzimmer. Einigermaßen zumindest. Warum nicht in Zürich? Weil Franz sich dort ausschließlich seiner Theaterarbeit widmete? Ständig fühlte er sich erschöpft. Nach der Krankheit noch mehr. Tribut an das Alter? Er brauchte Ruhe, um sich zu konzentrieren. Mich betrachtete er als Störfaktor. Deshalb die zweite Wohnung. Du schreibst dort, ich hier. Er war's zufrieden. Ich nicht. Das kümmerte keinen. Was der Mann anordnet, führt die Frau aus. Ich lebte in vollständiger Abhängigkeit. Das musste ihm gefallen. Obwohl er es war, der permanent von seiner „Hörigkeit" sprach. Geschickt von ihm, sich als Opfer zu stilisieren. Alle fielen auf diesen Trick herein. Man traut es ihm einfach nicht zu. So viel Raffinesse. Ich kann nur sagen: Hüte dich vor den Harmlosen. Sie scheinen nur so. Täuschen ganz bewusst. Mit Vorsatz.

Ich solle die Vergangenheit abstreifen. Positiv denken. Riet mir der Psychotherapeut, dessen Namen ich vergessen habe. Kein Wunder bei den vielen Kliniken und Sanatorien, die ich in den letzten Jahren frequentierte. Helfen konnte mir keiner. Der bestehende Drogenkonsum wurde um Psychopharmaka erweitert. Macht nichts. Ich komme sowieso nicht davon los. Ich rauche seit meinem sechzehnten Lebensjahr. Trinke Alkohol. Selbstverständlich. Das war so üblich. Man rauchte und trank. Als Intellektuelle. Die Männer durften von jeher. Ich kann mir meinen Vater nur rauchend vorstellen. Dass junge Frauen das gleiche Recht für sich beanspruchen war neu. Die deutsche Frau raucht bekanntermaßen so wenig wie sie sich schminkt. Gänschen wie meine Schwester oder Doris blieben dieser Maxime treu. Die zählen nicht. Man lässt es sich gut gehen. Nach allen Entbehrungen. So das Glaubensbekenntnis der fünfziger Jahre. Künstler und Intellektuelle machen da keine Ausnahme.

Die Tagungen der Rotunde verdanken ihre Beliebtheit nicht zuletzt dem Vorzug, einige Tage kostenlos verreisen, essen und trinken zu können. Der Sender bezahlt. Nur das ist von Bedeutung. Denn „entdeckt" werden ein paar Wenige, Auserwählte. Die dürfen später ihre Werke im Rundfunk vortragen, werden in literarischen Zeitschriften publiziert. Der Rest geht leer aus. Denn es gibt nur einen Preis. Doch

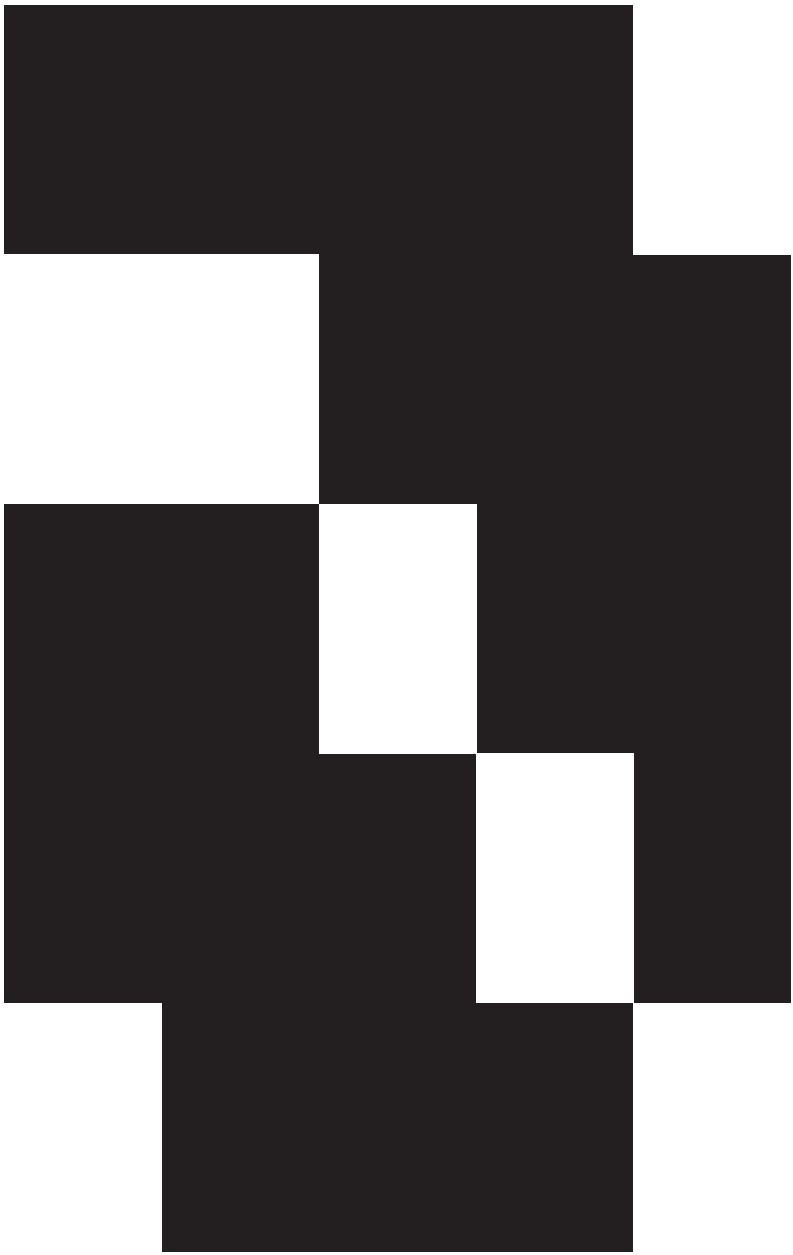
das zählt nicht. Wichtig ist die Atmosphäre. Bereits bei der gemeinsamen Anreise im Bus. Von München über Stuttgart und Frankfurt nach Norden. Damals, bei meiner ersten Einladung. Später reiste ich individuell an. Mit der Bahn. Aber jene Busfahrt vergesse ich nie. Eine Ausgelassenheit. Wie Kinder beim Schulausflug. Sogar die Älteren machten hemmungslos mit. Ließen den Flachmann kreisen. Als wir Hamburg erreichten, waren alle ziemlich angeheitert. Das störte keinen. Ich kannte die Rituale vom Schriftstellerverband. Die Gepflogenheiten dieser Männerrunden sind mir vertraut. Dass ich zum Objekt kollektiver Verehrung werde. Keine Sorge, dabei passiert nichts. Die halten sich gegenseitig in Schach. Ich mache mit. Bin kein Spielverderber. Wenn sich die wenigen weiblichen Wesen zurückziehen – immer anständig bleiben! – bin ich präsent. Wenn nötig bis zum Morgengrauen. Schlafen kann ich später. Ich weiß, worauf es ankommt. Auf den informellen Teil solcher Tagungen. Da werden die Kontakte geknüpft. Zu den einflussreichen Leuten. Der Rest, das ganze Drumherum, der offizielle Teil, die Lesungen – nur Dekorum. Hinterher muss man mit den richtigen Leuten trinken. Von vornherein wissen, wem man seine Gunst zukommen lässt. Unter Umständen. Wenn es sich zufällig ergeben sollte. Und man sorgt dafür, dass es sich ergibt. Aber es erfordert Fingerspitzengefühl. Keiner soll Wind davon bekommen und sich zurückgesetzt fühlen. Man muss sorgfältig abwägen. Den Nutzen am möglicherweise entstehenden Schaden messen. Eine heikle Angelegenheit. Im Zweifelsfall lässt man die Finger davon. Zum eigenen Vorteil. Ich konnte mit der Situation umgehen, habe so gut wie nie Fehler gemacht. Sondern alles hübsch in der Schwebe gehalten.

## Nachruf auf eine Dichterin in der Frankfurter „Mainpost“

Die hoch dramatischen Umstände ihres Todes erschüttern die literarische Welt in ihren Grundfesten. Ein Ende, das sie in ihrem Roman „Milena“ quasi antizipierte. Ein Abgang, ein Fanal. Extrem wie der gesamte Lebensweg von Linda Lachner. Der geprägt war von Höhen und Tiefen, der kein Mittelmaß duldete. – Ihre Biographie ist hinlänglich bekannt. Ihre Triumphe und Abstürze, ihre Liebschaften sind in den vergangenen Wochen bis ins letzte Detail ausgebreitet worden. Nicht nur in der Boulevardpresse. Der Fokussierung auf Biographisches eignet stets der Hang zum Reißerischen. Die Dichterin sollte an ihrem Œuvre gemessen werden. Warum die Person ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellen? Weil diese es selbst so will? Trägt Linda Lachner die Verantwortung für dieses Phänomen?

Die Antwort lautet ja. Von Anfang an hat sie sich als öffentliche Person verstanden und stilisiert, deren Leben eng mit der literarischen Produktion verflochten schien. Die Vita als Primärphänomen, das Werk bloße Ausdünstung, schaler Abglanz. Das Leben, das öffentliche, das von der Dichterin selbst öffentlich gemachte, wird zum Fundus für das Schreiben. Zur einzigen Quelle. Nichts von dem, was Linda Lachner jemals las, hörte, sah, wahrnahm, findet sich in ihrem Werk. Interessant scheint ausschließlich die eigene Person. Ein begrenzter Horizont. Eine Monade ohne Fenster. Die Darstellung von Charakteren reduziert sich auf einen einzigen. Den eigenen. Die Nebenfiguren, blasse Schemen, tauchen als Statisten auf, wenn dramaturgisch unabdingbar. Als Folie für das Dichterinnen-Ich.

Diese fatale Ich-Besessenheit, im Grunde Autismus, zieht sich als roter Faden durch das Gesamtwerk. Die Lyrik kann damit umgehen. Hat kein Problem damit. Gedichte sind bekanntermaßen Äußerungen eines lyrischen Ichs. Vorbei die Zeit der Naturlyrik, der Dinggedichte. Gefragt war das Bekenntnishafte, Subjektive. Nach einer Ära, die ein Reich, ein Volk, einen Führer propagierte, schien Individualismus angesagt. Oder was man darunter verstand. Eben das gefiel an den Gedichten der jungen Linda Lachner. Die ganz persönliche Auseinandersetzung mit



der Schuld der Väter. Mit einer NS-Vergangenheit, in die sie selbst, aufgrund ihrer Jugend, nicht verstrickt war. Ihr Markenzeichen – politisch unbelastet, jung, weiblich. Die Gedichte? Eigentlich Nebensache! Sie begriff das sofort. Präsentierte sich dementsprechend. Ein revolutionäres Werbekonzept. Seiner Zeit weit voraus. Die Komplettvermarktung der Künstlerpersönlichkeit.

Die Schwierigkeiten beginnen mit der Prosa. Das aufkommende Wirtschaftswunder braucht keine Trümmerliteratur mehr. Gedichte sind plötzlich out. Das Publikum verlangt Romane. Für Linda Lachner der Anfang vom Ende. Das Erzählerische gelingt ihr nicht. Beobachten, sich in andere hineinversetzen, Charaktere entwickeln. Sie probiert es mit Hilfskonstruktionen. Sprengt die eigene Persönlichkeit in mehrere auf. Auch männliche. Allein, es bleibt, was es ist – eindimensional, flach, langweilig. Denn der Literatur gewordenen Erzählerin gelingt nicht einmal ansatzweise der Versuch, mit der real existierenden Person aus den Hochglanzmagazinen zu konkurrieren. Ein hausgemachtes Problem, gewiss. Doch das erkennt sie nicht. Weil ihr das Glamour-Ich, der Ruhm alles bedeuten. Weil Schreiben für sie immer nur Mittel zum Zweck ist. Und nicht Selbstzweck.

Sie sitzt in der Falle. Im Laufe der Zeit verengt sich der Horizont mehr und mehr. Ein armseliges Leben. Eine dürftige Prosa. Keine Prosa in dürftiger Zeit. Deren Protagonisten bloße Spiegelungen des eigenen begrenzten Ichs sind. Die man nicht einmal eines individuellen Namens für wert befindet, sondern nach literarischen Figuren fremder Autoren benennt. Deren beschränktes Repertoire an Nebenfiguren zudem in nahezu identischer Form überall auftaucht. In Erzählungen, Romanfragmenten – stets drängt sich der Eindruck auf, die Darsteller zu kennen. Immer die Gleichen! Nichts kommt in Gang. Keine Handlung, keine Interaktion. Nicht einmal das erzählerische Ich stellt sich als authentisch dar. Der Mensch Linda Lachner wird nirgendwo greifbar. Weder im Werk noch in den Erinnerungen der Freunde. Wer sucht, stößt auf Typen. Der Star. Die Leidende. Die Intellektuelle. Ihr Verdienst, die unterschiedlichen Aspekte der Persönlichkeitsdarstellung nach außen zu einem konsistenten Bild gefügt zu haben.

Ein Wunderkind mit frühem Erfolg. Nach Kräften gefördert. Zur rechten Zeit am rechten Ort. Netzwerke. Publikationen. Preise. Freundschaften. Liebesbeziehungen. Mit den richtigen Männern. Abgrenzung, wenn nötig. Glanzvolles Debüt bei der Rotunde. Was mag nach einer solch fulminanten Ouvertüre noch kommen? Wer vermöchte das zu überbieten? Alles passte. Ein Zusammentreffen, unwahrscheinlich wie sechs Richtige im Lotto. Aber nicht von Dauer. Die Zeitläufte ändern sich. Der literarische Geschmack ebenso. Auch Dichterinnen altern. Neue Junggenies betreten die Bühne.

Linda Lachner will das nicht wahrhaben. Dass Dinge sich ändern. Ihr Weltbild bleibt statisch. Sie entwickelt sich nicht. Wird nicht erwachsen, sondern konserviert sich als ewiges junges Mädchen. Als rührend hilfloses, zartes Geschöpf. Dem man alle Beschwerlichkeiten des Lebens abnehmen muss. Dessen erotische Ausstrahlung, die einst ältere Männer bezauberte, nun Jünglinge betören soll, die ihre Söhne sein könnten. Sie braucht das Gefühl des Begehrtseins. Als Frau. Und als Intellektuelle. In dieser Doppelfunktion. Gesellschaftsdame ja, aber keine beliebige. Sondern Gesellschaftsdame und Künstlerin. Das hebt sie heraus. Unterscheidet sie von den üblichen Dichterinnen und Gesellschaftsdamen. Das ist ihre Besonderheit. Das verdankt sie den Gedichten. Ohne die man sie niemals wahrgenommen hätte. So aber ging es Schlag auf Schlag. Gruppenpreis der Rotunde, erster Gedichtband, Titelstory einer bekannten Wochenzeitschrift, nächster Gedichtband. Keine Zeit zum Atemholen. Die Dichterin als Star. Ein kurzes Intermezzo. Obzwar Linde Lachner für den Rest ihres Lebens vom vergangenen Ruhm zehren konnte. Und das nicht schlecht. Stipendien, Preise. Die Sammelbände verkaufen sich hervorragend. Und die Prosaversuche, wiewohl von der Kritik nicht eben bejubelt, finden reißenden Absatz. Weniger aus literarischen Gründen als wegen der permanenten Präsenz der Autorin in der Boulevardpresse. Die Liaison mit Franz Mack. Welch hohes Paar! Die Dichterin und der Schriftsteller. Vier Jahre. Dann die Trennung. Er verlässt sie. – Man hätte eher den umgekehrten Fall erwartet. – Sie bricht zusammen. Selbstmordversuch. Nervenkrisen. Sie schreibt keine Lyrik mehr. Aber das hat sie in den letzten paar Jahren bereits vermieden. Nun ist sie endgültig Opfer. Der Männer. Die Prosa

nimmt das Leidensmotiv auf. Wohin man blickt, verlassene, gequälte, zerstörte Frauen. Denen nur noch der Tod bleibt. Die Gesamtschuld an dieser totalen Vernichtung trägt selbstverständlich Franz Mack. Die feministische Literaturkritik lastet ihm alles an. Von der Schreibhemmung bis zum frühen Tod der Dichterin – er trägt die Verantwortung. Kompliment an Linda Lachner! Gut gemacht! Den Exgeliebten derart zum Unmenschen zu stempeln, wirklich raffiniert. Macks Tagebücher aus jener Zeit der Zweisamkeit hat sie praktischerweise vernichtet. Wie vorausschauend! Niemand kann rekonstruieren, was sie mit dem armen Mann anstellte. Man müsste ihn schon persönlich befragen. Er schweigt. Als Gentleman. Obwohl ihn die Lachner öffentlich des Plagiats beschuldigt. Und ihn in „Milena" übel karikiert. Was den Stab über dieses Werk bricht. Ein Roman, der nichts als persönliche Ressentiments aufarbeitet, ist kein Roman.

Keine Inspiration. Sich in Italien niederzulassen – eine Fehlentscheidung. Präsent sein, Beziehungen pflegen funktioniert nicht auf Distanz. Das weiß ein Routinier wie Linda Lachner. Während sie im römischen Exil lebt, läuft der Literaturbetrieb in Deutschland ohne sie weiter. Es hieß, sie habe in den letzten Jahren vorgefühlt, ob und unter welchen Voraussetzungen eine Rückkehr nach Wien realisierbar wäre? Ob sie tatsächlich zurückkehren wollte? Schwer zu sagen. Ihr Tod hat diese Frage obsolet gemacht. Vermutlich war es zu spät. Nicht mehr zu ändern. Sozusagen schicksalhaft. Oder wie man es nennen will.

## München, März 1957

Ein Café in Schwabing. Unscheinbar. Nicht das berühmte Etablissement im lupenreinen Fünfzigerjahrestil. In dem man bis heute so gerne Filme dreht, die in jener Zeit spielen. Kein Saal mit Nierentischen und grünen Samtportieren. Ein wenig verschossen. Gewiss. Mit Spiegelfront und Kandelabern. Und Eierschalensesseln, so zierlich, dass man sich kaum darauf niederzulassen wagt. Als ausgewachsener Mensch. Aus Angst, die Beinchen, die sich gefährlich nach unten verjüngen, könnten einfach wegknicken. Mit der blank geputzten Vitrine, voll von kalorienschweren Köstlichkeiten. Creme- und Sahnetorten. Im Gegensatz dazu handelt sich bei unserem Kaffeehaus um eine Bäckerei mit Nebenraum zur Verköstigung. Der Kaffee ist billig, die Backwaren sind delikat. Man ist unter sich. Keine Damen im Pelz, die den Hut aufbehalten, weil sie schlecht frisiert sind. Was ihnen als Dame fraglos zusteht. Die mit abgespreiztem kleinem Finger die Tasse an die Lippen führen. Vor sich die Prinzregententorte mit der Extraportion Schlagsahne. Selbstverständlich. Fettarme Ernährung ist kein Thema. Noch nicht. Aber zurück zu unserem Café in der Amalienstraße. Direkt hinter der Universität. Nennen wir es doch einfach „Café Bauer". Hier trifft man Intellektuelle, Kulturschaffende, Künstler. Studenten, Schriftsteller, Redakteure. Maler und Bildhauer von der Kunstakademie. Die Bedienung, die hauptamtlich den Backwarenverkauf im Laden besorgt, erscheint nur auf ausdrücklichen Wunsch in dem verrauchten Kabuff. Bei den Stammgästen, und es gibt nur Stammgäste, hat sich eine Art Selbstbedienung eingebürgert. Wenn einer sich erhebt, sei es, um am Automaten draußen Zigaretten zu ziehen, sei es zum Besuch der Toilette, gibt er bei dieser Gelegenheit anfallende Bestellungen auf. Ein seltener Fall. Hier darf man stundenlang vor leeren Tassen und vollen Aschenbechern verweilen, ohne entsprechende Kommentare des Servicepersonals fürchten zu müssen. So in der Art: „Haben Sie noch einen Wunsch?" Oder, wenig freundlich: „Darf's noch was sein?" Oder, eher patzig: „Ich kassiere jetzt ab!" Ein unbestreitbarer Vorzug des „Café Bauer". Schade nur, dass dem Gebäck wenig zugesprochen wird. Man kann es nämlich wärmstens empfehlen. Keine Creme- und Sahnetorten, aber wunderbare Obstkuchen, Hefeteilchen, Schinkenhörnchen.

Der Literatenstammtisch trifft sich mittwochs. Ab 18.00 Uhr. Das gemeinsame Germanistikstudium liegt einige Jahre zurück. Die einen haben reüssiert, die anderen nicht. Nur Diether Wehler sitzt noch über seiner Doktorarbeit. Obwohl er bereits auf die vierzig zugeht. Jeder weiß, dass daraus nichts mehr wird. Er selbst vermutlich am besten. Obgleich er sich das niemals eingestehen würde. Er wahrt den Schein. Nach außen. Beschäftigungstherapie. Und die finanziellen Vergünstigungen studentischer Existenz. Krankenversicherung, Trambahnkarte, Eintrittsbilletts. Er stammt aus keinem begüterten Haus. Die Eltern in Krefeld können ihn nicht unterstützen. Der Kontakt ist abgerissen. Seit dem großen Krach vor ein paar Jahren. Wovon Diether lebt? Von Mieteinkünften. Seine Vermieterin, eine kinderlose Witwe, hat ihm das Haus vererbt. Nichts Luxuriöses. Eine Doppelhaushälfte. Im Münchner Norden. Harthof. Arbeitersiedlung. Er bewohnt das Erdgeschoss. Unter der Dachschräge hausen drei Studenten in winzigen Zimmern. Es gibt kein Bad. Nicht einmal Elektroboiler am Waschbecken. Der Mietzins ist moderat. Und die Studenten fahren am Wochenende sowieso nach Hause. Bei bescheidener Lebensführung kommt Diether über die Runden. Er stellt keine hohen Ansprüche. Er hätte es schlechter treffen können. Unabhängigkeit, die kann man nicht hoch genug veranschlagen. Keiner redet ihm drein. Mag er bis ans Ende seines Lebens über Christoph Martin Wieland promovieren. Ein schwieriges Thema. Kein Wunder, dass er nicht fertig wird. Als einziger in der Runde versucht er sich nicht an literarischen Produkten. Die anderen dilettieren. Eher erfolglos. Bis auf Max. Der sitzt an der Quelle. Als Redakteur beim Bayerischen Rundfunk. Zuständig für Kultur. Schreibt ein Hörspiele nach dem anderen. Die werden prompt gesendet. Kleines Zubrot zum Redakteursgehalt. Das nicht gering ausfällt. Dabei hat er es gar nicht nötig zu arbeiten. Maximilian Fraunberger – genau, ein Nachkomme jenes berühmten – kommt aus einer wohlhabenden, traditionsbewussten, alteingesessenen Münchner Familie. „Bürgerlicher Adel“, wie Thomas Mann es nennen würde. Er könnte angenehm und durchaus komfortabel in den Tag hinein leben, ohne jemals einen Finger zu rühren. Aber er hält sich nun einmal viel darauf zugute, „etwas Nützliches zu tun“. Wie er zu sagen pflegt. Gern und oft. So häufig, dass es keiner mehr hören mag. Man sollte das nicht zu wörtlich nehmen.

Gewiss, man braucht nicht viel. Die Villa in Bogenhausen. Den Sportflitzer fürs Wochenende. Zum Sender fährt man mit dem Rad. Solchermaßen wahres Understatement dokumentierend. Ab und an ein Paar neue Budapester, handgefertigt vom ehemals königlich bayerischen Hofschuhmacher in der Residenzstraße. Die halten ewig. Oder einen neuen Kaschmirpullover. Der nicht ewig hält. Als Mann mit Gespür für das Angemessene sowie zur modischen Visualisierung intellektuellen Anspruchs erscheint Max an seinem Arbeitsplatz nicht in Anzug und Krawatte, sondern trägt eine Kombination aus Cordhose und Tweedsakko respektive Pullover. Ganz leger. Dass sein betont lockeres, heute würde man sagen „casual", Outfit mehr kostet als sämtliche Anzüge der restlichen Truppe zusammengenommen, weiß glücklicherweise keiner. Woher auch? Denn Max kauft bevorzugt in London. Bis auf die Schuhe. Wie gesagt. Und selbstverständlich leistet er sich zuweilen Folklorezitate. Jedoch nur in homöopathischen Dosen. Der Lodenmantel oder der Walkjanker, der Trachtenhut, die Haferlschuhe. Nie als Ensemble. Immer nur Einzelstücke. Niemals von Kopf bis Fuß.

Ursula und Diether treffen als erste ein. Ein bisschen früher. Diether hat den Nachmittag im Lesesaal verbracht. In der Bayerischen Staatsbibliothek. Und bei dieser Gelegenheit Uschi abgeholt. Dr. Ursula Huber arbeitet als wissenschaftliche Bibliothekarin an diesem renommierten Institut. Wenig später erscheint Veronika. Eva-Maria hat abgesagt. Max verspätet sich. Wie immer. Bei seiner verantwortungsvollen Tätigkeit nimmt man das als gegeben hin. Während man der Lektorin Eva-Maria verübelt, wenn sie ihren Autoren wieder einmal den Vorzug gibt. Den Freundeskreis vernachlässigt. Veronika findet das „skandalös". Sie kann sich endlos darüber ereifern. Obwohl sie keine Ahnung hat, wie es im Verlag zugeht. Als einzige in der Runde lebt sie bei den Eltern. Ob das ihren Hang zur Boshaftigkeit erklärt? „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. Der weite Weg, Graf Max, entschuldigt Euer Säumen nicht! Welch wichtige Entscheidung hielt dich fern? Oder war es bloß ein Platten an deinem Rad?", kommentiert sie Maximilians Ankunft. Ihrem scharfen Blick entgeht nichts. Kein Detail. Jeder Mangel, jede Nachlässigkeit werden erbarmungslos konstatiert und publik gemacht. Sie übersieht keinen abgerissenes Schnürsenkel und keinen Fleck auf der Jacke,

keinen Pickel am Nasenflügel und kein schlecht frisiertes Haar. Sie kennt kein Taktgefühl. Ein veritables „Gifthaferl". Gut, dass Uschi und Diether wenig Angriffsfläche bieten. Die beiden Phlegmatiker. Nun ja, einem derart nervösen und hyperaktiven Wesen wie Veronika muss jede ruhiger veranlagte Natur phlegmatisch erscheinen. Uschis etwas pomadige Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit reizt sie zuweilen bis zur Weißglut. Diese Behäbigkeit. Diese Unbeweglichkeit. Geistig wie körperlich. Diese Pedanterie. Sie hat sich wirklich den passenden Beruf ausgesucht. Bibliothekarin! Veronika schnaubt verächtlich, wenn sie das Wort ausspricht. Als sei es der Inbegriff alles Üblen, Verachtenswerten. „Ich sage nur, ‚Preußische Bibliotheksordnung'!" In ihren Augen Synonym für Erbsenzählerei. Spießigkeit pur. Veronika vertritt die Bohème-Fraktion. Zusammen mit Max. Und Eva-Maria? Nun, die würde zwar gern. Probiert es einstweilen mit Stilisierung in diese Richtung. Allein, es gelingt nicht so recht. Ihr existenzialistisches Outfit, black in black, wirkt wie eine Verkleidung. Enge Dreiviertelhosen mit Ballerinen à la Audrey Hepburn sind für stämmige Staturen wenig empfehlenswert. Während die modische Tonnenlinie Assoziationen an einen Sack weckt. Zuweilen erscheint Eva-Maria mit nicht zusammenpassenden Kleidungsstücken im Verlag. Einem blauen und einem grünem Strumpf zum Beispiel. Als ach so zerstreute Intellektuelle, die ausschließlich in höheren Sphären schwebt. Ein bewusster und gezielter Missgriff, der seine Wirkung auf Kollegen und Autoren nicht verfehlt. Die Freunde kennen sie besser.

Eva-Maria schreibt Gedichte. Ein schmaler Band wurde bereits veröffentlicht. Die Literaturkritik nimmt ihn nicht zur Kenntnis. Leider. Er verkauft sich nicht. Ohne die bereitwillige Festabnahme von mehreren hundert Exemplaren durch die Autorin wäre der Verlag das Risiko erst gar nicht eingegangen. Immerhin. Es liegt etwas in gedruckter Form vor. Als Buch. Das ist nicht nichts. Der Verleger betrachtet Eva-Marias Passion eher zwiespältig. Er befürchtet Beeinträchtigung des ihm vertraglich zugesicherten Arbeitseinsatzes durch diese Art von „Nebentätigkeit". Der Pranner Verlag führt überwiegend Literatur in seinem Programm. Hat einen namhaften Lyriker unter Vertrag. „Was machen die Verse? Schön, schön, aber keine Interessenskonflikte. Sie wissen

schon. Die Lektoratsarbeit geht vor!“ Eva-Maria bekommt diese stereotypen Sätze häufig zu hören. Und denkt sich ihren Teil dabei.

An diesem Nachmittag hält sie keine Arbeitsverpflichtung fern, sondern ein Friseurbesuch. Sie möchte attraktiv aussehen. Am Abend ist sie verabredet. Mit einem Mann. Die Freunde geht das nichts an. Sie verspürt nicht die geringste Lust, sich deren spöttischen bis bissigen Kommentaren auszusetzen. Es ist das erste Rendez-vous. Wer weiß, was daraus wird? Die Situation – eher heikel. Der Mann, ein ziemlich bekannter Autor des Verlags und zudem verheiratet. Grund genug Stillschweigen zu wahren. Die unvermeidliche Frage „Was ziehe ich an?“ beschäftigt sie seit Tagen. Genau genommen seit zehn Tagen. Seit jenem schicksalhaften Telefonat, in dem der bedeutende Dichter sein Kommen ankündigte. Zum Zwecke einer Lesung in der Akademie der Künste. Sodann, die günstige Gelegenheit beim Schopfe packend, zum Besuch im Verlag. Um mit dem Verleger über künftige Publikationen zu plaudern. Fahnenkorrekturen mit seiner Lektorin durchzugehen. Persönlich. Sich mit selbiger zum Abendessen zu verabreden. Privat. Eva-Maria fasst dieses Glück kaum! Dieser herrliche Mensch, den sie bewundert! Immer schon bewundert hat. Lange bevor sie ihn kennen lernen durfte. Dieser charmante und attraktive Mann! Dieser begnadete Dichter! Und das in einer Person! Dass sich ein solchermaßen höheres Wesen ausgerechnet ihr zuwendet. Unfassbar. So viel der Anbetung könnte leicht zu dem Trugschluss verführen, Eva-Maria mangle es an Selbstbewusstsein. Mitnichten! Sie kennt ihren Stellenwert. Als dichtende Lektorin. Oder eher lektorierende Dichterin? Eben deshalb beugt sie die Knie vor dem Genie. Dem alle Anerkennung zuteil wird, von der sie nur träumen darf. Aufgeregt wie ein Backfisch kreisen ihre Gedanken ausschließlich um das große Ereignis. Sie kann sich kaum mehr auf die Arbeit konzentrieren. Unter einem Vorwand hat sie den Verlag bereits am frühen Nachmittag verlassen. Um sich in den „Salon Elfriede“ zu begeben. Sie hat das volle Programm gebucht. Waschen, legen, Maniküre, Pediküre, Augenbrauen zupfen und färben, Gesichtsmassage. Und ein dezentes Make-up. Nur was sie anziehen soll, weiß sie noch immer nicht. Sie überlegt, verwirft, modifiziert, verwirft, plant ganz neu, verwirft. Irgendetwas spricht immer dagegen. Hektisch blättert sie in den Illustrierten.

Und findet keine Inspiration. Außerdem, selbst wenn. Es ist zu spät, etwas Neues zu kaufen. Sie schafft es gerade noch nach Hause. Umziehen und mit dem Taxi zum Treffpunkt. Dem gutbürgerlichen Restaurant in der Altstadt. Der Druck ist immens. Die Euphorie verflogen. Im Spiegel, eine fremde Person. Ein pausbackiger Rauschgoldengel mit Lockenperücke, blaugeränderten Augen, rosa Kussmund und hochroten Flecken auf den Wangen. Entsetzlich! Vor dem offenen Kleiderschrank denkt sie ernsthaft daran abzusagen. Ein Anruf im Lokal. Mit der Bitte, Herrn Soundso, der für 20.30 Uhr einen Tisch reserviert hat, auszurichten, Frau Bertram sei leider verhindert. Unpässlichkeit? Migräne? Sie muss eine Begründung finden, will ihn auf keinen Fall vor den Kopf stoßen. Diese Gelegenheit bietet sich kein zweites Mal. Vielleicht doch? Wenn sie geschickt taktiert, diplomatisch absagt. Aber will sie das überhaupt? Die berühmte zweite Chance? Sie fühlt sich überfordert. Als der Telegrammbote klingelt mit der Nachricht des bedeutenden Mannes, er müsse die Münchenreise leider verschieben, aus familiären Gründen, die er nicht näher erläutert, macht sich tatsächlich Erleichterung breit. Eva-Maria bürstet die Haare glatt, wäscht die Schminke vom Gesicht, stellt sich unter die Dusche. In Pyjama und Bademantel beschließt sie den Abend auf dem Sofa. Mit einem Glas Whiskey. Etwas nachdenklich, aber durchaus nicht unzufrieden.

Im „Café Bauer“ haben sich die Freunde so richtig warm geredet. Beim Stichwort „Literatur“ driftet die Unterhaltung ins Kontroverse. Uschi möchte das Thema wechseln. Sie mag es harmonisch. Politik? Noch problematischer! Musik oder bildende Kunst? Interessiert keinen. Außer Uschi. Bei Mode und Gesellschaftsklatsch streiken Max und Diether. Als kleinster gemeinsamer Nenner bleibt die Literatur. Was stets im Wortgefecht zwischen Veronika und Max endet. Sie wirft ihm mangelnden Einsatz vor. Dass er nur die eigenen Werke beim Sender unterbringe. Er versucht, das Ganze herunterzuspielen. Veronika nervt ihn. In zunehmendem Maße. Er erwägt, nicht mehr im „Café Bauer“ zu erscheinen. Allein, auf die Anregungen und Insidertipps mag er nicht verzichten. Als Kulturredakteur muss man informiert sein. Muss wissen, was en vogue ist. Er hat Besseres zu tun, als sich die Nächte in einschlägigen Szenekneipen um die Ohren zu schlagen. Das sollen Diether

und Veronika übernehmen. Die keiner geregelten Tätigkeit nachgehen. Am nächsten Morgen ausschlafen, so lange es ihnen beliebt. Nun ist Maximilians Arbeitsverhältnis zwar geregelt, jedoch keineswegs zu vergleichen mit dem, zum Beispiel, der Beamtin Uschi, die pünktlich um 8.00 Uhr antreten muss. Oder mit dem der Lektorin Eva-Maria, deren Verleger keinen Spaß versteht, was morgendliche Unpünktlichkeit anbelangt. Aber selbstverständlich unbezahlte Überstunden und Wochenendarbeit erwartet. Max hingegen kommt und geht nach Belieben. Verbindliche Termine wie Redaktionskonferenzen oder Ähnliches sind selten. Im Prinzip könnte er seine Arbeit zu Hause erledigen. Dass er trotzdem erstaunlich häufig im Büro anzutreffen ist, erklärt sich aus einer gewissen häuslichen Unruhe. Deren Urheber, zwei Söhne im Alter von zwei und vier Jahren, zeitig am Morgen ihr Werk beginnen. Der gestresste Vater sieht sich genötigt, früher als von ihm erwartet das ruhige Büro aufzusuchen. Um erst dann zurückzukehren, wenn die Knaben schlafen.

Während Veronika ihn mit starken Worten attackiert, überlegt Max, ob er die große Neuigkeit verkünden soll. Vielleicht bringt das Veronika endlich zum Schweigen. Andrerseits gibt es solche Sensationen nicht allzu oft. Man darf sein Insiderwissen nicht verfrüht preisgeben. Exklusivität zählt. Wenn alle wissen … Besser abwarten. Aber nicht zu lange. Wenn es erst einmal im Feuilleton steht, tangiert es keinen mehr. Was? Nun, dass Max im Herbst eine berühmte Kollegin bekommt. Die Dichterin Linda Lachner. Für die man beim Sender einen neuen Arbeitsbereich ge-, das heißt, besser gesagt, erfunden hat. Denn die Position des leitenden Redakteurs in Sachen Kultur bleibt in Maximilians Verantwortung. Sehr verdienstvoll. Ein guter Mann. Alte Familie, Parteimitglied. Protektion von höchster Stelle. Staatskanzlei. Andrerseits darf eine so bedeutende Künstlerin nicht in untergeordneter Position beschäftigt werden. Weshalb man die Stelle einer „Redakteurin mit Schwerpunkt zeitgenösssische Tendenzen in der Literatur“ kreiert. Maximilians Ressort angegliedert, jedoch dem Intendanten direkt unterstellt. Was soll man davon halten? Maximilian jedenfalls weiß noch nicht so recht, ob er sich im Glanze der großen Dichterin sonnen soll oder sich ärgern muss über ihre Sonderstellung. Zu seinen Lasten. Wie er meint.

Und da wäre ein gewisses erotisches Moment. Schließlich kursieren Fotos der Dame in den illustrierten Blättern. Vor nicht allzu langer Zeit prangte ihr Konterfei auf dem Titel einer Wochenzeitschrift. Und das im jugendlichen Alter von nicht einmal dreißig! Eine irgendwie kosmopolitische Existenz. Lebt als Österreicherin in Italien. Mit einem deutschen Komponisten. Dessen Name Max aus der Zeitung kennt. Obwohl er sich nicht für Musik begeistert. Für zeitgenössische schon gar nicht. Allenfalls den „Rosenkavalier" im Prinzregententheater und die Bayreuther Festspiele. Nicht der Musik wegen, sondern aus gesellschaftlichen Gründen. Um zu zeigen, dass man dazu gehört. Der Komponist erregt Maximilians Neugier, weil er, ebenso jung wie die Dichterin, noch erfolgreicher scheint als diese. Sogar im rückständigen München hört man seine Stücke. Immerhin! Allem Anschein nach sind die beiden ein Paar. Aber so genau weiß man das nicht. Warum zieht sie nach München? Weg von ihm? Haben sie sich gar getrennt? Andrerseits, in zehn oder zwölf Stunden fährt man mit dem Nachtzug nach Rom. Maximilian seufzt. Er hätte seine Familie zuweilen gern nach Süditalien verfrachtet.

Schenkte man den einschlägigen Kommentaren Glauben, musste es sich bei dieser Lyrikerin um ein Wesen von bedeutender Anziehungskraft auf das andere Geschlecht handeln. Zudem gesellschaftlich recht ambitioniert. Eine hübsche Person. Auf den Bildern zumindest. Eher klein. Zierlich. Mit modischen dunklen Stirnfransen à la Audrey Hepburn. Leider nicht immer schmeichelhaft frisiert. Las sie nicht kürzlich in München? Im letzten Herbst. Unveröffentlichte Gedichte. Im Studio Mai, in der Kaulbachstraße. Die Einladung hatte Maximilian achtlos beiseite gelegt. Jetzt ärgert ihn, dass er keinen Eindruck von der neuen Kollegin gewinnen konnte. Aus erster Hand. Diesen Pressefotos kann man nicht trauen. Alles geschönt. Man bezweifelt manchmal, dass es sich überhaupt um die identische Person handelt. Wenn man sie in natura erlebt. Vollkommen unscheinbar. Verhuscht. Während sie im Bild souverän und in eleganter Attitüde posiert. Wie den Bogen schlagen von der herausfordernden Femme fatale im aufreizend eng taillierten Schneiderkostüm – gewiss von Hofreiter in der Kärtnerstraße! – zu dem schüchternen, fast gar verklemmten Geschöpf in plumper Kombi-

nation aus formlos-dunklem Rock und weiter weißer Bluse. Nur die Schuhe mit hohem Absatz trägt sie anscheinend zu jedem Outfit. Diese Dichterinnen! Max hält dichtende Frauen für überspannt. Obwohl er nur eine persönlich kennt. Nämlich Eva-Maria. Die allerdings bei ihm unter Lektorin läuft. Als Dichterin nimmt er sie überhaupt nicht wahr. Doch Linda Lachner macht ihn neugierig. Weckt Vorfreude. Die merklich gedämpft wird durch den Befund, dass jene Dame, deren „lyrischen Intellekt" die Feuilletons bejubeln, nicht nur Gedichte schreibt, sondern auch Hörspiele. Konkurrenz im eigenen Haus. Auf Maximilians ureigenstem Gebiet.

Zu verhindern war diese „Berufung" sowieso nicht. Der Intendant wollte Linda Lachner unter allen Umständen für den Sender gewinnen. Weshalb man eigens die Stelle einrichtete, die man zuvor nicht brauchte, später nicht vermissen würde, denn die Dichterin blieb nicht lange. Die offizielle Begründung lautete natürlich etwas anders. Das übliche Prozedere. Das Maximilian bislang nicht zur Kenntnis genommen hat. So lange es seine Interessen nicht berührt. Oder er davon profitiert. Seine eigene Anstellung erfolgte schließlich nach ähnlichem Muster. Was Maximilian als durchaus selbstverständlich, der Bedeutung der eigenen Existenz angemessen empfindet. München ist sein Revier. Soll doch die Österreicherin nach Zürich oder Wien gehen, wenn ihr Italien nicht mehr passt. War sie nicht für einen Wiener Sender tätig, Anfang der fünfziger Jahre? Und hat für Radio Bremen aus Rom berichtet? Kontakte knüpft sie bei den Tagungen der Rotunde. Vermutlich. Max war noch nicht eingeladen. Weder als Autor noch als Redakteur. Chefsache. Der Intendant nimmt solche Termine persönlich wahr. Eva-Maria wurde die Ehre zuteil. Ein einziges Mal. Nicht um selbst vorzutragen. Sondern in Vertretung des Verlegers. Sie wurde vollständig übergangen. Keiner nahm sie zur Kenntnis. Als Repräsentantin des Verlags. Jeder weiß, dass Lektoren nichts zu sagen haben. Wenn es um Geld geht, zählt nur das Wort des Verlegers. Jedenfalls war die Enttäuschung groß. Hinterher. Sie hatte mehr erwartet. Eine verschworene Gemeinschaft, diese Rotunde. Ein Geheimbund. Dem Linda Lachner angehört. Deshalb räumt sie einen Literaturpreis nach dem anderen ab. Man verwöhnt sie mit Einladungen und Stipendien. Lukrative Lesereisen durch

ganz Deutschland. Internationales Sommerseminar in Harvard. Davon dürfen die anderen nicht einmal träumen.

Bei nächster Gelegenheit muss er Eva-Maria fragen. Nach ihr. Bestimmt erinnert sie sich an Linda Lachner. L. L. – das einprägsame Markenzeichen stimmt nicht mit der Wirklichkeit überein. Denn getauft wurde sie auf den Namen Sieglinde. Der jedoch nicht so recht in die Nachkriegsvergangenheit passt. Linda hingegen klingt kurz, einprägsam, modern. Zudem weckt L. L. durchaus erwünschte Assoziationen an das bekannte Monogramm B. B. Ob zu Recht oder nicht mag dahingestellt bleiben. Max würde jedenfalls die echte Bardot ihrem literarischen Surrogat vorziehen. Ein Sexsymbol. Ganz offen. Unverhüllt. Ohne dieses intellektuelle Getue. Ohne Anspielungen. Keine Mogelpackung. Die mehr verspricht als sie hält. Eine Frau, die sich genau so gibt, wie der Mann es erwartet. Wenn sie ihm gefallen soll. Natürlich nichts für die Dauer. Eine Affäre, eine Liebelei. Ein Zeitvertreib. Heiraten kann man so eine nicht. Selbstverständlich. Man kann natürlich schon. Manch einer hat es tatsächlich gewagt. Und dafür bezahlt. Nur wenige sind unabhängig genug, sich das leisten zu können. Gesellschaftlich. Und finanziell. Was bekanntermaßen eng miteinander verknüpft ist. Maximilian weiß das. Er hat richtig geheiratet. Standesgemäß. Ein Fräulein aus fränkischem Porzellanadel. Sogar der Adel ist echt, nicht bloß aus Porzellan. Die Firma ebenso. Ein Traditionsunternehmen. Seit über hundert Jahren im Familienbesitz. Beste Aussichten für Maximilian. Man kann ihn beglückwünschen. Er wird es weit bringen. Zweifellos. Wenn er sich weiterhin klug verhält. Seine erotischen Phantasien im Kopf auslebt. Nicht realiter. Seine Gattin ist attraktiver, als man das von einer fränkischen Porzellanprinzessin erwarten könnte. Immerhin hat sie ihren gesellschaftlichen Schliff im Ausland erhalten. Sie kauft nur in Paris. Zweimal im Jahr besucht sie dort die Haute-Couture-Schauen. Und ordert. Ihr Geschmack ist exquisit. Ziemlich extravagant. Die Bouclé-Kostüme der Chanel überlässt sie den älteren Damen. Sie trägt Balenciaga und Balmain. Neuerdings auch Givenchy. Der sich eben als Shooting-Star am Modehimmel zu etablieren beginnt. Sie lässt die Münchnerinnen ziemlich provinziell aussehen. Eine Replik kann eben nicht mit dem Original konkurrieren. Mag sich der gute Müller-

Viebich noch so emsig Inspirationen von den großen Couturiers holen. Er bringt doch nur Light-Versionen zustande. Haute Couture entkoffeiniert. Für München allemal ausreichend. Beliebt macht man sich mit Pariser Schick natürlich nicht. Hat man es als Fränkin in Oberbayern nicht schon schwer genug? Dazu noch diese Verschwendungssucht. Gibt es nicht wunderbare Ateliers in der Residenz- oder Maximilianstraße? Den Riedl für den Herrn, den Müller-Viebich für die Dame. Genügt wohl nicht? Hinter vorgehaltener Hand spekuliert man hemmungslos über die Unsummen, die angeblich verprasst werden. Im Ausland. Für ein paar Stofffetzen, die man in München weitaus günstiger bekommt. Will heißen, billiger. Zudem eleganter, da tragbarer. Um nicht noch mehr Angriffsfläche zu bieten, lässt Max ab und zu bei Riedl arbeiten. Contre cœur. Denn sein sportlich legerer Stil wird dort nicht gerade favorisiert. Mit missionarischem Eifer versucht man, ihn modisch umzupolen. Weg vom Tweedjackett hin zum Businesszweireiher. „Aber Herr Dr. Fraunberger, Sie können doch nicht …", beginnt jeder zweite Satz des Herrenschneiders. Bis Max klein beigibt. Einen Anzug ordert, den er gewiss nie tragen wird. Die Sakkos aus Harristweed kauft er in London. Wie bisher. Die halten ewig. Der verschmähte Zweireiher endet in der Kleidersammlung einer wohltätigen Organisation. Ihn jemals anzuziehen, käme ihm nicht in den Sinn. „Vielleicht als Faschingskostüm?", spottet seine Frau. „Sag einfach, du gehst als BR-Redakteur!"

Da tut sie dem Riedl-Anzug nun entschieden Unrecht. Sie kennt die grässlichen Fetzen von der Stange nicht, die man im Sender trägt. Ohne jede Façon, minderwertiger Stoff, der immer zerknittert ausschaut, als habe man die Nacht darin verbracht. Wenn auch modisch nicht gerade eine Offenbarung ist der Riedl-Anzug zumindest handwerklich einwandfrei. Erstklassiger Stoff, solide gefertigt. Hanggestichelte Revers und Knopflöcher. Sogar an den Ärmelschlitzen. Nicht bloß imitiert, sondern tatsächlich zu öffnen. Trotzdem. Entspricht nicht Maximilians Vorstellungen. Seinem bewusst gepflegten Understatement. Er passt sich dem jeweiligen Umfeld ein. Nicht an. Differenziert Habitus, Kleidung, Sprachebene. Je nach den Erwartungen, die man an ihn stellt. Jeder Kreis führt sein abgeschlossenes Dasein. Weshalb die unter-

schiedlichen Existenzweisen des Maximilian Fraunberger niemandem auffällig werden. Am wenigsten ihm selbst. Der mit durchtrainierter Geschmeidigkeit von einer Rolle in die nächste schlüpft. „Man geht doch auch nicht mit Bergstiefeln in die Oper", würde er achselzuckend entgegnen. Nicht recht wissen, was die dumme Frage bedeutet. Es gibt Spezialkleidung für Sport, Freizeit, Arbeit, festliche Anlässe. Maximilian treibt die Ausdifferenzierung lediglich weiter. Nein, nicht ins Absurde. Wenngleich? Manchmal steht er kurz davor. Wenn er den Rahmen von Kleidung und Accessoires überschreitet, die Angleichung ins Geistige transponiert. Themen, Meinungen, Formulierungen. Man könnte Diagramme entwerfen, welche den Wandel in Relation zum jeweiligen Umfeld visualisieren. Man kann es ebenso in die Formel fassen, der intellektuelle kritische Anspruch verhält sich negativ reziprok zum gesellschaftlichen Rang. Eigentlich ziemlich banal. Für Maximilian nicht der Rede wert. Den meisten jedoch nicht geläufig, da sie nur eine Ausdrucksform kennen. Die in solchem Maße prägend wirkt, dass sie in jeder Sphäre dominiert. Man gibt dann immer den Intellektuellen oder den Konservativen, den Redakteur oder den Dichter. Egal, in welcher Gesellschaft man sich befindet. Ebenso wenig darf man den Gegenentwurf unterschlagen. Diejenigen, die sich ständig neu erfinden. Die sich nicht in eine Konstellation einfügen, die den Rollenwechsel als Selbstzweck betrachten. Deren Anpassungsleistung jegliche Bindung an die Wirklichkeit längst abgestreift hat, sich verselbstständigt. Weswegen nicht mehr von einer Anpassungsleistung gesprochen werden kann. Denn jene setzt einen Kontrollmechanismus außerhalb voraus, der die Persönlichkeitsveränderung steuert.

Doch davon später. Denn eben hat Uschi, die harmlose Uschi, Max gründlich die Show gestohlen. Mit dem lässig hingeworfenen Satz: „Die Lachner kommt übrigens nach München. Nimmt eine Stelle beim BR an. Das müsstest du doch wissen, Max? Wusstest du nicht oder wolltest du uns nichts erzählen?" – „Du bist mir zuvorgekommen, liebe Uschi, wie immer." Der eindeutig säuerliche Unterton spielt auf Vergangenes an. Die Promotionsnote. Uschi schloss mit „magna cum laude" ab, Max, zu seinem großen Verdruss, lediglich mit „cum laude". Seine Arbeit über August von Platen ließ entschieden zu wünschen übrig. Er

ist kein Meister des wissenschaftlichen Diskurses. Ein Mangel, dem er abzuhelfen suchte, indem er verschwenderisch Heideggers „Ursprung des Kunstwerks" zitierte. Vollkommen unpassenderweise, da er nicht das Geringste davon verstand. Jargon der Eitelkeit! Wie Uschi leider anmerken musste, die Korrektur las. Die beiden waren damals lose „verbandelt". Will heißen, sie unterhielten eine Liebesbeziehung, die beiderseits als temporär und ohne weitere Verbindlichkeit konzipiert war. Wie beide unisono äußerten, so man sie darauf ansprach. Allerdings haben wir Grund, Uschis Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Es ist nicht auszuschließen, dass im Verborgenen nicht doch gewisse Wünsche, Hoffnungen nach Verbindlichkeit keimten. Nach Umsetzung des bürgerlichen Modells. Ehe, Kinder usw. In ihrem Tagebuch vermerkte sie: „Er konnte mir die bessere Note nicht verzeihen. Im umgekehrten Fall, wer weiß …?"

Wir sollten daran keine Spekulationen knüpfen. Max hätte so oder so die Porzellanmillionen geheiratet. Solche Ehen werden frühzeitig arrangiert. Beim Debütantenball. Das weiß jeder. Außer Uschi. Die sich nach Auffassung ihrer Familie als wohl situierte beamtete wissenschaftliche Bibliothekarin in den dreißigern sputen sollte, „den Mann fürs Leben" zu finden. Die lange Ausbildung, gewiss! Im Grunde hat man sie längst abgeschrieben. Eine Altledige. Kein Mann mehr. Seit der Geschichte mit Max. Die Arbeit füllt sie aus. Sie pflegt zahlreiche Hobbys. Und schreibt an einem historischen Roman, der zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs spielt. Taub gegen alle – durchaus berechtigten – Einwände. Dass das Thema bereits vorbildlich in Döblins „Wallenstein" abgehandelt sei. Sowie, von Historikerseite, durch die Darstellung von Moriz Ritter. Verdienstvoll und spannend zu lesen. Fast wie Belletristik. Allein, Uschi lässt sich nicht beirren. Hält an ihrem Vorhaben fest. Zumindest die Voraussetzungen stimmen. Stehen ihr doch sämtliche Quellen zur Verfügung. Am Arbeitsplatz.

Sie ist zufrieden mit dem, was sie hat. Strebt keine Veränderung an. Im Gegensatz zu den Kollegen, deren Hauptbeschäftigung im Studium der Stellenausschreibungen besteht. Was, die Monacensia sucht einen neuen Leiter? Und auch intern eröffnen sich zahlreiche Möglichkeiten

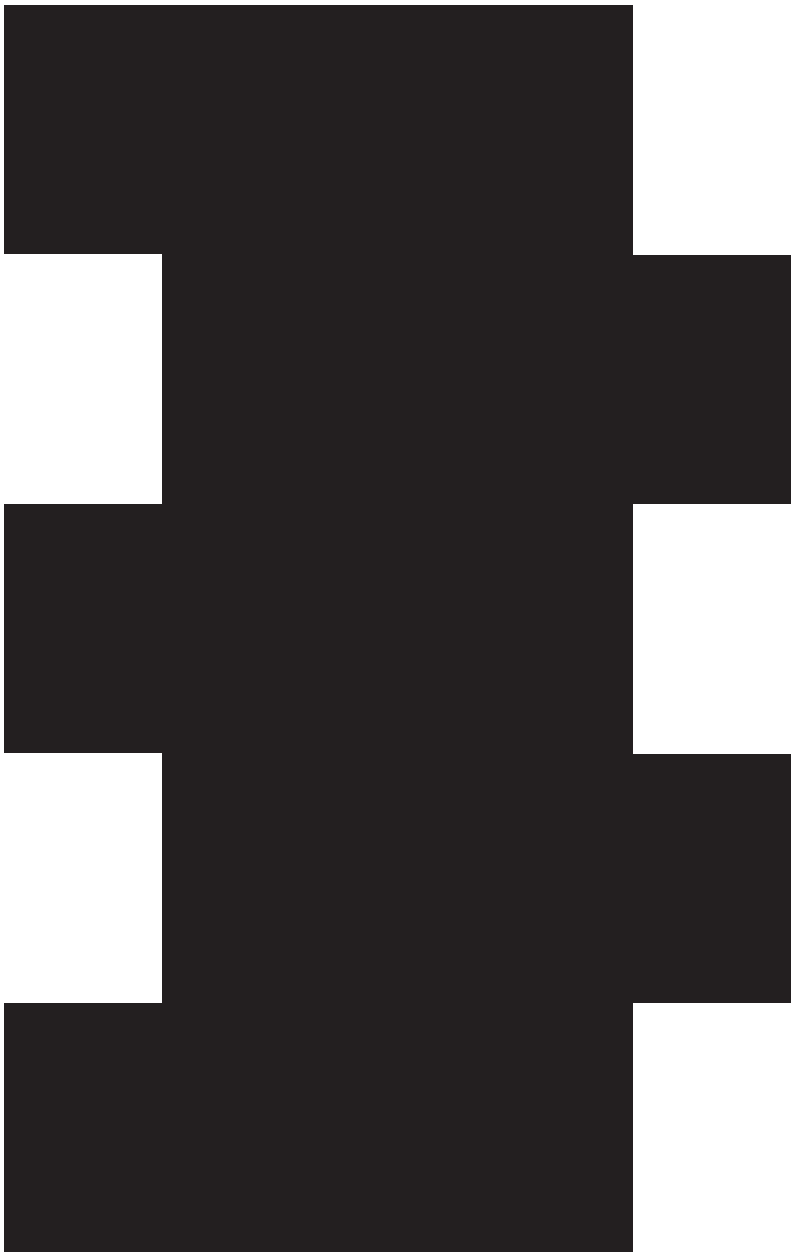
in den Spezialsammlungen von Handschriften und Inkunabeln, Musikalien, Landkarten. Oder in den großen Museen. Uschi kennt diese Form von Ehrgeiz nicht. Sie verfügt über ein geregeltes Einkommen, einen sicheren Arbeitsplatz, genügend Freizeit. Sie freut sich morgens aufs Büro, abends auf ihr Zuhause. Muss sich nicht gestresst und überlastet fühlen, sondern findet tagsüber Muße für private Recherchen. Lebt nach dem Lustprinzip. Rücksichten auf die äußere Erscheinung nimmt sie schon lange nicht mehr. Vorbei die Zeiten, als sie den Hang zur Fülle durch rigorose Diät zu bekämpfen suchte. Inzwischen kauft sie keine modischen Kleider, sondern bequeme. Isst, was ihr schmeckt.

Die Dichterin Linda Lachner interessiert sie eigentlich nicht. Diese zickigen Lyrikerinnen. Ihr reicht Eva-Marias Getue. Die halten sich für etwas ganz Besonderes. Ob nun erfolgreich oder nicht. Die Erfolglosen werden vollends unerträglich. Deduziert sie aus deren Verhalten. Ihr Einwurf zielt auf Max. Der soll sich ärgern. Vermutlich kommt noch weitaus Schlimmeres auf ihn zu. In Bezug auf Linda Lachner. Diese Exklusivität, diese Sonderstellung, diese Extrabehandlung. Uschi kennt den Typus. Wenn man seinen Kopf nicht durchsetzt, fällt man in eine gespielte Ohnmacht, bekommt einen Migräneanfall oder einen Weinkrampf. Stilisiert sich als zartes Pflänzchen. Max wird sich wundern. Auch wenn sein sonniges Gemüt alles Unliebsame beiseite schiebt. Prinzipiell. Noch ehe es gedacht ist. Er konzentriert sich auf die angenehmen Aussichten. Unterdrückt die warnende Stimme. Ach was, ihm gräbt niemand das Wasser ab. Weder als Redakteur noch als Autor. Und außerdem. Für die Lachner ist München Durchgangsstation. Die bleibt nicht lange. Auch unter diesem Aspekt fühlt sich Max einen kleinen Abenteuer nicht abgeneigt. Solche Gelegenheiten bieten sich nicht oft. Die soziale Kontrolle greift. Ihm bleibt wenig Freiraum. Warum also nicht?

„Wo bist du eigentlich mit deinen Gedanken? Und was murmelst du vor dich hin ‚Warum nicht?', wenn ich recht höre. Was meinst du damit?" Veronikas Fragen platzen mitten in die anregenden Wunschträume. Nein, er wird sich nicht dazu äußern. Weder zur Person der Dichterin – und noch weniger zu seinen Phantasiebildern. Er geht Ziga-

retten holen. Will nicht mehr zurück in Café. Die Freunde können einem zuweilen auf die Nerven gehen. Vor allem Veronika strengt an. Und nun auch noch Uschi. Fehlt bloß noch, dass Diether zum Spötter mutiert. Denn Eva-Maria kann ebenfalls recht biestig sein. Zuweilen. Er wird sich zeitig verabschieden. Unterdessen rätselt man, warum er sich so seltsam aufführt. Warum das Zigarettenholen so lange dauert. Schließlich befindet sich der Automat gleich vis-à-vis. Er braucht nur die Amalienstraße zu überqueren. Ein Sache von, sagen wir, maximal fünf Minuten. Uschi verspürt Lust auf einen Windbeutel. Nutzt die Gelegenheit, nach Max zu schauen. Der steht regungslos auf dem Trottoir gegenüber. Uschi zieht sich rasch zurück. Er soll nicht denken, sie spioniere ihm nach. Was hat er nur? Schwer, sich einen Reim darauf zu machen. Veronikas Spitzen prallen an ihm ab. Uschi verzehrt das Gebäck mit Genuss. Dazu eine heiße Schokolade nebst Sahne. Was Veronika fast schon obszön vorkommt.

Und Diether? Dieser Gemütsmensch hält sich aus allem heraus. Ohne ihn als stabilisierendes Element wäre der Freundeskreis vermutlich längst auseinander gebrochen. Er ist freundlich, gutmütig, hilfsbereit. Nie boshaft. Keine Launen. Was wohltuend auffällt. Unter lauter Selbstdarstellern. Ist sich nie zu schade für kleine Botengänge. Oder Reparaturen. Besitzt handwerkliches Geschick. Siphon verstopft – Diether rufen. Eva-Maria und Uschi greifen gern auf seine Fähigkeiten zurück. Natürlich nicht ohne Gegenleistung. In Form von Naturalien. Will heißen, man lädt ihn zum Essen ein. In ein Lokal. Das Geld steckt man ihm vorher zu. Er bezahlt. Wie man das vom Mann erwartet. Von diesem Arrangement profitieren beide Parteien. Die Damen fast noch mehr. Denn sie ersparen sich nicht nur den teuren Handwerker, sondern kommen zudem in den Genuss männlicher Begleitung beim Restaurantbesuch. Allein fühlen sich die beiden nicht wohl. Auf den Gedanken, gemeinsam essen zu gehen, werden sie gewiss nicht verfallen. Sie wissen wenig miteinander anzufangen. Außerhalb des literarischen Kreises. Eva-Maria gehört nicht zum harten Kern. Sie ist erst nach Studienabschluss zugezogen. Aus Frankfurt. Als sie die Stelle im Pranner Verlag antrat. Max hat sie mit den anderen bekannt gemacht. Woher sich die beiden kennen? Keine Ahnung! Vermutlich über Pranner. Sogar in



ihrer Heimatstadt bewundert man die Zielstrebigkeit, mit der sich Eva-Maria gerade diesen renommierten Belletristikverlag auserkoren hat, der einige viel versprechende junge Talente verlegt. Bereits vor Antritt der Stelle prognostizierte man Eva-Maria den Durchbruch als Autorin. Der leider ausblieb. Wie bekannt. Ihr bleibt kaum Zeit zum Dichten. Und das Salär fällt nicht eben üppig aus – gemessen am erwarteten Einsatz. Das wenige Geld ist rasch ausgegeben. Ohne regelmäßige Zuwendungen aus dem Elternhaus müsste sich Eva-Maria einschränken. Was nicht heißen soll, dass ihr augenblickliches Münchner Dasein von schierem Luxus geprägt wäre. Sie lebt von der Hand in den Mund. Auf etwas höherem Niveau. Kurzum, man gönnt sich etwas. Was einem so ins Auge sticht. Oder gerade als schick gilt. Dinge, die rasch ihre Anziehungskraft einbüßen. Obwohl oder gerade weil man sie vor gar nicht allzu langer Zeit unbedingt haben musste. Die Looks der Leinwandstars. Audrey Hepburn, Birgitte Bardot. Alles ausprobiert. Obwohl jeder Mensch mit Augen im Kopf beurteilen könnte, dass beides nicht für unsere Lektorin gedacht ist. Dafür brauchte sie den Kram nicht erst zu kaufen. Zu Hause, vor dem Spiegel, Ernüchterung. Schlichtweg unmöglich. Da gibt es kein Herumdeuten. Doch es wird Eva-Maria nicht davon abhalten, sich einen Bienenkorb à la Farah Diba frisieren zu lassen – mit künstlichem Haarteil! – oder es mit einem kurzärmeligen bonbonrosa Jackenkleid nebst passender Pillbox im Stile von Jackie Kennedy zu versuchen. Ihr Schrank quillt über vor lauter nie getragenen Kleidungsstücken. Die, wenn es gar nicht mehr anders geht, in einer Verzweiflungsaktion der Kleidersammlung überantwortet werden. Schmerz und Trauer, die sich hierbei äußern, wären eines Begräbnisses würdig. Es sind Träume, die zu Grabe getragen werden. Die sich mit jedem jener kostspieligen, eleganten, extravaganten Teile verbinden. Der gescheiterte Versuch, eine andere zu werden.

Dennoch gibt sie nicht auf. Beim nächsten Mal wird alles besser. Irgendwann muss sich das Passende finden. Irgendwann zeigt der Spiegel eine Leinwandgöttin. Die real existierende Eva-Maria wird endlich eins mit ihrer Vorstellung. Irgendwann. Nach ihrer Auffassung gehört zu einer Dichterin eine gewisse Art der Erscheinung. Weshalb ihr Linda Lachner verhasst ist. Die alles besitzt, was ihr versagt bleibt. Bei der alles stimmt.

Der Erfolg. Das Aussehen. Zumindest auf Bildern. Leibhaftig eher enttäuschend. Wie Eva-Maria feststellen durfte. Als sie die berühmte Dichterin in Augenschein nahm. Anlässlich ihrer Lesung in München. Bei der Eva-Maria selbstverständlich nicht fehlen durfte. Leider nicht Aug in Aug, sondern aus beträchtlicher Distanz. Ein vager Eindruck allenfalls. Eher desillusionierend. Eine kleine Person, die fast hinter dem Rednerpult verschwand. Pausbackig. Schlecht frisierte Stirnfransen. Vom Kleid sah man wenig. Nur den hoch geschnürten Busen. Über dem die dreireihige Perlenkette schwankte. Wie diese Realität in Einklang bringen mit dem, was die Illustrierten präsentieren? In Wort und Bild. Eva-Maria misstraute der eigenen Wahrnehmung. In den paar Sekunden, die ihr einen Blick auf die Dichterin erlaubten, zudem aus beträchtlichem Abstand, konnte ihr Eindruck nur ein mangelhafter sein. Ein in jeder Hinsicht unzutreffender. Nein, zwischen dem unscheinbaren Geschöpf auf dem Podium und der glanzvollen Erscheinung in den Gazetten gibt es keinen Zusammenhang. Sie hat sich wohl getäuscht.

„Eine Stadt in Erwartung der Dichterin!" – Veronika formuliert im Geiste die Headline für einen Beitrag im „Münchner". Einer alternativen Stadtzeitung. Herausgegeben von einigen Intellektuellen. Auf Matrize getippt und vervielfältigt liegt sie in diversen Buchhandlungen und einigen Kulturinstituten aus. Kostenlos. Denn keiner ist bereit, dafür zehn Pfennig zu bezahlen. Das Unternehmen finanziert sich aus den Anzeigen. Tauschbörse. Suche. Biete. Der Erlös deckt knapp die Produktionskosten. Die Autoren schreiben unentgeltlich. Für den guten Zweck. Weil man der offiziellen Berichterstattung der großen Tageszeitungen und Boulevardblätter misstraut. Unabhängig. Kritisch. Für den mündigen Bürger. Dennoch hätte Veronika gegen ein bisschen Honorar nichts einzuwenden. Sie lebt noch immer bei den Eltern. Wollte partout nichts ins höhere Lehramt. Trotz glänzendem Staatsexamen. Hat das Referendariat abgebrochen. Einfach so. Seitdem hält sie sich mit kleinen Jobs über Wasser. Schriftführerin im Kunstverein. Manchmal Nachhilfestunden. Jedoch ungern. Die Geschwister fühlen sich benachteiligt, weil Veronika keine Miete bezahlt. Ist Bares vorhanden, steckt man ihnen heimlich etwas zu. Zum Ausgleich. Veronikas aufmerksamem Blick entgeht das nicht. Die beiden älteren Schwestern haben

keine Ambitionen. Nach der Schule eine Friseurlehre. Ohne Abschluss. Vor der Gesellenprüfung schwanger. Wie üblich, wird rasch geheiratet. Die berühmten Sieben-Monats-Kinder! Ein Schwager arbeitet als Kfz-Mechaniker, der andere übt einen kaufmännischen Beruf aus. Bei einer Firma, die Bremsen herstellt. Im Norden der Stadt. In Milbertshofen. Wo man in der neu entstehenden Reihenhaussiedlung ein Doppelhaus bewohnt. Beide Schwestern Wand an Wand. Sie haben sich immer schon gut verstanden. Bloß ein gutes Jahr auseinander und bedeutend älter als Veronika. Die im Grunde als Einzelkind aufwuchs. Abgesehen von Familienfesten pflegt sie so gut wie keinen Kontakt zu den beiden, deren zahlreiche Nachkommenschaft bereits die übernächste Generation produziert. Für Veronika unüberschaubar. Das immer gleiche Muster. Die Mädchen heiraten früh. Leben als Hausfrau und Mutter. Die Männer? Müssen arbeiten, um die Familie zu ernähren. Die Ansprüche stellt. Also Überstunden. Für das Reihenhaus, das Auto, die Urlaubsreise. Die meisten werden nicht alt. Ungesunde Lebensweise oder zu viel Nachtarbeit? Welche Frage? Es geht aufwärts. Man genießt das Leben. Isst fett, schwer, viel. Trinkt. Raucht. Nach den Hungerjahren wird Körperfülle gleichgesetzt mit Gesundheit, Wohlbefinden. Wir können uns das leisten! Lange genug stand Entbehrung auf der Tagesordnung. Während des Krieges. Und danach. Nun entwickelt sich eine regelrechte Gier. Nach Nahrung. Nach Leben. Oder dem, was man sich darunter vorstellt. Konsum. Kaufe! Kaufe noch mehr! Die Wirtschaft boomt! Je mehr wir verbrauchen, umso besser geht es uns. Die Nachfrage steigt. Die Löhne steigen. Die Produktion explodiert. Wir brauchen Arbeitskräfte aus dem Ausland. Gastarbeiter. Die als Gäste jene Tätigkeiten übernehmen sollen, die dem deutschen Arbeiter nicht zuzumuten sind. Unappetitliches. Zum Beispiel die Müllabfuhr.

Veronika erscheint wie das Wesen vom anderen Stern. Man begegnet ihr mit Mitleid, Ressentiment, Häme, Verachtung, Verständnislosigkeit. Da studiert das Mädchen so lange und wirft dann alles hin. Lehrerin, Beamtin, das schlägt man nicht so einfach aus. Die Sicherheit. Wenngleich das Einkommen im Verhältnis zur langen Ausbildung wiederum nicht so hoch scheint. Der Gatte der mittleren Schwester, der mit der kaufmännischen Ausbildung, rechnet es vor. Bis auf den letzten

Pfennig. Aber die Altersversorgung? Die Beamtenpension? Für die man nichts einzahlen muss? Mag sein. Aber der Beamte hat sich privat zu versichern. Während bei uns der Arbeitgeber die Hälfte der Sozialabgaben übernimmt. Der Schwager findet immer Argumente dafür, dass er die beste aller möglichen Berufslaufbahnen ergriffen hat. Außerdem, wozu die ganze Diskussion um Pensionsansprüche, wenn Veronika die Beamtenlaufbahn verschmäht? Jahrelang studiert, auf unsere Kosten, wirft der andere Schwager in die Debatte. Mit kummervoller Miene, als ob ihm selbst höchst persönlich jede einzelne Mark abverlangt worden wäre. Und überhaupt. Die Frau braucht kein Studium. Sie heiratet sowieso. Sich um Mann und Kind und Haushalt zu kümmern ist ihre natürliche Aufgabe. Die Gattinnen schweigen. Äußern keine Meinung. Gelddinge sind Männersache. Viel zu kompliziert. Sie müssen das nicht verstehen. Aber sie bewundern ihre klugen und überlegenen Männer. Die überall Bescheid wissen. Man hat eindeutig das bessere Los gezogen. Im Vergleich zu Veronika.

Und Veronika? Die Freunde machen Karriere. Gut, mit Ausnahme von Diether. Doch der ist wenigstens unabhängig durch die Erbschaft. Mit über dreißig bei den Eltern zu wohnen, im Jungmädchenzimmer, das hat sich Veronika nicht vorgestellt. Gewiss, es bringt auch Angenehmes. Die häusliche Infrastruktur. Putzen, kochen, waschen, einkaufen. Darum muss sie sich nicht kümmern. – Obgleich genau dies ständig moniert wird. „Du könntest deiner Mutter etwas abnehmen!" – Doch als Preis der Freiheit würde Veronika sogar die ungeliebten hausfraulichen Tätigkeiten ohne Murren übernehmen. Nur ein Zimmer. Mit Kochnische und Bad. Ungestört arbeiten, wann immer man will. Ohne dass nebenan der Fernseher plärrt. Kommen, gehen, über Nacht wegbleiben, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen. „Wo gehst du hin?" – „Wie lange bleibst du weg?" – Und das Totschlagargument: „Wir machen uns doch bloß Sorgen!"

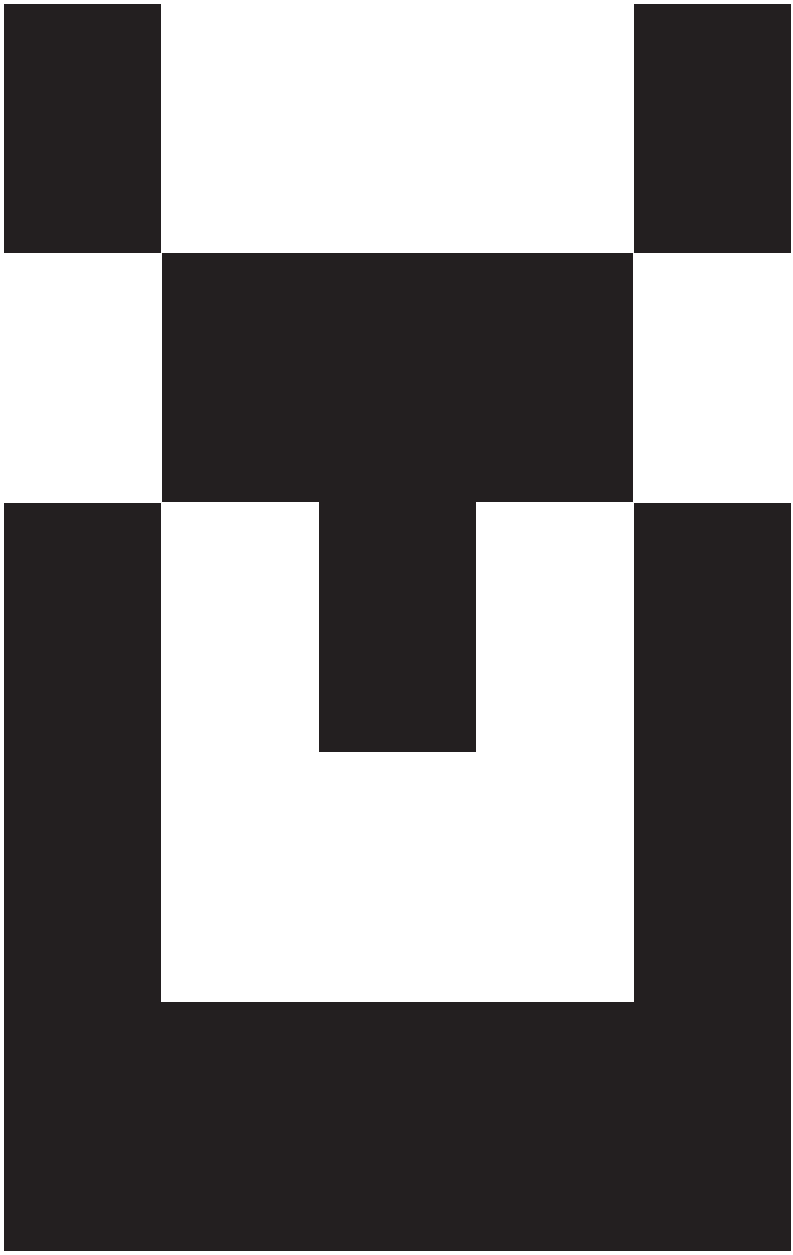
Überhaupt, was aus ihr werden soll, beschäftigt das Umfeld mehr als sie selbst. Veronika selbst leidet nur unter der häuslichen Enge. Sie neidet den anderen nicht den beruflichen Erfolg, sondern die literarische Anerkennung. Die Tatsache, dass deren Werke veröffentlicht werden, empfin-

det Veronika als ungerecht. Dass nicht literarische Qualität entscheidet, sondern die richtigen Beziehungen. Sie lässt sich nicht beirren. Schreibt weiter. Mit stoischer Gelassenheit. Seite um Seite. Reicht die Hörspiele bei diversen Sendern ein, schickt die Erzählungen an Verlage. Obwohl sie weiß, dass die Päckchen nach ein paar Monaten zurückkommen. Originalverpackt. Mit höflicher Standardabsage. Nahezu identisch formuliert. Als ob alle auf eine gemeinsame Vorlage zurückgriffen. Leider, leider. Passt nicht ins Programm. Keine Kapazitäten, alles verplant. Auf die nächsten Jahre hinaus. Aber vielleicht später – man will sich alle Optionen offen halten, schließlich weiß man nie! Wir würden uns freuen. Blablabla. Und so weiter und so fort. Veronika wirft sie mittlerweile ungelesen in den Papierkorb. Um sich nicht aufzuregen. Maximilians langatmige und langweilige Hörspiele sendet man. Selbstverständlich. Und die Elaborate einer Linda Lachner. Bekanntermaßen abgekupfert. Was jeder weiß. Aber besser nicht lauthals verkünden sollte. Wegen übler Nachrede! Sagen wir also, sie seien von ähnlichen Werken anderer Autoren inspiriert. War die Lachner damals nicht bei einem Wiener Sender tätig? Die Gedichte hat sie über die Rotunde lanciert. Jene Rotunde, bei der Eva-Maria ihr Cannae erlebte. Immerhin kann sie sagen, einmal dort gewesen. Die Einladungen zu den berühmten Tagungen sind begehrt. Ein veritables Sprungbrett! Sind doch Vertreter der großen Sender und namhaften Verlage zugegen, um neue Talente abzugreifen, für ihre Institution anzuwerben. Doch nicht jeder gewinnt. Mancher versagt auf dem „elektrischen Stuhl". Wenn er seine Werke vorträgt. Allerdings nicht die Schlechtesten.

Die Gründerväter der Rotunde sind mittlerweile ältere Herrn. Eher simpel gestrickt. Manches verstehen sie einfach nicht. Vieles irritiert sie. Nämlich zu selbstbewusstes Auftreten, eine ungewohnte Art des Vortrags. Treten Phänomene auf, die jenseits ihres begrenzten Horizonts liegen, wissen sie nichts damit anzufangen, fühlen sich verunsichert oder gar verhöhnt. Ihre Reaktion – sie machen den Vortragenden gnadenlos nieder. Ein weibliches Wesen kann sich hingegen fast alles erlauben. Wenn es jung und bereitwillig ist. Piepsen, stottern, weinen. Man schaut nachsichtig darüber hinweg. Wer erwartet Sinn für Qualität von denen, deren Erfolg im Seichten gründet? Linda Lachner hat ihre

Chance genützt. Mit dem Gruppenpreis finanzierte sie die freie Schriftstellerexistenz in Italien. Publizierte zwei Gedichtbände kurz nacheinander. Veronika hat keine Verbindung zur Rotunde. Sie ist nicht einmal Mitglied im hiesigen Schriftstellerverband. Sie hätte früher aktiv werden sollen. Jetzt ist es zu spät.

Maximilian wird gewiss die Ehre zuteil. Eines Tages. Früher oder später. Vermutlich eher früher. Denn, obzwar nicht weiblichen Geschlechts, ist er für die alten Herrn der Rotunde attraktiv. Nein, nicht er als Person, sondern seine Schlüsselposition im BR. Der Rundfunk zahlt gut. Für Hörspiele, für Lesungen. Prosa, keine Gedichte mehr. Die Nachfrage ist stark eingebrochen. Vorbei die Zeiten zu Beginn des Jahrzehnts, als man sie ihren Produzenten förmlich aus den Händen riss. Die Sender konnten gar nicht genug davon bekommen. Nun ist Prosa angesagt. Erzählungen – Novellen – Romane. Eine Tendenz, klar ablesbar an den jährlichen Preisträgern der Rotunde. Oder anderer Literaturpreise. Die Verlage konstatieren „einen ungeheuren Appetit auf Prosa". Den man befriedigen muss. Romane, wohin man schaut. Im Grunde nichts als aufgeblähte Erzählungen. Doch wen interessiert das? Nicht einmal den Verleger. Der schielt nur auf Profit. Selbst Häuser mit anspruchsvollem Programm nehmen den Trend auf. Eva-Maria betrachtet die Entwicklung skeptisch. Gegen den Verlegerwillen kommt sie nicht an. Sie sollte sich hüten. Mit ihren Äußerungen. Sonst ist sie bald abgestempelt. Als ewig Vorgestrige, als Antiquierte. „Sie sind zu elitär, meine Liebe", säuselt der Verleger. Ein ernstzunehmendes Warnsignal. Gewinnt doch das Adjektiv „elitär" in seinem Mund ganz eindeutig negativen Beigeschmack. Im Sinne von „abgehoben". Also das, was nur wenige kaufen. Was wenig Gewinn verspricht. Denn unbegrenzt teuer darf so ein Gedichtbändchen nicht sein. Sonst erwerben es nicht einmal mehr die paar Wenigen. Gesamtwerke? Bei einem Lyriker? Das dauert. Trotz zahlreicher unbedruckter Papierflächen – die Bände bleiben dünn. Da helfen keine Tricks. Große Schrift, Leerzeilen, voluminiertes Papier. Die Devise heißt: Viel verkaufen, billig verkaufen. Kulturindustrie. Eva-Maria wird umdenken müssen. Wenn sie sich keinen neuen Arbeitsplatz suchen möchte. Was schwierig wäre. Außerdem – das Marketing ist überall gleich. Statt für einen gewissen Dichter zu schwärmen, der



zudem bereits vergeben ist, sollte sie ihr Augenmerk auf einen der aufstrebenden Romanciers richten. Vernünftigerweise. Doch das sagt sich leicht. Sie mag die drastische Art nicht. In der sie schreiben. Sich aufführen. Grenzenlos vulgär. Der berühmte Dichter hingegen, ein Mann von Welt. Witzig, charmant, attraktiv. Geheimnisvoll. Er lebt in Paris! Eva-Maria kennt die Stadt nicht, stellt es sich aber herrlich vor, dort mit ihm … Dagegen fällt die Provinzstadt München total ab. Sogar ihr geliebtes Frankfurt. Wie sie eingestehen muss. Wenn auch widerwillig. Nein, Frankfurt ist keine Weltstadt. Leider spricht Eva-Maria kein Wort Französisch. Humanistisches Gymnasium. Altgriechisch, Latein. Ein paar Brocken Englisch. Als dritte Fremdsprache nebenbei erlernt. Alles wenig hilfreich für eine Auslandsreise. Ja, wenn man eingeladen wäre. Jemand einen an der Gare de l'Est – man hat sich informiert! – abholte und alles arrangierte. Jemand, der deutsch spricht. Wenn auch mit der ganz leicht altertümelnden Färbung derer, die aus einer Sprachenklave stammen. Die sie zwingt, die Sprache gleichsam zu konservieren. Weil ihr Umfeld ein anderes Idiom spricht.

Soll sie ihm ihre Gedichte schicken? Er müsste doch eigentlich wissen. Aus dem Verlagsprospekt. Könnte sie darauf ansprechen. Doch er schweigt. Redet ausschließlich über Eigenes. Anderes scheint nicht existent. Vielleicht schickt sie doch ein Päckchen nach Paris. Wenn sie sich traut. Ein Wagnis. Obwohl. Ganz so schlecht sind ihre Sachen nicht. Im Vergleich zu manch Anderem schneiden sie gut ab. Findet Eva-Maria. Gewiss, sein Werk überragt alles. Linda Lachner betrachtet sie neuerdings mit kritischem Blick. Seit ihr gewisse Übereinstimmungen – vor allem semantischer Natur, jedoch zuweilen auch im Sprachrhythmus – mit seinen Gedichten ins Auge fielen. Auf die sie sich keinen Reim machen kann. Übrigens ist Linda Lachner nicht Autorin des Hauses Pranner, sondern bei der Konkurrenz unter Vertrag. Bei Alfred Rösler. Obwohl üblicherweise gut unterrichtet, ist die große Sensation bislang noch nicht zu Eva-Maria vorgedrungen. Sie wird es früh genug erfahren. Beim nächsten Telefonat mit Max. Oder von Diether. Wenn er die Glühbirne im Flur auswechselt. Die Zeitungen werden bald Wind von der Sache bekommen, sich in ellenlangen Kommentaren darüber auslassen. In München ereignet sich bekanntermaßen

wenig. Da lässt man sich als Journalist eine solche Gelegenheit schwerlich entgehen! Hierzulande versteht man es, sich zum Mittelpunkt des Universums zu stilisieren. Kulturell, politisch. Na ja, in wirtschaftlicher Hinsicht bleibt Bayern Entwicklungsland. Macht nichts. In München lebt man trotzdem gut! Nun dieser neue Stern, die gefeierte Linda Lachner! Erfreulicherweise stammt die große Dichterin nicht aus dem Norden der Republik, sondern aus Österreich. Genauer gesagt, aus Kärnten. Wo immer das liegen mag. Im hintersten Winkel, irgendwo südöstlich. Provinz eben. Immerhin, ein Nachbarland, mit dem Bayern mehr verbindet als die unrühmliche jüngste Vergangenheit. Über die man schweigt. Weil man nicht darüber reden will oder soll. Oder umgekehrt? – Lassen wir die Vergangenheit ruhen und freuen uns auf Linda Lachner. Eine wahre Bereicherung der hiesigen Kulturszene. Sie wird dem Radiohörer die zeitgenössische Literatur nahe bringen. Wird Texte auswählen, Lesungen, Hörspiele, wird Features verfassen und gewiss das eine oder andere aus eigener Produktion zum Besten geben. Sie wird auf dem gesellschaftlichen Parkett glänzen. An der Seite des fabelhaft begabten jungen Komponisten Klaus Peter Kling im Prinzregententheater oder im Herkulessaal der Residenz. Sind die beiden ein Paar, wie man munkelt? In Neapel haben sie zusammengelebt. In einer Wohnung. Künstlerisch kooperieren sie schon seit längerem. Erst kürzlich wurde seine Vertonung ihrer Gedichte bei den Rheinfeldener Musiktagen uraufgeführt.

Ein schönes Paar. Jung, begabt, erfolgreich. Beide haben viel erreicht, für ihr Alter. Um die dreißig, da stehen die meisten erst am Anfang. Lehrjahre, die auf die akademische Ausbildung folgen. Die beiden haben das Studium quasi nebenbei erledigt. Bewundernswert. Sogar für Max, dem alles in den Schoß fällt. Die zwei spielen in einer anderen Liga. International. Max bleibt eine lokale Größe. Sein Wirken beschränkt sich auf den Freistaat. Jenseits der Grenzen kennt ihn keiner. Welche Perspektiven bieten sich ihm in München, in Bayern? Intendant des BR? Oder ein politisches Amt? Vielleicht wird er Manager, steigt bei seinem Schwiegervater ein? Provinzkarrieren. Es fehlt der Glanz. Während Lachner und Kling ständig in den Journalen auftauchen. Premiere hier. Empfang dort. „Die trägt ausschließlich Haute Couture“, stellt

seine Frau fest. Mit gewisser Bewunderung. Die hat einen Blick dafür. „Aber die Frisur ist fürchterlich! Da sollte sie sich etwas einfallen lassen. Vielleicht ein wenig aufhellen, mit blonden Strähnchen? Ein klassischer Bob wäre kleidsam. Der schmeichelt dem pausbackigen Jungmädchengesicht. Und kaschiert die allzu energische Nase." Was Frauen an ihren Geschlechtsgenossinnen auszusetzen haben? Max stört die biedere Haartracht nicht. Er kennt das von den „schönen Münchnerinnen". Die tragen Vergleichbares auf dem Kopf, wenn sie den Trachtenhut abnehmen. Zuweilen sogar weitaus Entsetzlicheres. Dauerwellen!

Seine Frau natürlich nicht. Die pflegt wahre Eleganz. Was Max zwar mit gewissem Stolz erfüllt, wenn er darauf angesprochen wird. Ein positiver Nebenaspekt. Mehr nicht. Den Ausschlag für die Verbindung gaben – ganz ohne Wenn und Aber – allein die Porzellanmillionen. Demgegenüber stellt Eleganz einen rein akzidenziellen Wert dar. Ein halbes Jahrhundert später würde man sagen: Sie war Bonusmaterial. Und dieses erfährt keineswegs nur Wertschätzung, sondern gibt zuweilen Anlass zur Kritik. In den Augen mancher Zeitgenossen zeugen die Reisen nach Paris nicht nur von Verschwendungssucht, sondern, schlimmer noch, von mangelndem Patriotismus. Dem welschen Erbfeind das Geld in den Rachen zu werfen, das die deutsche Textilindustrie dringend benötigt! Nicht nur die einheimischen Nobelschneider schäumen vor Wut. Die konservative Familie Fraunberger nicht weniger. Gewiss, man hat die Verbindung forciert. Trotz fränkischer Abstammung der Braut! Denn, leider, war kein oberbayerisches Fräulein mit aussichtsreicher Mitgift zur Hand. Erst recht keines von Adel. Mit ihren zahlreichen riesigen Schlössern und Wäldern, die Unsummen verschlingen, müssen die selber zusehen, durch eine vorteilhafte Partie an frisches Kapital zu kommen.

Kurzum, Max kann noch so oft darauf hinweisen, dass die schändlichen Einkäufe aus der Privatschatulle seiner Gattin finanziert werden. Missbilligende Kommentare bleiben trotzdem nicht aus. Wenn man ihn allein antrifft. In Gegenwart seiner Frau findet man schmeichelhafte und lobende Worte. Mit einer winzigen Beimischung von Tadel. Verpackt in einen Nebensatz, doch unüberhörbar. Der Giftpfeil findet

sein Ziel. Und Max muss den daraus resultierenden Unmut ausbaden. Sozusagen doppelt geschädigt. Nein, dramatisch wird es nicht. Die ehelichen Turbulenzen legen sich rasch. Max zeigt sich solidarisch. Er empfindet derartige Kommentare als überflüssige Einmischung in fremde Belange.

Eine vorbildliche Ehe? Im Prinzip ja. Denn Maximilians außereheliche Gelüste überschreiten nie den Bereich des Möglichen. Bequemlichkeit? Mangel an Gelegenheit? Soziale Kontrolle? Vermutlich von jedem etwas. Bei Linda Lachner liegt die Sache anders. Er hat sich in die Vorstellung eines Abenteuers verliebt. Einer mondänen Affäre. Er schwelgt in Phantasien. Malt sich Details aus. An die praktische Umsetzung verschwendet er keinen Gedanken. „Die muss ich haben." Der reine Jagdinstinkt. Derlei Wunschbilder beleben den Berufsalltag ungemein. Im Sender erledigen die niederen Chargen das Tagesgeschäft. Und Max langweilt sich zu Tode. Nicht mehr! Die Vorfreude weckt ihn aus seinem Dämmerschlaf. Gibt seinem Dasein unvermutet Sinn. – Was selbstverständlich Blödsinn ist! – Doch Max empfindet es so. Ein profunder Denker war er nie. Wird es nie sein. Für ihn kein Mangel. Es reicht, dass er sich einmal im Leben mit solchen Dingen abquälte. Bei der Doktorarbeit. So ein Schmarrn, denkt er. Überlegt, ob sich der Ausdruck von der österreichischen Mehlspeise, dem „Kaiserschmarrn", ableitet. Wobei es sich dabei um ein schätzenswertes Gericht handelt, während der bayerische Ausdruck ganz eindeutig negativ belegt ist. Weil er zu keinem Ergebnis kommt, lenkt er den Gedankenfluss von der Mehlspeise zurück zur Dichterin. Österreich als „tertium comparationis"? Doch das dürfte Max ebenso wenig geläufig sein. So wenig Wissen! So gar kein Interesse an der Wissenschaft! Rätselhaft. Der Kerl hat nichts anderes als sein Vergnügen im Kopf! Die vielen Semester an der Ludwig-Maximilians-Universität hinterließen nicht den geringsten Eindruck. Er gehört wahrlich nicht zu jenen, die sich krampfhaft abmühen, Intellekt vorzutäuschen. Seine Hörspiele sind betont einfach. Was er selbst nicht versteht, lehnt er von vornherein ab. Favorisiert folglich das, was zwanzig Jahre zuvor unter dem Schlagwort „Blut und Boden" propagiert wurde. Heimat, ländliche Lebenswelt, Natur – was immer man darunter verstehen mag, also zumeist das Falsche. Einfachste Dra-

maturgie mit klarer Trennung von Gut und Böse. Keine rhetorischen Finessen. Was auf dem Papier steht, muss genau so gemeint sein. Was soll das ganze metaphorische, allegorische, symbolische Drumherum? Ironie? Springtropen? Max nimmt die Dinge so, wie sie sind. Alles ist, was es ist. Wenn sich anderes darin ausdrücken soll, muss es anders formuliert werden. Nicht eben ideale Voraussetzungen für ein geisteswissenschaftliches Studium. Hat man es in der Kunst stets mit Dingen zu tun, die nicht so sind, wie sie sich auf den ersten Blick darstellen. Die über ihre Dinglichkeit hinausweisen. Fehlt dieses Moment, handelt es sich nicht um Kunst. Sondern um Kunstgewerbe, Kitsch, Trivialität. An diesem Punkt können wir nicht länger verhehlen, dass Maximilians Germanistikstudium – mit den Nebenfächern Archäologie und geschichtliche Hilfswissenschaften – keineswegs persönlicher Neigung entsprang. Ihm blieb nichts anderes übrig. Für Medizin waren seine naturwissenschaftlichen Noten zu mangelhaft. Für Jura war er zu faul. Kunstgeschichte in seinen Augen ein Frauenstudium. Kulturelle Mitgift für die spätere Ehe. Das schöne Fach Philosophie, das unsere berühmte Dichterin in Wien erfolgreich mit dem Doktortitel abschloss, kam „a priori" nicht in Frage. „Aber Heidegger zitieren", würde Uschi anmerken. Intellektueller Touch gilt als schick. Vor allem dann, wenn Auftreten und Erscheinung so gänzlich vom Klischee des Blaustrumpfs abweichen. Wie bei Linda Lachner. Die ihr Äußeres keineswegs zugunsten innerer Werte vernachlässigt. Das braucht sie nicht. Denn es besteht nicht der geringste Zweifel daran, dass ihr letztere zukommen. Immerhin hat ihre Dissertation Ludwig Wittgenstein zum Thema! Leider nicht veröffentlicht. Folglich nicht zu bewerten. Die Gedichte? Die Hörspiele? Irgendwie drängt sich stets der Eindruck auf, ähnliches anderswo gelesen zu haben. Sie bemüht sich nicht einmal, die Spuren zu verwischen. „Verdanken wir nicht alle unsere Inspirationen denen, die vor uns geschrieben haben?", würde sie ebenso liebenswürdig wie verständnislos antworten. Ob sie es selbst als Kompliment empfände, plagiiert zu werden? Was soll man kopieren, wo doch alles „second hand" ist? Man hält sich lieber gleich ans Original.

Welche Meinung vertritt man im „Café Bauer"? Max schweigt. Ihm imponiert der Erfolg. Und zum Werk fällt ihm nichts Gescheites

ein. Weil er es nicht kennt. Es fände auch schwerlich seinen Beifall. Diese Vergangenheitsbewältigung – vollkommen passé. Falsche Tendenz. Gedichte nimmt er erst recht nicht zur Kenntnis. In seinen Augen „Weiberkram". Diether spinnt sich in die literarische Welt Wielands ein. Alles andere ignoriert er. Zeitgenössisches sowieso. Bleiben die Damen. Eva-Marias Haltung ist ambivalent. Sie betrachtet die Lachner als Konkurrentin. Die erfolgreiche. Die es geschafft hat. Die man bewundert, beneidet, verabscheut. Wie gern würde sich Eva-Maria aufs Schreiben konzentrieren, statt die Texte unbegabter Kollegen zu redigieren. Vom Berufsbild einer Lektorin haben die meisten ganz falsche Vorstellungen. Alle, die diesen Beruf nicht ausüben. Die Schulfreundinnen in Frankfurt, zum Beispiel. Deren Bewunderung grenzenlos scheint. Wenn man sich alle paar Jahre beim Klassentreffen begegnet. Lektorin in einem renommierten Münchner Verlag! Etwas Besonderes! Man assoziiert kreative Diskussionen mit geistvollen Menschen. Gepflegte Arbeitsessen in Feinschmeckerlokalen. Dienstreisen erster Klasse. Programmkonferenzen. Buchmesseflair in Frankfurt. Eine schöpferische Tätigkeit. Mit Gestaltungsfreiraum. In der man seine Vorstellungen umsetzt. Ohne banale Rücksichten. Wirtschaftlichkeit. Der Verleger lässt seine Lektoren schalten und walten. Redet prinzipiell nicht drein. Sie sind die Experten. Und – selbstverständlich – erledigt sich diese angenehme Arbeit nebenbei. Es bleibt unendlich viel Freizeit. Für eigene Kreativität. Und der Verleger brennt darauf, die Werke seiner Angestellten veröffentlichen zu dürfen.

Eva-Marias Arbeitswirklichkeit sieht anders aus. Eingespannt wie sie ist, findet sie höchstens im Urlaub Gelegenheit zu schreiben. Bedeutende Menschen begegnen ihr keine. Mit Ausnahme des berühmten Dichters. Üblicherweise sind die Autoren ebenso vulgär wie ihre Romane. Das Credo des Verlegers lautet: Gewinnmaximierung. Was sich in Millionenauflage verkauft, kann nicht minderwertig sein. Warum würden sonst so viele Menschen Geld dafür ausgeben? Im Umkehrschluss: Was nur wenige interessiert, ist mit einem verborgenen Makel behaftet. Sinnlos, für derartige Produkte die Werbetrommel zu rühren. In sie zu investieren. Geld, das man besser für Bücher anlegt, die sich nachweislich gut verkaufen. Am Ball bleiben, die knappe Zeitspanne des Erfolgs

nutzen. Rösler hat das als einer der ersten erkannt. Kaum hatte Linda Lachner den Preis der Rotunde erhalten, schon kam der erste Gedichtband. Kurz darauf der zweite. Bravo. Pranner übernimmt die einträgliche Vermarktungsstrategie. Zieht mit seinem berühmten Dichter nach. Ein Gedichtband folgt auf den nächsten. Ein Glücksfall, dass der Dichter mit der Produktion nachkommt. Die ersten Literaturpreise bleiben nicht aus. Der Verlag nutzt den Popularitätsschub. Organisiert Lesereisen durch die gesamte Republik. Interviews im Rundfunk. Symposien und Konferenzen. Nur zur Tagung der Rotunde will er partout nicht mehr. Weigert sich kategorisch. Schlechte Erfahrung. Durchgefallen auf dem elektrischen Stuhl. Bei seinem Debüt. Ein traumatisches Erlebnis. Inzwischen würde er dort nicht belächelt. Die Rotunde verliert immer mehr an Bedeutung und Einfluss. Zu Beginn der fünfziger Jahre die literarische Instanz schlechthin. Mittlerweile nur ein literarischer Club unter vielen. Die Gründerväter altern. Neues kommt nicht nach. Ein Auslaufmodell. Das in nicht allzu ferner Zukunft an Auszehrung dahinsiechen wird. Keiner weint ihm nach.

„Habt ihr Pläne für Ostern?“ Veronika wirft die Frage ziemlich unvermittelt in die Debatte. In der Hoffnung auf Alternativen zu den üblichen öden Feiertagen im Familienkreis. Sie erträgt das reaktionäre Geschwätz nicht mehr. Und das stumme Einverständnis der Schwestern. Diese Kadaverbewunderung. Ja unsere Männer, die wissen, was Sache ist. Wie praktisch, dass sie uns das Denken abnehmen. Weshalb die beiden meist schweigen. In Anwesenheit der Gatten. Im Gegensatz zu den so genannten Frauengesprächen. Kochrezepte aus „Babette“. Die Schnittmuster in „burka moden“. Aktuelle Modetrends heruntergebrochen auf bundesrepublikanisches Hausfrauenniveau. Das Singuläre, Modisch-Extravagante ersatzlos gestrichen. Gerade das, was das Wesen der Mode ausmacht. Die Details. Was bleibt sind belanglose Aussagen, wie Röcke wadenlang oder kniebedeckt, eng oder ausladend, Taille betont oder umspielt oder gar nach unten verlagert. Die Burka-Schnitte verfahren nach dem Motto „Man nehme“. Wie ein Kochrezept. Mit falschen Zutaten. Denn der Trend lebt vom ausgefeilten Schnitt, vom hochwertigen Stoff. Dunkle Seide mit hellen Pünktchen oder kleinem Krawattenmuster schmiegt sich als Bluse den Rundungen des Körpers

an. Für die Tageskleidung darf es robust sein – Wollstoffe bis hin zum groben Bouclé. Satin und Brokat für festliche Anlässe. Glänzend und Volumen schaffend. Für üppige Rockkreationen. Mitunter in gewagter Form. Ballon oder Tulpe. Diese taktilen Qualitäten fehlen den preisgünstigen Stoffen aus der Kaufinger Straße. Die Farbauswahl beschränkt sich auf neutrale Töne einerseits, schreiend bunte andrerseits. Muster werden nicht eingewebt, sondern aufgedruckt. Mit dem Ergebnis, dass das selbst geschneiderte Cocktailkleid die Anmutung einer Kittelschürze zuteil wird. Zurück zu Veronika und ihren Schwestern. Die keinerlei geistige Ansprüche stellen. Immerhin, sie lesen. Das „Morgenblatt", eine beliebte Boulevardzeitung. „Babette" und „burka moden" bezieht man im Abonnement. Jede einen Titel, damit man sich austauschen kann. Und jede Menge Liebesromane. Für ein paar Groschen. Aber seltener, seit das Fernsehprogramm expandiert. Für Veronika keine angenehme Situation. Sie hat die Wahl zwischen zwei Übeln. Schweigt sie diplomatisch, hält man sie für hochnäsig. „Die hält sich wohl für etwas Besseres!" Mischt sie sich in die Unterhaltung, wird das noch weniger goutiert. Sie kann sich nicht zurückhalten. Äußert Ansichten, die sie besser für sich behielte.

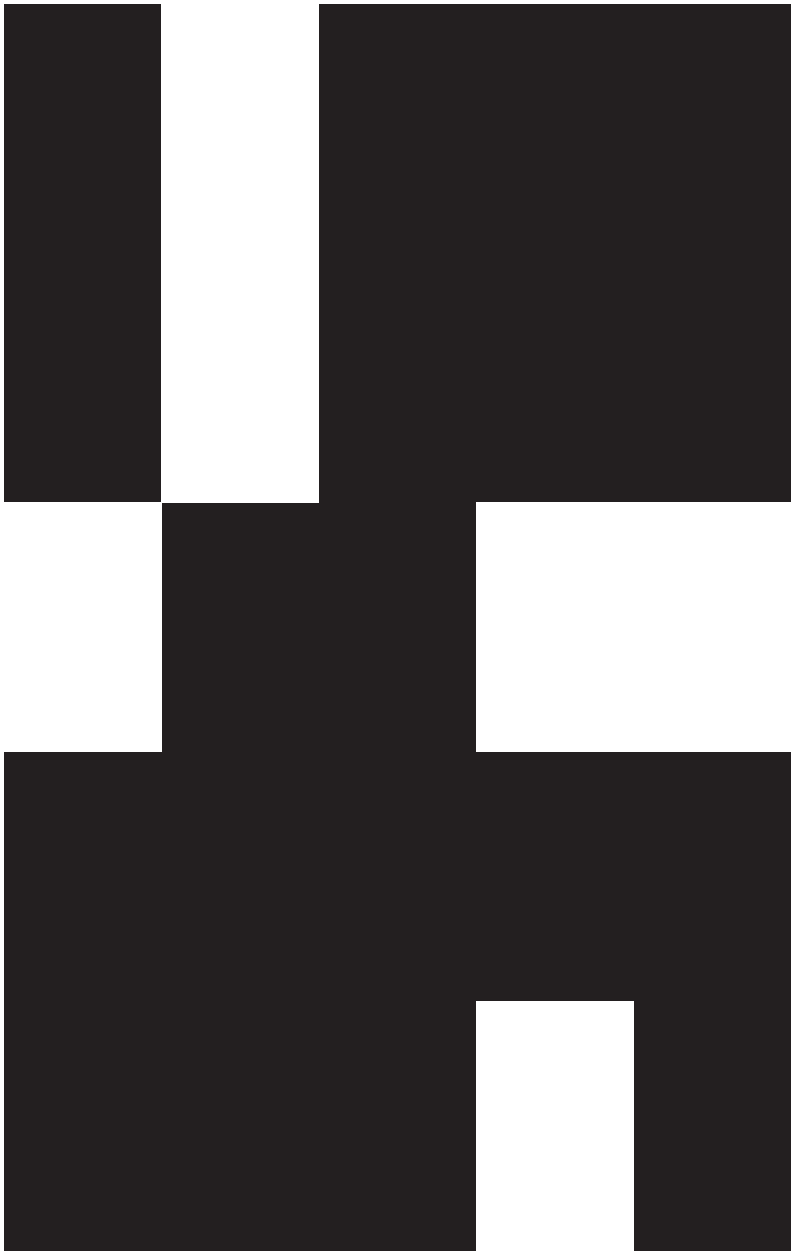
Es gibt keine Schnittmenge. Nicht die geringste. Weder kulturell noch politisch. Obwohl die Schwestern keine eigene Meinung besitzen. Sie plappern nach, was ihre Männer, stramm christlichsoziale Wähler, vorbeten. Nicht einmal die indifferenten Frauenthemen stiften Konsens. Veronika kocht nicht und findet wenig Gefallen an Mode. Sie zieht sich an. Aus praktischen Gründen und sittlichen Erwägungen. Nicht um zu gefallen. Dementsprechend bequem und funktional. Sie verschwendet keine Zeit an solche Phänomene des Ephemeren. „Wie du aussiehst", nörgelt die eine Schwester. „Du kannst die Haare nicht ewig wachsen lassen. So zottelig und ungepflegt. Ich schneide dir eine flotte Frisur. Etwas Schmeichelhaftes. Lockig. Mit einer kleinen Dauerwelle." Ein gut gemeinter Versuch, der jüngeren Schwester näher zu kommen. Veronikas Antwort macht das Bemühen umgehend zunichte. Was sie sagte? „Ich will doch nicht so aussehen wie du!" So läuft es meistens. Demonstriert eine Seite guten Willen, macht die Reaktion der anderen alles kaputt. Dazwischen jammert die Mutter: „Warum müsst ihr immer

streiten? Könnt ihr nicht normal miteinander reden?“ Die Männer schweigen. Zum Schluss bricht die Mutter in Tränen aus. Überhäuft Veronika mit Vorwürfen. Das ist einfacher. Die anderen wissen sich zu wehren. Sie sind zu zweit. Verständlich, dass sich Veronika diesen häuslichen Dramen nicht aussetzen will. Dass sie jede, aber auch jede Möglichkeit in Erwägung zieht zu entkommen. Nur weg. Gar nicht so einfach. Ohne Geld. Wo jeder die Tage traditionell „en famille“ verbringt. Die Unverheirateten die Eltern besuchen. Keiner selbst etwas unternehmen möchte. Nicht einmal die Jagdhütte, die Maximilians Familie in den Bergen besitzt, bietet Zuflucht. Die wird renoviert, neues Dach und so, winkt Max ab. Seltsam, im letzten Herbst zeigte es noch keinerlei Anzeichen von Zerfall? Der strenge Winter, wer weiß? Oder gibt es andere Gründe? Wohl kaum, denn schließlich ist man befreundet. Seit langem.

Sie könnte sich mit Diether verabreden. Dessen Mieter ausgeflogen sind. Erstaunlicherweise zeigt keiner der beiden Interesse. Diether freut sich auf ruhige Tage. Scheut als Selbstversorger den Aufwand für ein gelungenes Essen nicht. Das er ganz für sich allein zelebriert. Wie aus dem Magazin für die Hausfrau. Damastgedeckter Tisch, feines Porzellan, Kristallgläser, Blumen, Kerzen. Derart ausgeprägten Sinn fürs Dekorative findet sich bei Männern selten. Den Hausrat hat er geerbt. Aber keiner zwingt ihn, davon Gebrauch zu machen. Er könnte ebenso gut am Küchentisch eine Stulle verzehren. Vom Frühstücksbrettchen. Die Wurst daneben im Einwickelpapier, wie sie vom Metzger kommt. Er bevorzugt das Stilvolle. Nicht hochpreisige Luxusklasse – wie denn auch? –, aber noch weniger das Kurzlebig-Geschmacklose. Kein Plastik, keine Nierentische, keine wilden Muster. Kein Gelsenkirchener Barock. Sondern schlichte Massivholzmöbel, weißes Porzellan, einfarbige Bezüge und Übergardinen. Das meiste hat er übernommen. Ohne Veränderung. Bis auf das Schlafzimmer. Eine wahre Gruft. Wandschränke bis zur Decke, ein imponierendes Ehebett. Alles massiv Eiche. Flankiert von Nachttischen mit Glasplatte. Darunter Spitzendeckchen. Seidenbezogene Steppdecken in floralem Design. Am Kopfende die messerscharf gebügelten Paradekissen. So genannt, weil keiner auf ihnen sein Haupt zur Ruhe bettet. Diesen Zweck erfüllen die Kopfkissen.

Fern von praktischem Nützlichkeitsdenken dienen sie ausschließlich dekorativem Zweck. Im Grunde vollkommen nutzlos, absolut überflüssig. Jedoch der Stolz jeder Hausfrau. Prunkstück der Aussteuer. Denn im Gegensatz zum armen Verwandten, dem eigentlichen Kopfpolster, das nächtens unbarmherzig zusammengedrückt und zerwühlt wird, folglich ohne Zierrat auskommen muss, kann sein Schmuck gar nicht üppig genug ausfallen. Auf allen Seiten eingefasst von Wellenbordüren, mit breiten Spitzeneinsätzen, Stickereien und dem Monogramm der Braut. Ebenso funktionslos scheint die so genannte Frisierkommode. Immerhin bietet der Unterbau – üblicherweise jeweils eine Tür rechts und links, getrennnt durch drei übereinander angeordneten Schubladen in der Mitte – Raum für Büstenhalter, Hüftgürtel, Korsetts, Nylonstrümpfe, Halstücher, Schals. Und Handschuhe, ohne die man auch im Sommer nicht aus dem Haus geht.

Ein Refugium der Weiblichkeit. Hier, wie beim Nachttisch, schützt eine Glasplatte Holzfläche nebst Spitzdeckchen. Jedoch, im Gegensatz zu den individuellen Nutzungsmöglichkeiten des ersteren – je nach dem Ablagefläche für Leselampe, Buch, Brille, Wecker, Wasserglas –, sind Art und Anzahl der hier platzierbaren Gegenstände streng geregelt. Nämlich diverse Behältnisse zur Ablage von Modeschmuck – der echte ruht verborgen in der Lederschatulle –, Ansteckblumen oder Frisuraccessoires. Ein Flakon mit Sprühmechanismus. Drückt man auf ein mit Seidengespinst ummanteltes Gummibällchen, versprüht eine Düse feinsten Parfümnebel. Diese lieblichen Dinge müssen unbedingt aus geschliffenem Kristallglas gefertigt sein. Sie sind reine Staubfänger und werden nie benützt. Die Krönung des Ensembles bildet ein dreiteiliger Spiegel. Ein wahrer Altar. Ein Triptychon. Mitteltafel mit zwei beweglichen Seitenpanelen. Der Sinn der Anordnung? Die Dame des Hauses in die Lage zu versetzen, mittels entsprechender Justierung der Seitenspiegel das zu kontrollieren, was sie normalerweise nicht zu Gesicht bekommt. Ihre Rückseite. Haartechnisch betrachtet von größter Wichtigkeit. Im Zeitalter der Hochsteckfrisuren. Deshalb vermutlich der Name „Frisierkommode“. Konzipiert als Ort weiblicher Toilette wird sie durch den Vormarsch des Badezimmers eigentlich überflüssig. Trotzdem hält man weiterhin an ihr fest. Obwohl man die meisten



Aktivitäten längst verlagert hat. Nebst zugehöriger Utensilien. Was praktischer ist. Schon wegen des Wasseranschlusses. Die Frisierkommode wird nur noch beim wöchentlichen Staubwischen wahrgenommen. Als schwer zu reinigendes Möbelstück.

Wie gesagt, Diether hat sich von der gesamten Ausstattung getrennt, den Raum zum Arbeitszimmer umfunktioniert. In dem er auch schläft. Mit Bücherregalen an den Wänden, dem breiten Bett in der Wandnische und dem ausladenden Schreibtisch am Fenster wirkt der Raum überraschend groß und hell. In seiner zurückhaltenden Farbgestaltung. Weiße Wände, Dekostoffe in Beigetönen, die etwas dunklere Maserung der Bodenpanelen. Die Buchrücken setzen einen Farbakzent. Ein angenehmer Ort zum Arbeiten. Wenn der Blick aus dem Fenster schweift und sich am ersten Frühlingsgrün erfreut. Der kleine Garten. Gegen die Nachbargrundstücke und zur Straße hin sorgsam abgeschirmt von blühendem Buschwerk. Das Gelb von Forsythien und Goldregen, Schneeballen und Jasmin in Weiß. Die Eingangspforte flankieren zwei Fliedersträucher in tiefstem Violett. Kletterrosen ranken um die Pergola an der Terrasse. Doch die blühen erst später. Die Rosen und die Pfingstrosen. Jetzt sind die Frühblüher an der Reihe. Schneeglöckchen und Krokusse, Narzissen und Tulpen. Für die Magnolie war der März zu kalt. Die schönen dicken Knospen sind erfroren. Hoffentlich treibt sie im nächsten Jahr wieder aus! Und selbstverständlich gibt es Haselnussbüsche, Obstbäume, Beerensträucher. Äpfel und Birnen, süße und saure Kirschen. Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, rote und schwarze Johannisbeeren. Einen Nutzgarten. Beete, in denen Salat gezogen wird. Wo Tomate, Gurke, Erbse, Bohne gedeihen. Diether geht in seinem Garten auf. Er freut sich, wenn alles wächst und blüht. Wenn er eigenes Obst und Gemüse erntet. Er kocht ein und bereitet Marmelade. In hochsommerlicher Gluthitze entsteint er Kirschen, entsaftet Johannisbeeren, sterilisiert Weckgläser für Apfelkompott. In der Küche herrschen Temperaturen von über fünfzig Grad. Schweißnass, erschöpft, zufrieden betrachtet Diether seine Ernte: zehn Gläser Vierfruchtmarmelade, jeweils drei Johannisbeergelée rot und schwarz, zwölf mit Apfelkompott. Das reicht für den Winter. Eine Hausfrau könnte es nicht besser machen. Er hatte eine gute Lehrmeisterin. Ja, ein Haus mit

Garten macht Arbeit. Das kostet Zeit. Nie ist man fertig. Wen wundert, dass unter diesen Umständen die Doktorarbeit ins Hintertreffen gerät? Um nicht zu sagen, stark vernachlässigt wird. Nun sollte man keinesfalls mutmaßen, das Thema sei für Diether erledigt. Er gibt nicht auf. Rechnet immer noch damit, eines Tages abzuschließen. Räumt seine diversen Exzerpte, Entwürfe, Notizen nicht etwa in den Keller – Platz genug wäre vorhanden –, sondert heftet alles übersichtlich in dicken Leitzordnern ab. Hält sich auf dem Laufenden. Kein noch so marginaler Beitrag zum Thema entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er liest alles. Bücher, Aufsätze, Literaturzeitschriften. Verbringt Tage im Lesesaal der Staatsbibliothek, im germanistischen Institut. Korrespondiert mit anderen Forschern. Besucht das Doktorandenkolloquium. Referiert dort turnusgemäß, also alle paar Jahre, den Fortgang seiner Studien. Dass er stets das identische Thesenpapier präsentiert, fällt keinem auf. Denn die Doktoranden vom letzten Mal, haben längst abgeschlossen, die neuen vernehmen Diethers Ausführungen zum ersten Mal. Der Doktorvater hört nicht zu. Seit mehr als zehn Jahren schaut er in Diethers wohlbekanntes Gesicht, ohne sich dessen bewusst zu sein. Es wäre ihm sowieso gleichgültig. Er konzentriert sich auf die Forschung. Die Lehre empfindet er als unzumutbare Belastung. Wenn der Doktorand nicht selbst aktiv sein Anliegen vertritt, geschieht nichts. Er könnte gut und gern zwanzig Jahre promovieren. Theoretisch. In der Praxis schließen die einen ab, früher oder später. Der Rest gibt auf. Diether wird auf absehbare Zeit einziger Langzeitdoktorand bleiben.

Warum nicht? Wenn er sich dabei wohl fühlt? Schließlich gibt es keine Verordnung, die das verbietet. Im Übrigen ist gerade der Doktorvater derjenige, der den Abschluss hinauszögert. Mit seinen Wünschen und Anregungen. „Haben Sie die neueste Untersuchung von Professor XY schon berücksichtigt?“ – „Im Herbst erscheint die Monographie des Kollegen Sowieso. Die müssen Sie unbedingt berücksichtigen!“ – Sie sollte nachprüfen, ob sich im Umkreis von … nicht etwas findet!“ Diesen, im Ton wohlmeinenden Rats geäußerten Vorgaben, die als knallharter Imperativ zu gelten haben, kann sich kein Kandidat verweigern. Er wartet geduldig auf die Neuerscheinung, forscht in der vorgegebenen Richtung. Ohne Ergebnis. Reine Zeitverschwendung. Nicht

einmal das Wissen führt weiter. Er kommt nicht umhin, der falschen Fährte zu nachzugehen. Es könnte eine Finte sein. Will man ihn auf die Probe stellen? Die Autorität des Doktorvaters darf keinesfalls in Zweifel gezogen werden. Sonst wird es ernst. Dann heißt es, neu beginnen. Mit anderem Doktorvater, neuem Thema. Und wer will das schon? Nun, Diether droht diese Gefahr glücklicherweise nicht. Denn zum einen sucht er die Sprechstunde selten auf. Also nur dann, wenn es unumgänglich scheint, sich in Erinnerung zu bringen. Zu zeigen, dass er überhaupt noch lebt. Dass er weder verstorben ist noch ausgewandert. Zum anderen greift er bereitwillig sogar die abwegigste Anregung auf. Er hat alle Zeit der Welt.

Im Gegensatz zu Uschi. Die zwar ihre Arbeitszeit manchmal – gar nicht so selten – zweckentfremdet. Aber trotzdem nicht recht vorankommt. Mit dem historischen Roman. Über den Dreißigjährigen Krieg. Was sie auf die dauernden Unterbrechungen zurückführt. Nicht leicht, den Überblick zu behalten. Unter diesen Voraussetzungen. Zu allem Überfluss die klugen Ratschläge. Ja, man müsste – doch das weiß Uschi ohnehin. Nicht einmal sie schafft es, immerzu ordentlich und systematisch vorzugehen. Obwohl sie fast perfekt organisiert ist. Vom Nähzeug und den Ersatzstrümpfen in der Schreibtischschublade bis zum Memo privater Termine. Nie vergisst sie die Geburtstagswünsche für die Patentante. Der entsprechende Hinweis findet sich bereits vierzehn Tage im voraus in ihrem Kalender. Jeder Tätigkeit wird ein Zeitkontingent zugewiesen. Waschen, bügeln, putzen, Körperpflege. Einmal in der Woche zum Friseur. Waschen und legen. Alle acht Wochen schneiden und Dauerwelle. Sie trägt exakt jene Haartracht, der sich Veronika vehement verweigert. Sie sieht immer gleich aus. Keine Lust auf Veränderung, auch im Hinblick auf die äußere Erscheinung. Ziemlich unscheinbar. Der absolute Gegenentwurf zu Eva-Maria. Mit ihrem zwanghaften Drang nach Umgestaltung. Vermutlich mit ein Grund dafür, dass sich die beiden nicht besonders mögen. Die Art der einen wirkt auf die andere wie ein rotes Tuch. Provoziert. Uschi schätzt das Beständige. Eva-Maria will immer Neues. Stets auf der Suche nach dem, was unter Umständen noch kleidsamer sein könnte. Weshalb sie sich mit einer typgerechten Frisur, mit schmeichelhafter Kleidung nie zufrieden geben kann. Viel-

leicht ist der Haarschnitt, den die Modezeitschriften als „dernier cri“ propagieren, das Kostüm, das sie in der Theatinerstraße gesehen hat, noch schicker? Man kann sich kein Bild von ihr machen. Jedes Mal, wenn man sie trifft, erscheint sie als eine andere. Nicht eine Person, sondern deren viele. Sie weiß nicht, was sie will. – Uschi weiß es genau. Auch wenn sie es nicht bekommt. Wie zum Beispiel Maximilian. Sie rückt nicht von ihren Vorstellungen ab. Obwohl es in der Bibliothek durchaus den einen oder anderen Verehrer gäbe. Trotz – oder wegen? – ihrer biederen Erscheinung. Richtet sich lieber in ihrem Junggesellinnendasein ein. Macht es sich bequem. Warum denn nicht? Sie langweilt sich nicht. Fühlt sich nicht einsam. Wie die meisten. Zum Beispiel Linda Lachner. Die ständig unterwegs sein muss. Nirgendwo Ruhe findet. Die man zum Schreiben braucht. In den paar Monaten ihres Münchenaufenthalts wird sie kaum dort anzutreffen sein. Es hält sie nicht lange an einem Ort. Und in München schon gar nicht. Eine ausgesprochene Notlösung. Das Geld! Ein paar Reportagen für deutsche Sender. Unter Pseudonym. Ein paar Tantiemen. Zu wenig zum Leben. Für ein Leben in Rom, wie es Linda Lachner vorschwebt. Ihr bleibt keine Wahl. Sie muss das Angebot des BR annehmen. Wenn auch widerstrebend. Angestellte. Redakteurin. Feste Arbeitszeit, Büro, Termine. Keine Zeit zum Schreiben. Obwohl der Intendant – man kennt sich von der Rotunde – alle erdenklichen Freiheiten zusichert. Selbstverständlich. Trotzdem. Sie ist es einfach nicht gewohnt. Die Zeit in Wien beim Sender liegt weit zurück. Reglementierter Tagesablauf. Fremdbestimmt. Lange geht das nicht gut. Sie denkt an Abreise, bevor sie angekommen ist. „Besser tot in Rom als halbtot in München“, schreibt sie an einen Freund. Die Stelle tritt sie dennoch an. Die Stadt wird ihr verhasst bleiben. Überall arbeitet man emsig daran, Kriegsschäden zu beseitigen. Historische Bausubstanz wird rekonstruiert. Oder zerstört. Neubauten werden hochgezogen. Auf Kosten des Gewachsenen. Alles ohne Substanz. Protzig und blinkend, neureich und vulgär. Verbrämt mit bierseliger Gemütlichkeit, die man so gern als typisch bayerisch vorzeigt. Obgleich es sich bloß um Staffage handelt. Für die Touristen. Die immer zahlreicher in die Stadt strömen. Zumindest will es Linda Lachner so scheinen. Im Vergleich mit Wien oder Rom kann diese Provinzstadt, die sich selbst Nabel der Welt dünkt, nur abfallen.

## Die Orgie, Athen 1964

Seltsame Menschen, diese Deutschen. Streng genommen Österreicher. Beide. Wozu diese Spitzfindigkeiten. Sie sprechen Deutsch – wir nennen sie Deutsche. Um sie von den zahllosen Engländern zu unterscheiden, hier in Athen. Deren Sprache man besser versteht. Allerdings – manche, gewiss nicht alle, aber viele, verbinden den Aufenthalt in unserem schönen Land mit … Wie soll man sagen? Unsere Regierung sieht diese Entwicklung mit Sorge. Bereitet ein Gesetz vor. Um alle Ausländer mit entsprechenden Neigungen auszuweisen. Schade! Nein, ich bin keiner von denen. Die bevorzugen einen anderen Typ. Buhlen um die Gunst junger Soldaten. Die ihre Spielchen mit ihnen treiben. Ihr Geld nehmen, ohne ihnen das Geringste von dem zu gewähren, was sie erhoffen. Skrupel? Warum denn? Der Sold – nicht der Rede wert. Nicht genug für die kostspieligen Kleinigkeiten, an die man sich so schnell gewöhnt. Die man einfach braucht.

Den jungen Siegmund Benz habe ich über Freunde kennen gelernt. Wir verstanden uns auf Anhieb. Gemeinsame Interessen. Film. Literatur. Er bereitete eine Reise vor. Nach Ägypten, in den Sudan. Mit einer Frau, die erst später eintreffen sollte. Von der er nicht sprach. Die ihr Kommen ankündigte. Und ausblieb. Irgendwann war sie doch da. Als es keiner mehr erwartete. Siegmund am allerwenigsten. Der traf sich inzwischen mit einer jungen Amerikanerin. Fotografin. Bemerkenswert attraktiv. Blond, langbeinig, sportlich, unkompliziert. Nicht nachzuvollziehen, warum er trotzdem auf die geheimnisvolle Unbekannte fixiert blieb. Eine unscheinbare Person. Gewiss zehn Jahre älter als Siegmund. Auch wenn sie sich noch so jugendlich präsentierte. Mich täuscht man nicht so leicht. Dieses alberne Kokettieren mit ihrem blonden Haar! Meinte wohl, alle Griechen stehen auf so etwas. Um das Gespräch darauf zu lenken, erkundigte sie sich gleich nach dem teuersten Friseur der Stadt. Nicht nach dem besten, wohlgemerkt, sondern nach dem teuersten! Aus Boshaftigkeit habe ich den Stümper vom Grandhotel empfohlen. Sie monologisierte. Dass sie immer schon den allergrößten Wert auf eine gepflegte Frisur gelegt habe, sogar in Zeiten, als sie sich den Salonbesuch vom Munde absparen musste. Weil sie so arm war. Nach

dem Krieg. Als Studentin in Wien. Angesichts der eigenen Entbehrungen überkam sie Rührung. Ein prüfender Blick in die Runde: „Bin ich nicht eine faszinierende Person?“ In Athen kennt niemand ihre Gedichte. Das interessiert keinen. Nicht einmal Siegmund hatte etwas von ihr gelesen, bevor sie sich kannten. Ist er ihr Freund, ihr Liebhaber? Was verbindet die beiden? Wenn sie überhaupt etwas verbindet. Finanziert sie ihn? Geld scheint zumindest ausreichend vorhanden. Trotz der Geschichten von früher Entbehrung. Die alle Wohlhabenden erzählen. Um zu dokumentieren, dass ihr Vermögen hart erarbeitet ist. Nicht einfach in den Schoß geplumpst. Keine Chance für Schnorrer!

Die Pension verlässt sie selten. Gibt weiterhin die Geheimnisvolle. Meist trifft man Siegmund allein. Er entschuldigt ihr Fernbleiben. Nach einem Zusammenbruch sei sie gesundheitlich äußerst angeschlagen. Brauche viel Ruhe. Bedürfe der Schonung. Im Café vermittelte sie einen anderen Eindruck. Als suche sie ein Abenteuer. Mit Georgios, dem jungen Schauspieler, der mich begleitete. Sie hat ihn mit ihren Blicken verschlungen. Kaum zu ertragen. Was Siegmund keineswegs zu irritieren schien. Eine offene Beziehung. Er hielt weiterhin Kontakt zu der Fotografin. Verstehe das, wer wolle!

Seltsame Menschen, wie gesagt! Wir haben die beiden erst an ihrem letzten Abend wieder gesehen. Siegmund kam in unsere Bar auf dem Kolonaki-Platz. Auf seiner Abschiedstour. Die Party bei den englischen Freunden hatte er vorzeitig verlassen. Seine Begleiterin war in der Pension geblieben. Um sich mit einem Schlafmittel beizeiten zur Ruhe zu begeben. Wir tranken einige Gläser Ouzo auf ein glückliches Wiedersehen. Beschlossen, auch seine Gefährtin zu verabschieden. Siegmund zeigte sich zunächst wenig angetan. Wollte Georgios und mich von dem Vorhaben abbringen. Bestimmt schlafe sie bereits … Aber wie Betrunkene nun einmal sind – wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, bringt sie nichts mehr davon ab. Siegmund gab seinen Widerstand auf. Überlegte. Etwas schien ihm durch den Kopf zu gehen. Nach ein paar weiteren Schnäpsen fuhren wir im Taxi zur Pension. Wir sollten in der Küche des Apartments warten, bis Siegmund die Dame auf unseren Besuch vorbereitet hatte. Irgendwann wurden wir ungeduldig. Gingen

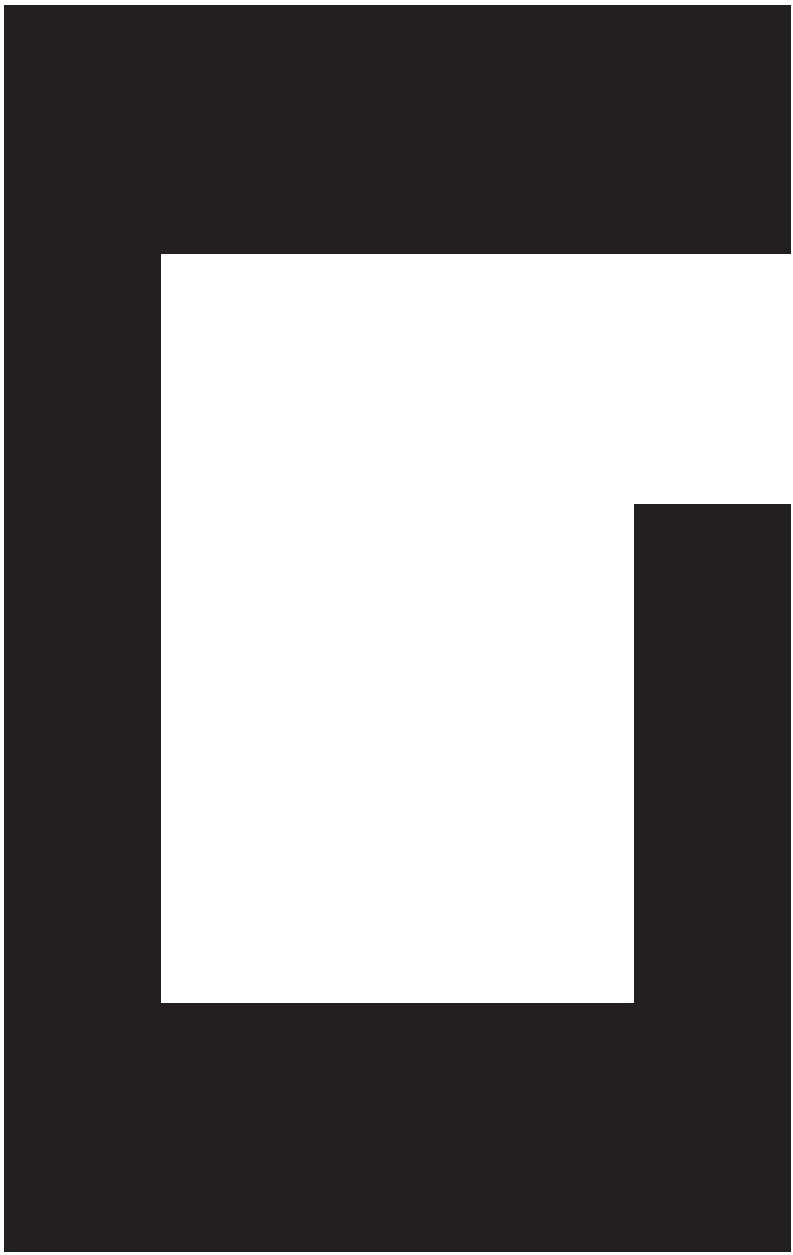
ins Schlafzimmer. Und dann? Was soll ich sagen? Ich bin nicht prüde, doch das Geschehen jener Nacht lässt mich verstummen. Ich schäme mich. Worauf habe ich mich eingelassen? Die Frau stürzte sich auf uns. Besonders auf Georgios. Aber letztendlich auf alle drei. Sie konnte nicht genug bekommen. Nicht aus Lust, sondern aus Verzweiflung. Eine Hysterikerin. Mittleren Alters. Verlebter als erwartet. Welkes Fleisch. Falten. Narben. Grobporige Haut. Die Haare klebten feucht und platt am Schädel.

Später erst habe ich ihre Geschichte erfahren. Als die Zeitungen ihren Tod meldeten. Eine berühmte Schriftstellerin. Glücklos im Leben. Trotz des Erfolgs. Pech in der Liebe. Der Typ, mit dem sie einige Zeit in Rom zusammen lebte, hatte sie verlassen. Das muss kurz vor unserer Begegnung in Athen gewesen sein. Sie brach zusammen. Selbstmordversuch. Alkohol. Tabletten. In Berlin lernte sie Siegmund Benz kennen. Und glaubte, mit ihm ein neues Leben beginnen zu können. Aber sie kam nicht von ihren Suchtmitteln los. Die Liaison mit Benz währte nicht ewig. Wie zu erwarten. Nach der Ägyptenreise trennte man sich. Ich vermute, er hatte bereits an jenem Abend zu viert genug von ihr. Die Orgie war seine Rache. Er nahm ihre banalen erotischen Phantasien beim Wort. Sie machte sich gern interessant mit solchen Wunschbildern. Von muskulösen Bauarbeitern mit nacktem schweißglänzenden Oberkörper, die sie vergewaltigen. Einer nach dem anderem. Recht einfallslos für eine reflektierte, sich intellektuell gebärdende Person. Das muss ihn angeödet haben. Dieses beständige Oszillieren zwischen Selbstanklage und Selbstüberschätzung. Zwischen hilflosem Opfer brutaler männlicher Machenschaften – vor allem ihres Exfreundes Franz Mack – und Männer verschlingendem Vamp. Diese Illusion, jeder Mann begehre sie. Wo immer sie auftauchte, fühlte sie sich eingekreist von Blicken männlicher Begehrlichkeit. Das konnte ich aus Siegmunds Andeutungen schließen. Ein diskreter Mensch. Sie aber war unrettbar verloren. Die letzten Jahre in Rom – kontinuierlicher Verfall. Der Tod zwar überraschend, jedoch nicht unerwartet. Vornüber gesunken mit der brennenden Zigarette in der Hand. Aus Schwäche, von Medikamenten umnebelt? Wer weiß? Kein schönes Ende für die Frau, mit der ich die einzige Orgie meines Lebens feierte.

## Wien, nach dem Krieg, zunächst

Alles fehlt – und doch. Dieser Hunger nach Leben. Nicht nach dem Lebensnotwendigen. Nach dem Überflüssigen. Kaffee, Zigaretten, Schnaps. Nicht Brot. Freiheit. Zu reden. Zu lesen. Keine verbotenen Bücher mehr. Die ersten Emigranten kehren zurück. Literaten, Künstler, Intellektuelle, die nur ein Ziel kennen. Sich zu versammeln. In den Hinterstuben schmuddeliger Beisel. In ungeheizten Wohnungen. Egal. Hauptsache, man kann nächtelang die Köpfe zusammenstecken. Empfindungslos gegen Kälte, Hunger, Müdigkeit. Die verlorene Zeit einholen. Wer denkt an Schlaf? Endlich lebt man wieder, giert nach Leben. Nach dem, was man Leben nennt. Eine provisorische Existenz. Alles muss organisiert sein. Selbst die einfachsten Dinge des täglichen Gebrauchs. Das kostet Zeit und Kraft. Über beides verfügt man im Überfluss. Man ist nicht anspruchvoll. Mit wenigem zufrieden.

Eine zusammengewürfelte Gesellschaft. Alte und Junge. Emigranten und Kriegsteilnehmer. Man diskutiert. Man schreibt. Nicht mehr heimlich, sondern öffentlich. Die Vergangenheit lastet auf jedem. Will bewältigt sein. Die hohe Zeit der Lyrik. Gedichte deuten an. Lassen offen. Das eine und das andere. Verharren in Unverbindlichkeit. Bieten Spielraum für Interpretationen. Niemand will es genau wissen. Man lebt mit Andeutungen. Intellektuelle Zirkel entstehen im Kampf gegen Einsamkeit, Langeweile, Orientierungslosigkeit. Geflechte. Befriedigung aller Bedürfnisse. Einschließlich sämtlicher zwischenmenschlichen. Man ist nicht spießig. Ältere Herrn und junge Damen. Die lassen sich gern protegieren. Man denke an Sieglinde. Damals noch nicht Linda. Kaum in Wien angelangt, traf man sie im Caféhaus mit Ulrich Schäfer. Wenig später gaben sie bereits das Paar. Zwar mit getrennten Wohnungen, aber das war damals gar nicht anders möglich. Linda träumte von Heirat. Obwohl er so alt war. Später täuschte sie Liebschaften mit jungen Männern vor, um ihn eifersüchtig zu machen. Weil auch er andere hatte. Oder es zumindest vorgab. Man wusste bei beiden nie so genau. Komplexe Persönlichkeiten. Schriftsteller eben. Schäfer sorgte dafür, dass ihre Gedichte veröffentlicht wurden. Beginn ihres literarischen Erfolgs. Sie aber wollte nicht Dichterin sein, sondern seine Frau. Mit Trau-



schein. Bis Simon Nalec kam. Es kursierten Gerüchte. Über die beiden. Genaues weiß man nicht. Aber sie ist ihm nachgereist. Nach Paris. Später. Wohl nichts daraus geworden. So wenig wie mit der Universitätslaufbahn. Die sie keineswegs hingeworfen hat, sondern ganz ordentlich abgeschlossen. Trotzdem. Sie hat mehr Zeit in den Literatenzirkeln verbracht als in den Hörsälen. Hat man das übel genommen? Andrerseits. Es gab damals so viele Akademiker mit Abschluss, mit Titel. Das reinste Überangebot. Die haben sich als Kellner, als Verkäufer, als Schreibkraft durchschlagen müssen. Warum sollte man ausgerechnet Sieglinde eine Assistentenstelle anbieten? Reine Wichtigtuerei. Typisch für Sieglinde. Immer etwas Besseres.

Irgendwann hat sie Wien verlassen. Endgültig. Aber Ulrich Schäfer verdankt sie viel. Eigentlich alles. Der hat ihr beigebracht, wie man schreibt. Nicht mit provinzieller Heimatdichter-Attitüde, sondern modern. Der hat sie mit den richtigen Leuten zusammengebracht. Solchen mit Einfluss und solchen, von denen man lernen kann. Sie war eine ziemlich gelehrige Schülerin. In jeder Hinsicht. Die Spielregeln des Literaturbetriebs hätte ihr keiner besser vermitteln können. Danach machte ihr niemand mehr etwas vor. Sie wusste genau, worauf es ankommt. – Eine schwierige Beziehung. Viele Höhen und Tiefen. Für beide verbindlich, in erstaunlichem Maße. Auch wenn sie das Gegenteil behaupteten. Es hieß, er wolle sich ihretwegen scheiden lassen. Sie sprachen von ihrer „Ehe“. Für Sieglinde wohl die erste ernsthafte Verbindung. Umso befremdlicher der spätere Hass auf Schäfer. In den Erzählungen, im Roman. In dessen ureigenster Diktion. Ihre Texte, kaum zu unterscheiden von seinen. Sogar den Kunstgriff, als Erzähler das Geschlecht zu wechseln und aus der Sicht der Frau zu berichten, übernimmt sie. Nur mit umgekehrten Vorzeichen. Alles verdankt sie ihm. Das Auftreten, die richtige Art sich zu kleiden, den gesellschaftlichen Schliff. Das Schreiben. Die Kontakte. Als sie nach Wien kam, unterschied sie sich in nichts von den anderen Provinzgänschen. Wie Doris, ihre Freundin aus der Maturaklasse. Formlos Selbstgenähtes und -gestricktes zu flachem derbem Schuhwerk. Keine Schminke, kein Haarschnitt. Nur die Schüchternheit ist ihr geblieben. Die konnte sie nie ganz ablegen. Ihre Zielstrebigkeit hat das nicht behindert. Im Gegenteil! Selbstverständlich

hat sie die Liaison mit Schäfer später heruntergespielt. Quasi als Vater-Tochter-Verhältnis. Sie wollte ihn aus ihrem Leben entfernen. Gewissermaßen eliminieren. Warum? Weil sie Simon Nalec nicht bekommen hat? Sie wusste doch selbst nicht, was sie wollte. Hauptsache etwas Besonderes. Am liebsten alles. Gattin eines berühmten Mannes, Dichterin, Wissenschaftlerin. Dann auch wieder nichts von alledem. Einen älteren Mann, der die Richtung vorgibt, oder einen jungen Heißsporn. Den kommenden Gott der Dichtung. Die Ernüchterung des Parisaufenthalts. Der Gott bewohnt ein karges Zimmer in einem schäbigen Hotel. Hat kaum genug zum Leben. Permanenter Streit. Man ist gereizt. Dann lieber zurück ins Wiener Wohlleben. Doch der „Gatte", wenig entzückt ob der Pariser Eskapade, ziert sich. Er arbeitet an einem Enthüllungsroman. Thema – na was wohl? Eine rechte Schmierenkomödie. Allein die Protagonistin amüsiert das nicht. Für Simon Nalec sind Wien und Sieglinde passé. Lange vor ihrem Besuch, bereits vor seiner Abreise nach Paris. Erwartungen nicht erfüllt. Auf zu neuen Ufern. Das Emigrantendasein in Paris – alles andere als rosig. Er braucht die Einbürgerung. So schnell wie möglich. Zugang zur französischen Gesellschaft. Eine vorteilhafte Heirat. Man hält den Kontakt lose. Ab und zu ein Brief. Ein veröffentlichtes Werk. Zum Geburtstag und an Weihnachten Grüße und Geschenke.

Sieglinde, die sich nicht entscheiden kann, weswegen andere für sie entscheiden, sieht sich von allen verlassen. Simon heiratet eine Französin. Ulrich will nicht mehr. Sie verlässt Wien, flieht nach Italien. Dort wird sie erwartet. Von Klaus Peter Kling. Man hat sich auf der Herbsttagung der Rotunde kennen gelernt. Ulrich Schäfer wird zur Strafe – wofür eigentlich? – aus dem Bewusstsein getilgt. Bis zur späten Abrechnung in Prosaform. Zunächst erscheinen kurz nacheinander zwei Gedichtbände. Welch qualitativer Sprung von den frühen Versuchen zur Radikalität dieser Werke! Derartiges hat man noch nicht vernommen. Die Feuilletons jubeln. Von einer Frau, einer jungen attraktiven Frau. Noch nicht einmal dreißig. Bemerkenswert! Wirklich bemerkenswert! Gewisse Assoziationen – geringfügiger Art – an Simon Nalec. Aber viel gefälliger im Ton. Ganz zu schweigen von der politischen Dimension. Dass eine junge Österreicherin, selbst gar nicht involviert, sich dezidiert zur

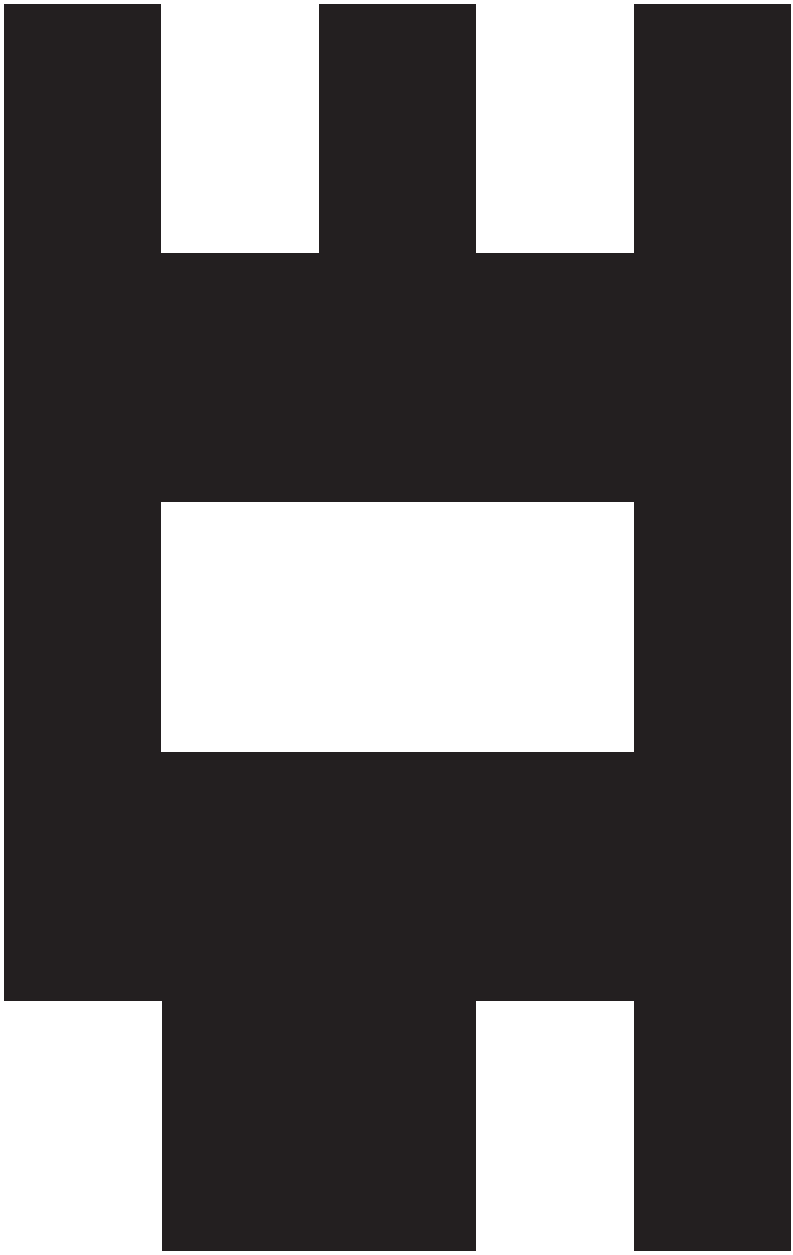
Schuld der Vätergeneration bekennt, ihr dichterisch Ausdruck verleiht, zum Sprachrohr der Opfer wird. Kurzum – alles passt. Ton, Inhalt. Sie selbst als Medium. Wenn es Linda Lachner nicht gäbe, man müsste sie erfinden. Oder sie sich selbst.

Ja, immer etwas Besonderes, etwas Besseres. Auftreten wie eine Großfürstin im Exil. „Ich will wirken, will weltberühmt sein, will zur feinen Gesellschaft gehören." Schreiben als Entrée. Um sich abzuheben, hervorzustechen aus der Masse. Wenigstens für kurze Zeit. Frühe Erfahrung, dass literarische Produktivität Privilegien verschafft. Bereits in Kindheit und früher Jugend. „Unsere Sieglinde schreibt!" Der stolze Vater präsentiert die ersten Versuche einem Kollegen und geschätzten Heimatdichter. Kein Mangel an Beratern. Nach Kriegsende befreundet man sich mit einem britischen Besatzungssoldaten. Mit österreichischen Wurzeln. Einer von denen, die das Land verließen. Nicht mehr zurückkehren werden. Die anderen trifft sie im Wiener Kaffeehaus. Die Heimkehrer. Das Philosophiestudium gerät zur Nebensache. Eine junge Frau aus der Provinz, mit kleinbürgerlichem Hintergrund, durchdrungen vom Bewusstsein ihrer Einzigartigkeit. Umschwärmt und hofiert von bedeutenden Männern. Huldigungen nimmt sie wohlwollend entgegen. Als etwas, das ihr gebührt. Jeder ist in sie verliebt. Am meisten sie selbst. Allmachtsphantasien. Sie steht im Mittelpunkt. Nicht nur im Caféhaus. Überall. Beim Bäcker, beim Metzger, in der Tram, beim Friseur. Den sie zweimal wöchentlich besucht. Sie macht nichts mehr selbst. Lässt Nägel feilen, Haare waschen. Findet Vergnügen daran, den ganzen Salon zu tyrannisieren. Das Wasser zu kalt und die Trockenhaube zu heiß. Ein Bubikopf – ganz androgyn, wie es die eleganten Magazine propagieren – oder lieber lang? Aschblonde Tönung oder Strähnchen? Perücken für den Urlaub? Wenn man seinen Friseur nicht dabei hat. Die Stars machen das alle so, führen mindestens fünf Perücken im Gepäck. Für jeden Anlass. Edle Blässe oder gesunde Bräune? Tausend Entscheidungen. Sieglinde hasst Entscheidungen. Unter dem Zwang, diese treffen zu müssen, reagiert sie gereizt, unwirsch. Kanzelt das Personal ab. Die arme Friseurin kann doch nichts dafür! Hinterher tut es ihr Leid. Als Wiedergutmachung fällt das Trinkgeld umso üppiger aus. Nicht zuletzt deshalb ist sie gern gesehen. Obwohl man sie als schwie-

rig einstuft. Allein, sie kommt häufig und regelmäßig, bucht alles, was man ihr anbietet, gibt reichlich Trinkgeld. Könnte man das von allen Kundinnen sagen! Woher sie das Geld nimmt? Ganz einfach – sie isst nur, wenn sie eingeladen wird.

Eine Schauspielerin. Ganz unterschiedliche Frauen treten aus den Ablichtungen entgegen. Bieder und unvorteilhaft, übermäßig herausgeputzt wie verkleidet. Selten stimmig. Ein Zufall. Sie hat keinen Stil. Sie probiert. Zahllose Fehlversuche. Ab und zu ein Treffer. Den die Umwelt registriert. „Heute sieht sie aber phantastisch aus!" Oder auch nicht. Erkennt sie selbst die Differenz? Wenn ja, vermag sie keine Lehre daraus zu ziehen. Stets verspricht sie sich mehr vom Neuen, Anderen. Einer Sache treu zu bleiben, liegt ihr nicht. Die Möglichkeit rangiert höher als die Wirklichkeit. Ziemlich aufreibend, auf Dauer. Sozusagen allzeit auf dem Sprung. Neues Outfit, neue Wohnung, neue Stadt. Neue Männer. Wieder retour zu den alten. Schlussendlich. Ein aufreibendes Leben. Da bleibt kein Raum fürs Schreiben. Mit dem man nicht vorankommt. Wie machen das die Kollegen? Anleihen hier und dort. Am Ende klingt alles irgendwie gleich und bekannt. Das hat Erfolg. Man setzt seine Duftmarken: philosophische Promotion, umfangreiche Privatbibliothek, Lieblingskomponist: Gustav Mahler! Mit vierzig entdeckt man, dass man als Kind komponierte. Noch vor dem Schreiben. Die Botschaft kommt an.

Freundschaften? Wenige. Im Grunde nur Klaus Peter Kling. Italien. Und immer wieder Paris als Kristallisationspunkt. Anfang der Fünfzigerjahre voller Hoffnung zu Simon Nalec. Entschlossen, mit ihm zu leben. Sie wollte ihn. Er wollte sie nicht, ließ sie gleichwohl anreisen. Beschaffte eine Einladung über Bekannte. Sie lieh sich Geld für die Reise, weil sie kein Stipendium erhielt. Simon gab Sprachunterricht. Gelegentlich arbeitete er in einer Fabrik. Bewohnte eine winzige Dachkammer im Quartier Latin. Toilette und Waschgelegenheit über den Flur. Ein Vorhang trennte die Schlafstelle provisorisch ab. Ein Zusammenleben auf engstem Raum. Sieglindes Erwartungen? Wie immer zu hoch. Armut kennt sie zu Genüge. Dank Ulrich Schäfers Verbindungen genießt sie in Wien bescheidenes Wohlleben. Zurück ins Elend?



Niemals! Panik erfasst sie. Sie zieht aus, kommt bei Bekannten unter, besucht eine Freundin in London, kehrt nach Paris zurück. Desillusioniert. Kein Leben mit Simon. Ein Leben, das sie sich wunderbar ausgemalt hat. Ohne die geringste Vorstellung zu besitzen. Weder von Simon noch von Paris. Mädchenträume. Nicht in der Provinz versauern, den Jugendfreund heiraten – wie die jüngere Schwester. Die Welt lockt. Die Universität, Wien. Ulrich Schäfer, Zugang zur Künstlerszene. Eine neue Welt. Die irgendwann eng wird. Das angenehme Dasein gerät zur Selbstverständlichkeit. Dann erscheint Simon Nalec. Enfant terrible und Genie. Der jeden beeindruckt. Dem man eine große Zukunft prophezeit. Der anders ist als alle Männer, die Sieglinde kennt. Zynisch und arrogant, zärtlich und einfühlsam. Nonchalant. Von erlesener Liebenswürdigkeit und verletzender Schroffheit. Faszinierend. Enigmatisch. Quasi nebenbei kritzelt er seine Gedichte auf einen Fetzen Papier. Spontan. Ohne langes Grübeln. Er tut sich nicht schwer. Wie Sieglinde. Ihm fällt das einfach zu, was sie sich mühsam erarbeitet. „Such dir Begriffe aus dem Wörterbuch, möglichst wenig geläufig, wohlklingend, aus einem Wortfeld! Und schon hast du das Gedicht!“ Meint er das ernst oder scherzt er? Sieglinde zweifelt. Ihr fällt nichts leicht. Sie schreibt nicht gern. Aber sie muss. Um einzigartig zu bleiben. Sie sucht Hilfe. Umgibt sich mit nützlichen Menschen. Kultiviert kleinmädchenhafte Hilflosigkeit. Weckt Beschützerinstinkt. Das funktioniert hervorragend. Wozu erwachsen werden? Koketterie und Piepsstimmchen, Prinzessin auf ewig. Wenn auch die Gesichtszüge scharf, die Falten tief, die Haare dünn, die Zähne unecht sind. Einzig das schüchterne Lächeln bleibt. Ist das genug? Da helfen keine Cremes und Tinkturen, kein Friseursalon und kein Kosmetikinstitut, kein Pucci-Kleidchen und kein Gucci-Täschchen. – Die Tantiemen für die Libretti finanzieren derartige Kleinigkeiten allemal. – Blondes Stroh bis über die Schulter, fast weiß vom häufigen Färben. Damals, in Paris, trug sie kurze dunkelblonde Fransen über dem belanglos-netten Jungmädchengesicht. Hübsch, aber unbedeutend. Physiognomien, wie man sie in dieser Altersgruppe häufig findet. Nichts Außergewöhnliches. Irgendwie unfertig. Nicht zu erkennen, wo das Ganze hinwill. In jede Richtung offen. Alles scheint möglich. In zwanzig oder dreißig oder vierzig Jahren wird man sehen. Jetzt sagt dieses Gesicht lediglich: „Ich bin auf

der Suche. Weiß noch nicht so recht, was ich will. Weiß nur, dass ich leben will. Das Leben ist eine große Wundertüte, und ich bin gespannt, was für mich drin ist."

Zeit des Probierens. Die Wiener Caféhauszirkel inklusive „Ehe" mit Ulrich Schäfer, die Schriftstellerkollegen der Rotunde, die Welt der Musik in Italien. Paris und Simon Nalec. Jahre später: Paris und Franz Mack. Auch so ein Flopp. Paris kommt einfach nicht gut weg. Keiner ist da, der es ihr nahe bringt. Niemand führt sie zu den Zentren der Eleganz. In die Avenuen George V oder Montaigne, die Rue du Faubourg St-Honoré, die Place des Victoires. Oder wenigstens in die „grands magasins" Printemps, Lafayette, Bon Marché. Kein Souper in der Brasserie Lipp oder im Terminus Nord. Französische Lebensart bleibt ihr verschlossen. Nicht ihre Schuld. Sondern die der Männer. Simon, der ihr die furchtbare Absteige zumutet. Rücksichtslos! Sich selbst weiß er elegant aus dem Sumpf zu ziehen. Angelt sich eine höhere französische Tochter. Ganz zielstrebig. Gute Familie, alter Adel. Keine Milliardäre, aber wohlhabend. Nur die Tochter verweigert sich. Scheint die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen zu wollen. Möchte Künstlerin werden! Nettes Mädchen, attraktiv. Vielleicht zu unterwürfig. Wie alle französischen Frauen. Simon braucht genau das. Eine Frau, die ihn anbetet. Eigene Ambitionen, Wünsche, Bedürfnisse seinen unterordnet. Nach der Geburt des Kindes schenken ihnen die Schwiegereltern eine Wohnung. In Passy. Beste Lage. Alles dreht sich um den kleinen Gustave. Geneviève ist beschäftigt und Simon absolviert Lesereisen in Deutschland. Trifft sich mit anderen Frauen. Unter anderem mit Linda Lachner. Die nun in München lebt. Als Redakteurin beim Bayerischen Rundfunk. Man sieht sich wieder. Ganz zufällig. Bei einem Symposium im Norddeutschen. Simon schreibt hinreißende Briefe nach München, schickt Gedichte, besucht sie, wann immer er kann. Seiner Frau gesteht er diese Affäre. Sicherheitshalber. Er kennt Linda. Die Unberechenbare schickt Briefe an die Privatadresse. Absichtlich. Oder ruft an: „Hallo, liebe Geneviève, ich bin die Geliebte Ihres Gatten!" Das ist ihr zuzutrauen. Geneviève hat Verständnis. Zeigt Solidarität für die fremde Frau, Künstlerin wie sie selbst, die so sehr an der Welt leidet, dass sie verloren wäre ohne Simons Beistand.

Das hält nicht lange. Linda fühlt sich nicht wohl in München. Die Stadt, die Menschen. Die Arbeit beim Sender frisst sie auf. Sie kränkelt. Flieht nach Italien, zu Klaus. Hier kann sie endlich durchatmen. Sie gibt die Stelle auf. Wird nach Rom übersiedeln. Zum zweiten Mal. Zuvor eine Stippvisite in Paris. Nun, da das kleine Abenteuer mit Simon offiziell als beendet gilt, trifft sie Geneviève. Sie ist in grässlicher Verfassung. Die Kleinfamilienidylle rührt sie seltsam an. Fast kommen ihr die Tränen. Die Nerven! Vollkommen zerrüttet. Existenzsicherung. Brotberuf. Das macht sie kaputt. Sie kann nicht mehr, ist am Ende. Ohne Geld, ohne Mann. Sie ist über dreißig, sehnt sich nach geordneten Verhältnissen.

Julitage in Paris. Hitze. Abgase. Nicht auszuhalten in der prallen Sonne. Jeder drängt unter die Markisen und Sonnenschirme der Straßencafés, auf die schattigen Parkbänke. Sie ist mit Geneviève auf dem Marsfeld verabredet. Am Kinderspielplatz. Der dreijährige Gustave quengelt. Zu heiß für den Sandkasten. Das Gespräch tröpfelt dahin. Geneviève spricht kein Deutsch. Linda probiert Verbindlichkeiten in stockendem Französisch. Geneviève rührt sie. So voll guten Willens, voller Freundschaft. Für eine Frau, die mit ihrem Mann … Nun ja, eine Episode, wie viele andere. Simon wird Geneviève nie verlassen. Er kann sie nicht verlassen. Er ist von ihr abhängig.

Linda ist desillusioniert. Weiß genau, warum Simon Kontakt zu ihr suchte. Nach Jahren des Schweigens. Und warum er ihn nach ein paar Monaten abbrach. Er kalkuliert genau, wenn es um seine Publizität geht. Ist nichts mehr zu erwarten, wird das Engagement heruntergefahren. Beim nächsten Energieschub wird sie sich erheben, das Gespräch beenden, weggehen. Unter irgendeinem Vorwand. Sie möchte nicht unhöflich erscheinen. Kopfschmerzen, Kreislaufbeschwerden. Die Hitze! Zurück ins kühle, abgedunkelte Hotelzimmer. Sie bleibt sitzen. Auf dem unbequemen Holz, ohne Schatten, im gnadenlosen Brand einer im Zenit stehenden Sonne. Geneviève konzentriert ihre Aufmerksamkeit auf das Kind. Lindas mechanische Antworten bleiben unbemerkt. Um den Mülleimer kreisen Wespen. Linda betrachtet missmutig die dunklen Schweißflecken auf der pinkfarbenen Bluse. Die Sonnen-

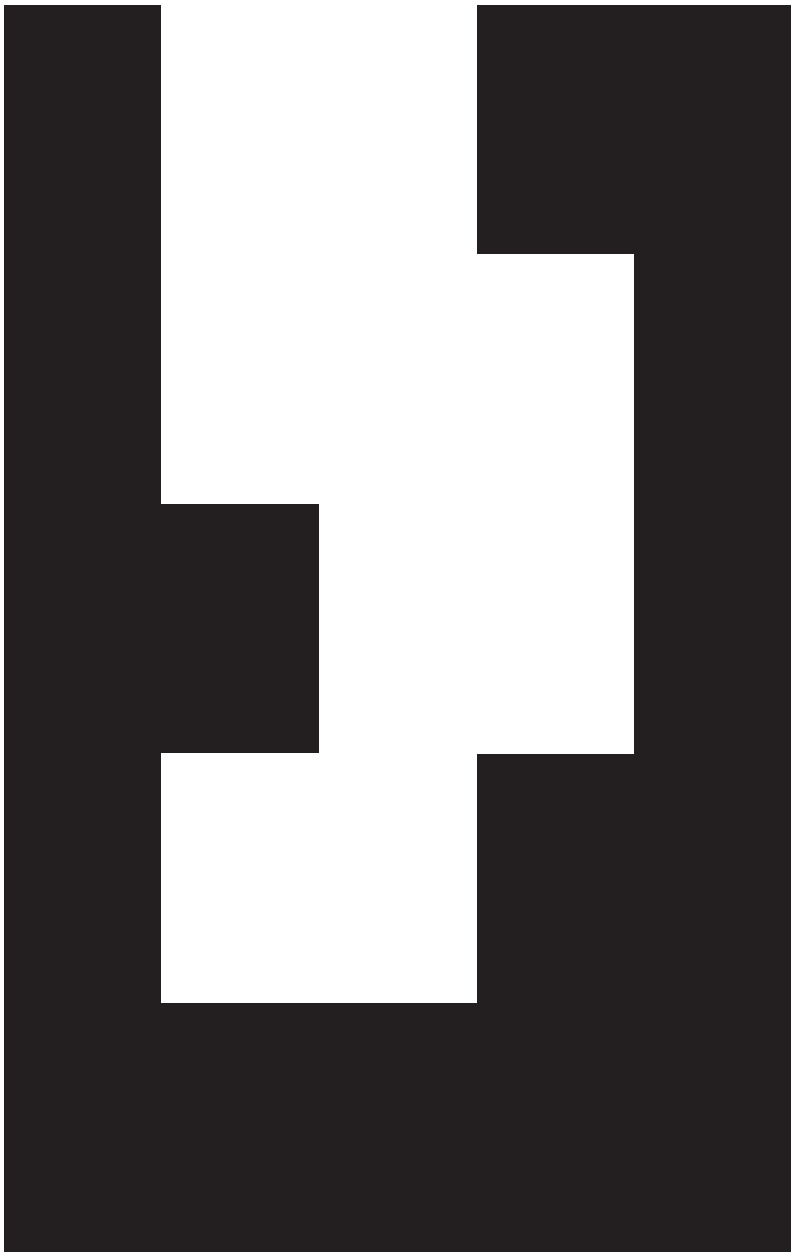
brille rutscht vom feuchten Nasenrücken. Haar klebt im Nacken. Die Kinder kreischen. Gustave weint, weil die Großen ihn nicht auf die Wippe lassen. Er sieht aus wie seine Mutter. Dunkle Haare, gebräunter Teint. Die vertragen die Sonne besser. Bei Linda kündigt sich bereits Sonnenbrand an. Höchste Zeit, ein schattiges Fleckchen zu suchen. Die Zeit dehnt sich unendlich. Sie weiß nicht, was sie in dieser Stadt soll. Deshalb bleibt sie sitzen. Rührt sich nicht von der Stelle. Im gewalttätigen Licht der Mittagssonne. Unbeweglich. Als ob sie auf die Abfahrt eines Zuges wartet.

Geneviève spricht über die Premiere eines Theaterstücks. Ein Landsmann von Linda. Franz Mack. Linda schreckt hoch. Nein, kein Landsmann. Mack ist Schweizer. Mack, der ihr im Frühjahr geschrieben hat. Der von ihrem Hörspiel begeistert ist. Endlich die Stimme einer Frau im Literaturbetrieb. Der sie nach Zürich einlädt, was sie leider nicht wahrnehmen kann. Mack ist in Paris. Kein Problem, sein Hotel ausfindig zu machen. Nur ein Anruf beim Verlag. Mack ist entzückt, man verabredet sich im Café. Vor der Aufführung seines Stücks. Linda überlegt nicht lange. Er ist klein, er ist fett, er ist alt. Er spricht unverständliches Schwyzerdütsch. Er verdient viel Geld mit seinen Dramen, seinen Romanen, seinen Erzählungen. Er ist erfolgreich. Warum nicht? Ein fairer Handel. Er darf sich in ihrem Glanz sonnen, kann sein biederes Image aufpolieren mit fremdem Glamour. Und sie? Finanzielle Sicherheit, gehobener Lebensstil sind nicht zu verachten. Wenn man nicht mehr jung ist. Am wichtigsten – nicht mehr schreiben zu müssen! So viele junge Talente drängen ins Rampenlicht. Frauen entdecken die Literatur als ihr Medium. Neuerdings. Sie sind jung und hungrig auf Erfolg. Äußerst anziehend für das andere Geschlecht allein schon aufgrund ihrer Jugend. Nicht anders als bei Linda. Früher. Nur war sie damals eine der wenigen, eigentlich die einzige. Inzwischen sind es so viele, dass man den Überblick verliert. Im Laufe der Zeit schwindet mit der physischen Attraktivität auch der Ruhm. Nutze die Zeit! Mack jedenfalls ist selig. Lässt seine Premiere sausen, um mit ihr zu speisen. Und hinterher ab ins Hotel. Wenn schon, dann richtig. Zögerlich ist sie nicht, unsere Linda. Kein „cunctator“. Auch nicht zimperlich, wenn sie etwas will. Packt an, greift die Gelegenheit beim Schopf. Was bleibt

einem anders übrig, an einem unerträglich heißen, öden, langweiligen Sommertag in Paris?

Rückblickend sieht man das anders. Differenzierter. Ein schwitzender Mack, der nervös an seiner Pfeife nuckelt. Dicke Brillengläser. Die Augen dahinter unnatürlich groß, überquellend. Eine dicke Kröte. Mit hängenden Lidern. Fünfzehn Jahre älter. Schon wieder eine Vaterfigur! Er trinkt Pastis. Pfeife in der Linken. Die Rechte auf dem Tisch. Zur Faust geballt. Weiß wohl nicht, was er damit anfangen soll. Beim Gestikulieren hätte er beinahe ihren Weißwein umgestoßen. Die Aufregung. Um sie herum Großstadtlärm. Sie versteht ihn kaum. Muss immer wieder nachfragen. Er traut sich nicht. Spricht wenig. Bedächtige Sätze, an denen er lange kaut. Zieht an der Pfeife, die seine gesamte Aufmerksamkeit beansprucht. Nippt am Pastis. Pause. Sie lässt ihn zappeln. Obwohl sie sich längst entschieden hat. Was er nicht weiß. Eine begehrenswerte Frau, berühmte Dichterin, Femme fatale. Das verunsichert ihn. Gerade weil er ein selbstbewusster Mann ist. Wie soll man erobern? Nicht banal wie alle. Keine abgedroschenen Phrasen. Ein Fanal. Ein Knaller. „Liebe Linda Lachner, Sie müssen sich mein Stück wirklich nicht antun. Gehen wir stattdessen Abendessen!“ Ihm ist nicht wohl bei so viel Kühnheit. Er weiß, dass er gegen alle Konventionen verstößt. Man erwartet ihn. „Der Autor wird anwesend sein!“, steht deutlich auf den Plakaten zu lesen. Andrerseits – sie wird sich nicht darauf einlassen, wird höflich ablehnen. Gewiss ist ihr Abend längst verplant. – Sie ist verblüfft. In der Tat. Hat sie sich verhört? Nein, er wiederholt, in bedächtigem Hochdeutsch, ganz langsam: „Wollen Sie mit mir Essen gehen?“ Sie fixiert sein Gesicht. Die Augen hinter den konvexen Brenngläsern. Ganz direkt. Zum ersten Mal. Lächelt. Leise amüsiert. Überrascht. Weil man ihm so viel Courage nicht zutraut. Wohlan, es sei. Nun ist es an ihm, das Staunen. Dieses nicht erwartete Ja. Ohne Wenn und Aber. Ohne Ziererei. Männlicher Stolz erfüllt ihn. Napoleon nach Austerlitz. Doch kaum am Ziel seiner Wünsche meldet sich prompt schlechtes Gewissen. Ob der Premiere. Er überlegt, ob er nicht voreilig disponiert hat. Heute mit ihr zur Premiere, anschließend die obligate Feier mit den Schauspielern. Man hätte sich für den nächsten Tag verabreden können. Zu einem intimen Tête-à-tête. Ein Tag hin oder her, was

macht das schon? Wenn sie ihn tatsächlich will? Gleichwohl, er kann nicht zurück. Also genießen. Das sagt sich leicht. Beide Parteien zeigen Befangenheit. Das Essen, das einzunehmen man gezwungen ist, weil man nicht übergangslos übereinander herfallen kann, schmeckt keinem so richtig. Bei so viel Improvisation darf man keinen Tisch im „Grand Véfour" erwarten. Also das nächstbeste Touristenlokal. Wenig Auswahl. Ein Teller „crudité", geraspelte Möhren und Sellerie, als Vorspeise. Entrecôte, pommes sautées. Viel Knoblauch und Fett. Nebst einer Scheibe vom Markknochen. Zum Auslöffeln. Kein Appetit. Man hält sich lieber an den „vin de table". Irgendein „Côte du Rhône". Für einen Roten leicht und süffig. Nichts Berauschendes. Wo bleibt der Champagner? Stattdessen noch ein „pichet", ein Halbliterkrüglein. „Für Linda ein Krüglein Bläue". Ach Simon! Kein Dessert, sondern Digestif. Sie raucht eine Zigarette nach der anderen. Nimmt noch einen Kaffee. Schwarz. Mit viel Zucker. Er zieht an der Pfeife. Gesprochen wird wenig. Man gibt vor, mit dem Essen beschäftigt zu sein. In Erwartung dessen, was zwangsläufig folgen soll, Nervosität, Anspannung. „Machen wir einen kleinen Verdauungsspaziergang?" Auf der Suche nach einem Hotel. Jeder würde am liebsten einen Rückzieher machen. War nicht so wörtlich gemeint. Die Peinlichkeit der Situation. Was in hohem Stil begann – man sieht sich, vergisst alle Konventionen, gibt sich hin – endet im Banalen. Für die „amour fou" sind beide zu alt. Und zu berechnend. Keiner will den anderen als solchen. Jeder will etwas vom anderen. Verfolgt einen bestimmten Zweck. Erwartet einen Mehrwert. Deshalb muss man die Sache durchziehen. Der Vertrag sieht keine Rücktrittklausel vor. Also bis zum bitteren Ende. Zunächst bis zum Stundenhotel. Ein durchgelegenes französisches Bett, die Bezüge vom vielen Waschen grau. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Kleiderstange. Blick in den Hinterhof. Ein Waschbecken. Dunkle Ablagerungen in den Sprüngen. Seifen- und Zahncremereste. Haare im Sieb. Hat sie sich eine erste gemeinsame Nacht im „Ritz" erträumt? Gewiss. Später, als sie ein Paar sind, das Paar der deutschen Literatur, wird er sie standesgemäß ausführen. Zu spät! Dieses erste Mal hätte es geschehen sollen. Sie wird es ihm nie verzeihen. Dieses vollständig misslungene erste Mal. Die Unappetitlichkeit. Was bleibt in einer solchen Situation? Man spielt Theater. Macht dem anderen etwas vor. Zuweilen auch sich selbst. Das gehört dazu. Der Keim der



Unaufrichtigkeit, der Heuchelei ist gepflanzt. Eine Beziehung, die mit Lügen beginnt. Was soll daraus werden? Ja, wenn man sich überwinden könnte, über den eigenen Schatten zu springen, sich selbst und dem anderen einzugestehen, lachend, selbstironisch, dass – man sich fremd ist, das Umfeld nicht stimmt. Dass man zu alt ist für derartige Experimente. Dann hätte sich etwas entwickeln können. Unter Umständen. Etwas Wahrhaftiges. Freundschaft, vielleicht? Zumindest könnte man heiteren Sinnes auseinandergehen, jeder in die Geborgenheit seines komfortablen Hotels. Um sich vor dem Einschlafen in saubere Laken genüsslich einzukuscheln. Froh darüber, sein Lager nicht mit einer unbekannten Person zu teilen. Ausschlafen zu dürfen und das Frühstück im Bett einzunehmen. Nicht morgens um fünf in den Markthallen. Wenn Metzger in blutigen Schürzen Rinderhälften abladen. Weil man es nicht mehr aushält. Weil man keinen Schlaf findet. Aus Ekel, wegen des Lärms aus dem Zimmer nebenan. Wegen der Präsenz eines unbekannten Menschen. Weil der Geschlechtsakt zum Zwang gerät, den beide möglichst rasch hinter sich bringen wollen. Jeder möchte allein sein, sich säubern, frisch ankleiden, schlafen. Ruhe. Schweigen. Statt Konversation zu machen. Müde, ungewaschen, ungepflegt. Er sowieso. Doch auch das Glamourgirl Linda hat sichtlich gelitten. Zerdrückte Frisur, verschmiertes Make-up, verquollene Augen. Falten. Kein schöner Anblick! Man verabschiedet sich gern. Jeder im Taxi in sein Hotel. „Wir telefonieren!"

Auch so eine Floskel! Man dürfte erwarten, dass jeder seiner Wege zieht nach diesem Erlebnis. Dass keiner anruft oder sich zumindest einer verleugnen lässt. Doch nein, es geht weiter. Die Eitelkeit siegt. Oder der Geltungstrieb. Vielleicht auch die Langeweile. Begnadeten Selbstdarstellern fällt es leicht, die erste Begegnung zu stilisieren, zu mystifizieren. Die Legende existiert bereits in ihrer Vorstellung. Druckfertig. Für die Klatschspalten. Später natürlich literarisch verwertet. Nach der Trennung. Dann allerdings eher heruntergespielt. Franz Mack – bemerkenswert verknappt, obgleich er sonst in erotischen Angelegenheiten ausschweift, fast dokumentarisch in „Utah". Über das gemeinsame Leben schreibt er in „Man nenne mich Kieselstein". Auch ein Enthüllungsroman. Verschlüsselt, aber eindeutig genug identifizierbar greift sie

das Thema in „Milena“ auf. Nicht verklärt, sondern im gesammelten Hass der Verlassenen. Auch wenn es nicht aufscheint, bleibt das erste Treffen Urerlebnis. Paris als Chiffre des Versagens. Sie macht die Stadt verantwortlich. Für das Scheitern der Beziehung. Dafür, dass nichts mehr gelingt. Dass keiner sie liebt. Mack, Schäfer, alles Schweine.

Die einzige große romantische Liebe verbindet sie mit Simon. Will ihr scheinen. Nach seinem Tod. Kaum mehr Kontakt in den letzten Jahren. Er benahm sich seltsam. Fühlte sich verfolgt. Reagierte aggressiv. Gerade den Menschen gegenüber, die ihm nahe standen. Geneviève, Linda und Franz, Doris und Ernst. Freunde zogen sich zurück. Zum Schluss sogar Geneviève. Sie konnte einfach nicht mehr. Er hätte sie beinahe umgebracht. Im Streit. Nach der Trennung lebte er irgendwo im 15. Arrondissement. In einer leeren Wohnung. Keine Möbel, keine Bücher, keine Bilder, keine Vorhänge. Sonntags: Mittagessen mit dem Sohn. Der seinen Vater ablehnt. An einem solchen Sonntag stürzte er sich in die Seine. Vielleicht fiel er auch. Selbstmord oder Unfall? Wer kann das wissen. Polizei und Familie sprechen von Freitod. Weil er in psychiatrischer Behandlung war? Wegen der Plagiatsvorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden? Und die zahlreichen Gedichte aus dem Nachlass, deren Veröffentlichung er vorbereitete? Für Linda Lachner ist er Opfer. So oder so.

Ihr Bild von Paris bleibt düster. Aufklärung, Rationalität, „clarté“ bedeuten ihr nichts. Die klassizistische Strenge der Architektur, die Linearität von Baron Haussmanns „grands boulevards“, das nordisch-kühle Licht auf blaugrauem Schiefer bezaubern sie nicht. Die Einheimischen erlebt sie als abweisend und arrogant. Fremdenfeindlich. Keine italienische „gentilezza“, die den Ausländer umschmeichelt. Ihn in der Illusion von Wärme und Vertrautheit wiegt. Obwohl er dem Fremden so wenig Einblick ins Private gibt wie der Franzose. Er zeigt es nur nicht. Verbirgt es unter dem Mantel der Liebenswürdigkeit. Seine Herzlichkeit – nur Zuckerguss.

Das stört Linda Lachner nicht. Sie versteht, aus reiner Oberflächlichkeit Tiefe zu suggerieren. Die kein Leser, kein Kritiker, kein Verleger

hinterfragt. Sie schreibt schöne Verse und Sätze, dem Auge vertraut, als ob man sie früher schon gelesen hätte. Manchmal schwer verständlich. Moderne Literatur eben! Inzwischen nicht mehr modern genug. Allem Anschein nach. Die Kulturindustrie giert nach Neuem. Immer mehr Schriftstellerinnen drängen auf den Markt. Jung, zu allem bereit. Es lohnt sich. Der Tisch – reich gedeckt mit Literaturpreisen und Stipendien. Die Gründerväter der Rotunde – längst passé. Linda Lachner – eher in den Klatschspalten präsent als im Feuilleton. Neue Zeiten. Mit denen Franz Mack, der behäbige Schweizer, erstaunlich gut zu Recht kommt. Bis zu seinem Tod – und er wird Linda fast zwanzig Jahre überleben – bleibt er Kultautor. Passt sich den Zeitläuften an. Hält Kontakt zur Jugend. Engagiert sich politisch. Der gute Mensch von Zürich. Weltreisender in Sachen Moral. Eine Instanz. Die viel zu Papier bringt, wenngleich sie nichts zu sagen hat. Mit einem untrüglichen Gespür für den Zeitgeist. Immer auf der richtigen Seite. Großbürgerlicher Lebensstil, Kosmopolit. Unterwegs im offenen Sportwagen. Im Arm eine schöne Frau. Ziemlich jung. Selbstverständlich. Männerphantasien. Viele Frauen. Sex. Wenn auch nicht immer unproblematisch. Trotzdem viel zu häufig praktiziert. Peinlich genau beschrieben, auch das Unvermögen. Wer wollte das so genau wissen? Frauenversteher mit kernigen Machosprüchen. „Was eine Frau sagt, interessiert mich nicht, wenn sie mich nicht als Frau interessiert." Süffig zu lesen, nicht zu anspruchsvoll, obzwar Anspruch suggerierend. Ein richtiger Vorzeigeschweizer, der sich sogar zum eigenen Land kritisch äußern darf. Eigene Jugendverfehlungen nicht verschweigt. Dem Leser nichts erspart. Nicht deprimierend. Immer schön positiv. Eigentlich ist alles in Ordnung. So wie es ist. Kritische Anmerkungen erlaubt. Nachdenklichkeit im Alter, leise Melancholie, selten, wohldosiert. Bevor man wieder Gas gibt auf der Lifestyle-Autobahn. Das kommt an. Nicht Linda Lachners Schatten toter Frauen. Opfer der Männer. Der Väter, Liebhaber, Krokodile. Das will keiner. Auch das angenehme Leben im Luxus macht ihre Heldinnen nicht glücklicher. Sie leiden immer und überall und an allem. Macks Botschaft erfasst jeder: Das Leben hat seine Schattenseiten – man wird älter, Haare und Zähne fallen aus, es wird schwieriger, Frauen kennen zu lernen –, aber insgesamt ist es wahnsinnig spannend und unterhaltsam. Und bei Linda Lachner? Frauen mit Jetsetleben, berufli-

chem Erfolg, Reichtum. Doch die Gespenster der Vergangenheit kriechen aus allen Winkeln. Mit der Liebe klappt es auch nicht. Ganz schlecht. Bei solcher Lektüre entwickelt man als Mann Schuldgefühle, als Frau sucht man vergebens eine Identifikationsmöglichkeit. Alles nur, weil Linda Lachner immerzu die eigene nicht allzu spannende Biographie wiederkäut. Immer dieselben Personen. An zehn Fingern abzuzählen und sattsam bekannt. Bloß nichts Neues! Warum auch? Nicht einmal dann, wenn sich Erfolg nicht mehr automatisch einstellt. Wenn die Existenz bedroht scheint. Damit kokettierte sie gern. Dass sie lieber hungert, als einen Friseurbesuch zu versäumen. Man darf das nicht ernst nehmen. Es geht ihr nicht schlecht. Gewiss, im Vergleich. Mack verdient mehr. Und Simon zog mit seiner Heirat das große Los. Genevièves Familie verschafft ihm nicht nur die rasche Einbürgerung und Zugang zu den besseren Kreisen, sondern darüber hinaus eine einträgliche Stelle. Für Linda gibt es immer noch Preise, Stipendien, Lesereisen, Einladungen, Tantiemen. Es wird nur etwas weniger. Genug für die Gucci-Tasche aus weißem Leder. Weißes Leder, musste das unbedingt sein? Wenn Klaus sie nicht berät, lässt sie kaum eine Geschmacklosigkeit aus. Man denke an das Kleid aus hellbeigefarbenem Teddyplüsch beim Treffen der Rotunde. Die Pseudotrachtenstrickjacke mit Fruchtintarsien. Die ärmellose Pucci-Tunika in psychedelisch-grellen Farben. Das schwarze Lackledérensemble – gegürteter Mantel und Overknees – ganz schrecklich. Bei den Salzburger Festspielen der Palazzo-Pyjama aus weißem Crêpe de Chine, signé Prinzessin Galitzine, gelocktes lang wallendes Medusenhaar und gigantische Tropfenohrringe. Sehr auffallend. Das war sogar dem guten Freund Klaus too much. Das lenkte zu sehr von der Aufführung seiner Oper ab, die immerhin Premiere hatte.

Sie hat keinen Geschmack. Mode ist anstrengend. Kein Vergnügen. Wenn sie nicht in Gesellschaft geht, wenn kein Liebhaber zugegen ist, verbringt sie Wochen in Nachthemd, Bettschal, Wollsocken. Nur die Haushälterin bekommt sie in dieser Aufmachung zu Gesicht. Sie hasst das Schreiben, schreibt aber viel. Briefe, Entwürfe. Willkürlich herausgegriffne Sätze, Passagen aus fremden Werken, zu späterem Gebrauch archiviert. Kaum Handschriftliches. Alles auf der Maschine getippt. Sogar die Briefe. Damit hat sie früh angefangen. Im Hinblick auf den

Nachlass, den Nachruhm? Sie wirft nichts weg. Kein beschriebenes Blatt. Alles wird aufbewahrt. Tausende von Seiten. Nutzloser Ballast. Beschäftigungstherapie. In den letzten Jahren übernehmen Alkohol und Medikamente diese Funktion. Wer dahindämmert, braucht nichts mehr zu Papier zu bringen. Fühlt sich gut, bis die Wirkung nachlässt.

Ja, die Trennung von Mack. Mack, der mit dieser Studentin nach Südfrankreich fährt. Mack, der sie einfach zurücklässt. Der verlangt, dass sie das Kind abtreibt. Nach dem Selbstmordversuch. Der abhaut, nach Amerika. Mit der Neuen. Sie ist allein. Fremde Orte, fremde Kliniken. Die Zukunft. Die gesicherte Existenz. Alles bricht weg. Sie hat ihn nicht geliebt. Aber das Leben, das er ihr bot. Warum konnte es nicht einfach so weiter gehen? Was bleibt ist Hass. „Er hat mich zerstört. Ich vermag nicht mehr, einen klaren Gedanken zu fassen. Weiß nicht mehr, ob das Krokodil der Vater ist oder Mack. Ich ruhe auf dem Friedhof der ermordeten Töchter. Mag sein, dass mich der Fremde rettet. Er stand am Fenster. Wir sagten uns Dunkles. Ich weiß ja, ich weiß. Und ich flocht ihm Nelken ins schwärzliche Haar. Und Mohn. Viel Mohn und wenig Gedächtnis. Du löschtest die Fische und schnürtest die Lupinen und jagtest die Umarmungen in die Marschhöfe. Da fiel kein Traum herab. Der Stein ist tot. Und Böhmen liegt nicht am Meer. Ich will zugrunde gehen. Aber wie? Erklär mir, Liebe! Umsonst malst du Herzen ans Fenster. Keine Herzzeit. Schon lange nicht mehr. Atemwende. Schneepart. Sprachgitter. Atemschaukel? Nein, keine Atemschaukel! Im Büßerschnee waten die Kastanien. Die Paulownia – erfroren. Eiszeit. Lies, Simon, lies."

Töne, Gerüche. Wenn sie sich erinnert, nachdenkt. Wer die Umwelt schemenhaft wahrnimmt – zu eitel, eine Brille zu tragen – konzentriert sich auf andere Sinnesreize. Stimmen, Düfte. Frisch gebrühter echter Bohnenkaffee. Pfeifentabak, leicht aromatisiert. Pflaume. Simons Veilchenpastillen. Das französische Parfum, das Ulrich Schäfer aus der Schweiz mitbrachte. „Je reviens" von Worth. Er liebte diesen Duft an ihr. Selbst trieb er die Dezenz seines Rasierwassers so weit, dass man nichts roch – außer einem Hauch von teurer Seife. Er schwitzte nie. Obzwar recht korpulent. Wie Franz. Doch der transpirierte permanent. Der Angstschweiß nervöser Unsicherheit. Riecht nicht angenehm. Weshalb er eine Vielzahl von Duftwässerchen benutzte. Am Morgen ein Fläschchen After Shave. Später zur Intensivierung Eau de Toilette. Eine Mischung, die unangenehmes Kribbeln in den Nasenschleimhäuten hervorruft. Ganz und gar nicht animalisch. Wie vermutlich intendiert. Dodi roch nach Kernseife und Waschpulver. Wie die Schwester. Später. Als Frischvermählte. Wenig Erinnerung aus der Kindheit. Ein geruchsneutraler Haushalt. Andrerseits, wer auf dem Land groß wird, nimmt den Duft von Flieder und Lindenblüten schwerlich wahr. So wenig wie die Schönheit der Landschaft. Es fehlt die Distanz. Das Verhältnis zur Natur ist ein natürliches. Ganz im Gegensatz zum Sommerfrischler, der vergleicht. Dem reine Luft, Duft der Blumen, frische Farben etwas Fremdes bedeuten. Etwas Abweichendes, das alle Sinne anspricht. Der Bauer findet kein Vergnügen an Stallgeruch und kuhwarmer Milch. Für den Urlauber ist das Exotik schlechthin.

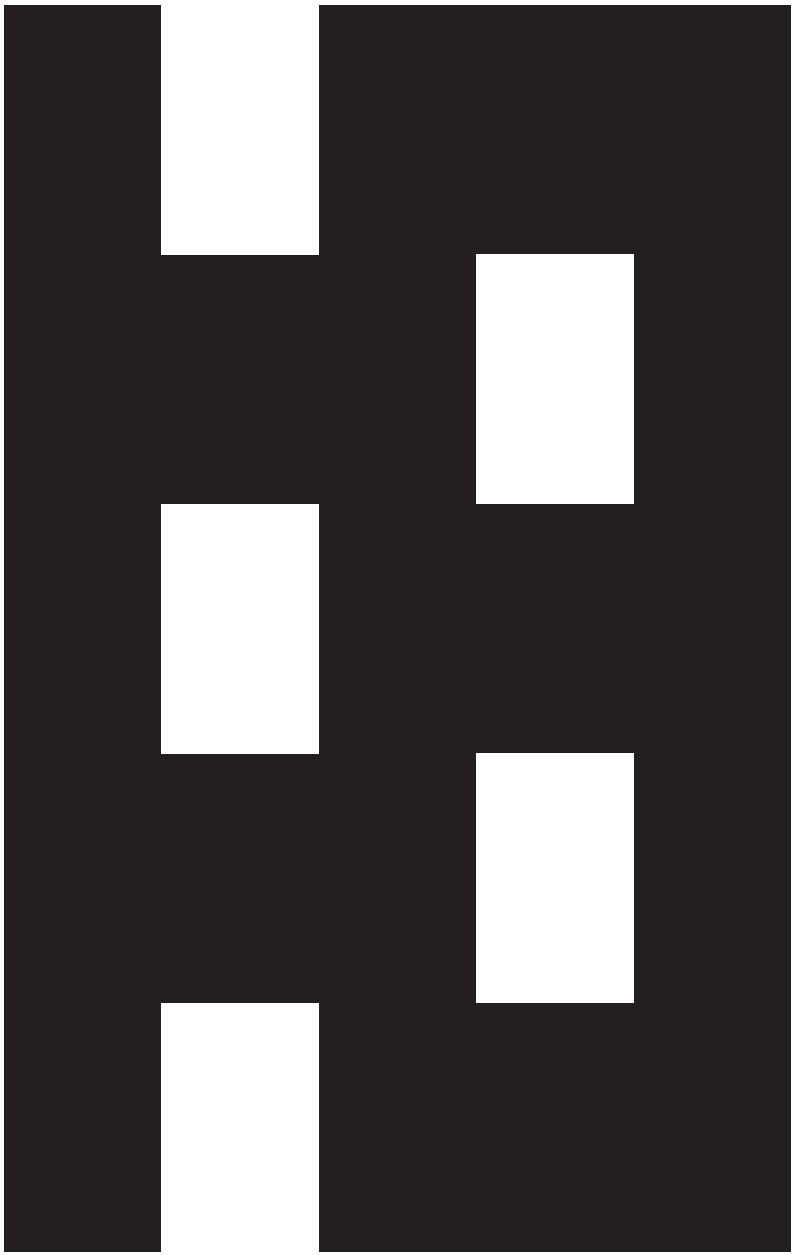
Lassen wir die Natur beiseite. Erstaunlicherweise finden sich ebenso wenig häusliche Düfte. Nach Weihnachten zum Beispiel: Tannenharz, Lebkuchengewürz, Bratäpfel, Zimt, Gänsebraten. Oder Kakao, heiße Milch mit Honig, wenn man durchgefroren nach Hause kam. Vom Rodeln oder Skifahren oder Schlittschuhlaufen. Im Sommer Erdbeertorte mit Schlagsahne. Zum Geburtstag. Auch nichts Unangenehmes. Säuerlicher Gurkensalat oder Malz von der nahen Brauerei. Oder die Windeln des kleinen Bruders. Doch der wird vergöttert. Man unterschlägt den strengen Geruch. Keine angeraute Biberbettwäsche, keine

kratzigen Wollstrümpfe, die man nicht anziehen will. Kleine Tragödien, die jede normale Kindheit überschatten. Also keine normale Kindheit, vielmehr das frühe Bedürfnis, sich abzuheben. Von den anderen. Ein altkluges Kind, das immerzu schreibt. Keine Spiele. Die Klavierstunden werden eingestellt. Man schreibt, wird wichtig. Grübelt, wie man noch wichtiger werden könnte. Welches Studienfach man wählen wird. An wen man sich hält. Eine nüchterne Kalkulation. Oberste Maxime – immer anders. Und – es gibt kein Tabu. Nie fassbar. Heute so, morgen so. Wie Wasser.

Später wird die Zeit des Heranwachsens zurechtgebogen. Gehörig stilisiert. Damit sie ins Bild passt. Die Familie bleibt unter sich. Keine Freundinnen. Nur die Schwester Erika, zwei Jahre jünger. Keine Frage, wer den Ton angibt. Viel später der Bruder, das Ersatzkind. In der Maturaklasse freundet sie sich mit Doris Kapp an. Dodi. Verehelichte Wiesner. In den Wiener Studienjahren eine innige Beziehung. Sieglinde, Doris, Ernst, Simon. Die drei blieben Freunde. Bis zu Simons Tod. Linda verliert man aus den Augen. Man kann nicht mit beiden verkehren. Ergreift Simons Partei. Zwei Kleinfamilien. Simon, Geneviève, Gustave. Ernst, Dodi, David. Die Kinder fast im gleichen Alter. Das passt. Linda hat sich davon weit entfernt. Die so genannten Frauenfreundschaften – mehr als problematisch. Linda will dominieren. Erwartet viel. Gibt nichts zurück. Kalt lächelnd. Gefällt ihr ein Mann, zögert sie nicht, ihn der besten Freundin auszuspannen. Traute Dodi ihr nicht? Obwohl Linda mit Ulrich Schäfer zusammenlebte. Damals. Bevor sie sich für Simon begeisterte. Ernst entsprach ganz offensichtlich nicht ihren Vorstellungen. Viel zu weich. Ein Kunsthistoriker, der Gedichte schreibt. Trotzdem. Der Bruch mit Linda, nicht explizit vollzogen, jedoch von beiden in Form eines konsequenten Kontaktabbruchs praktiziert, war eine Entlastung. Für Dodi. Ernst wusste mit Linda sowieso nie viel anzufangen. Angeblich. Nicht, dass Dodi seine Integrität jemals angezweifelt hätte. Aber sie kannte Lindas Verhaltensmuster. Zu allem fähig, wenn sie jemand im Visier hatte. Ohne Skrupel, ohne Schamgefühl. Ohne langes Drumherum. Gleich zur Sache. Simon kam damit auch nicht klar. Wie man seinen Andeutungen entnehmen konnte. Glücklicherweise fand er in Geneviève eine passende Gefähr-

tin. Das totale Gegenteil von Linda. Der – allen Bemühungen zum Hohn – der Kleinbürgermief anhaften blieb. Mochte sie noch so sehr die Nase rümpfen über Dodis biedere Erscheinung. Was dieser durchaus nicht entging. Ohne sich freilich im Geringsten darüber zu ärgern. Das Leben gibt ihr Recht. Sie heiratet einen Mann aus guter Familie, hat einen entzückenden Sohn, ein gemütliches Heim. Was will man mehr? Und Linda? Welch jämmerliche Existenz! Vor allem mit zunehmendem Alter. So lange man jung ist, die Verehrer Schlange stehen. Doch irgendwann regrediert man zum Spießigen. Nicht dieses Herumvagabundieren. Italien, Amerika, wieder Italien. München, Zürich. Wieder Italien. Ohne festen Wohnsitz, ohne sicheres Einkommen. Ist das ein Leben für eine nicht mehr ganz junge Frau? Wenn schon kein Mann, dann zumindest ein Beruf. Zur finanziellen Absicherung. Nicht dieses Von-der-Hand-in-den-Mund. Hier ein Preis, dort ein Stipendium, ein paar Tantiemen, eine Lesereise. Hätte sie wenigstens verstanden sparsam zu wirtschaften. Geld zurückzulegen für Notfälle. Aber nein. Diese Verschwendungssucht. Kaum fand sich ein bisschen Geld auf dem Konto, schon war es ausgegeben. Für überflüssige Dinge. Luxusgegenstände. Nur das Beste. Nur das Teuerste. Jede Krankheit oder Zahnbehandlung gerät zum Offenbarungseid. Weil nichts mehr da ist. Dann fängt man an zu jammern. Bei den Freunden.

Gut, dass Dodi keine Illustrierten liest. Weder zu Hause. Noch beim Friseur. Sie macht sich die Haare selbst. Aber ihre Schwägerin weiß von Skandalbildern zu berichten. Die allseits geschätzte und geachtete Dichterin Linda Lachner bei einer Premierenfeier. Die Schwägerin erinnert sich nicht, wo genau. Der Anblick einer anscheinend total betrunkenen Linda Lachner in vollkommen derangiertem Zustand war viel zu schockierend. „Wenn da nicht die Schlagzeile gewesen wäre, mit ihrem Namen, ich hätte sie nicht erkannt. Ungepflegt. Aufgedunsen. Im zerknitterten Kleid, voller Flecken. Wie eine alte Frau." Kein schöner Anblick. Schlimme Geschichten, die man so hört. Alkohol, Tabletten, Zusammenbruch. Gar von einem Selbstmordversuch ist die Rede. Sie ist nicht zu beneiden. Doch Mitleid wäre fehl am Platz. Schließlich hat sie sich die Misere selbst zuzuschreiben. Warum hat sie nicht den bürgerlichen Weg gewählt? Geheiratet, Kinder geboren. Wie Dodi. Oder



die Schwester Erika. Jetzt ist es definitiv zu spät. Die Träume, jene Träume, die sie quälen, werden immer furchterregender. Riesige Insekten kriechen aus dem Abfluss des Waschbeckens, aus der Toilette, aus der Matratze, aus Rissen im Mauerwerk, die niemand außer ihr wahrnimmt, die sich eben erst gebildet haben. Die ganze Wand scheint von einem Craquelé durchzogen. Wie ein Tapetenmuster. Ornamental. Aber die Wand ist nicht tapeziert, sondern bloß geweißelt. Überall diese Käfer, Grillen, Spinnen. Übergroß. Wie ein Handteller. Nein größer. In der Rüstung ihres blauschwarzen Chitinpanzers. Die Kuppeln der Facettenaugen. Die nichts fixieren, alles beobachten. Lanzettenbeine mit scharfen Widerhaken. Mahlende Kauwerkzeuge. Sirrende Flügel. Sie sind überall. An Land, im Wasser. Am Entsetzlichsten – in der Luft! Äußerst mobil. Kaum lokalisierbar. Umso präsenter. Extrem hohe Tonlage peinigt das Trommelfell. Angst, ein Horrorwesen könne in Körperöffnungen kriechen. Nase, Mund, Ohr. In den Gehörgang, über das Mittelohr weiter ins Gehirn. Dort tut es sich an schwabbelig-grauer Masse gütlich. Schmatzt.

Als Kind aß sie gern Hirnsuppe. Sie kam häufig auf den Tisch, da billig. Weiche Bröckchen von undefinierbarer Farbe in gebundener Brühe. Ein wenig Petersiliengrün als Garnitur. Eigentlich mochte sie kein Fleisch, wenn es blutig-rot daherkam. Höchstens Hühnerbrüstchen oder Kalbsfrikassée an Feiertagen. Hirn oder Bries aufgrund der Färbung eher mit Milch assoziiert. Oder Quark. Milchsuppe. Käsekuchen. Irgendwie rein. Wie der Schnee auf den Beeten hinter dem Haus. Wie fette vollgefressene Larven. Aus denen widerliche Insekten schlüpfen. Myriaden von Maikäfern im Frühling. Ihre zerfetzten Körper auf den Straßen. Aus denen Unappetitlich-Gelbes quillt. Die Kinder finden Vergnügen daran, sie zu töten. Oder einzufangen, den Mädchen in die Haare zu setzen. Wo sie sich verfangen und nur noch mit Mühe zu entfernen sind.

Inzwischen finden sich die Kerbtiere jede Nacht ein. Die Angst vor dem Einschlafen wächst. Wie den Dämonen Einhalt gebieten? Dagegen anschreiben? Dafür braucht man einen klaren Kopf. Drogen helfen nur scheinbar. Stellen für gewisse Zeit ruhig. Später erscheinen die Monster

umso schrecklicher. Keine Vernunft gebietet Einhalt. Im benebelten Verstand finden sie ein Einfallstor. Nichts, das sich ihnen entgegenstellt. Keiner ist da, der hilft. Wo sind sie geblieben? Die vielen Männer. Weg. Verreist. Verstorben. Verheiratet mit anderen. Soll sie Dodi beneiden? Oder Erika? War es das, was sie wollte. Die Ehe mit Franz? Den Ruhm als Dichterin? – Aufmerksamkeit um jeden Preis. Schreiben, politisches Engagement, Affären. Alles nur Mittel zum Zweck. Berühmtheit, Weltberühmtheit. Im Zentrum stehen. Die Sonne, um die die Planeten kreisen. Immer bemüht, sich in den Vordergrund zu schieben. In einer Zeit, die den Starkult eben erst entdeckt. Für die Kultur. In der künstlerische Leistung noch mehr zählt als physische Attraktivität. Maria Callas bringt den Lifestylefaktor in die Welt der Musik, Linda Lachner in die Literatur. Fortan richtet sich der Blick darauf, welchen Couturier die Künstlerin präferiert, welche Konfektionsgröße sie trägt, von wem sie sich frisieren lässt, ob sie einen reichen Liebhaber hat. Die Reinheit ihrer Töne, ihre sprachlichen Ausdrucksmittel sind kein Thema. Dichterinnen sind Mangelware nach dem Krieg. Junge zumal. Man hofiert sie ganz besonders. Zunächst als Frau. Nebenbei als Verfasserin literarischer Texte. Den Jünglingen macht man es nicht so leicht. Die werden kollektiv niedergemacht. Bei den Lesungen der Rotunde. Der Frau verzeiht man fast alles. Wenn sie es klug anstellt. Wie Linda Lachner.

Den Hang zum Schönen kann man ihr nicht absprechen. Sie schätzt schöne Dinge, will schön sein. Nein, scheinen. Schönheit als Mittel. Nie Selbstzweck. Immer nur Wirkung. Obwohl. Vielleicht bereiten ihr die englische Teekanne aus Sterlingsilber, das Meißener Porzellan, die Wiener Biedermeiermöbel echtes Vergnügen. Beim täglichen Gebrauch. Ästhetischen Genuss. In doppeltem Sinn. Champagner kommt in Kristallkelchen nicht nur edler zur Wirkung – die blassgelbe Färbung, die perlenden Bläschen, gleichsam gesteigert im blinkenden Firnis des Glases – er schmeckt besser. Als aus dem Pappbecher. Oder dem Senfglas. Ein teuerer Schuh aus weichem Leder verursacht keine Druckstellen oder Blasen. Kaschmir wärmt nach Bedarf, ohne einzuengen oder zu beschweren. Kurzum, das Hochwertige erweist sich zumeist als schöner und angenehmer. Inwieweit Linda Lachner letzteren Aspekt zu schätzen weiß, lässt sich schwerlich beurteilen. Sie hat sich in eine

Lebensform verliebt, wie man sich in eine Person verliebt, und richtet alle Bestrebungen darauf, sich in jenem imaginiert imaginären Dasein einzurichten. Ein Dasein, das die eigene Persönlichkeit unterstreichen und zur Geltung bringen soll. Die kunstvolle Platinfassung von Cartier für den Mehrkaräter. In etwa. In diesem Arrangement erfüllen Menschen die Funktion einer Staffage. Hilfsmittel auf dem Weg nach oben. Bewunderer. Zuweilen beides. Den Dingen gleichgeordnet. Nur leider nicht stumm. Mit unerwünschtem Eigenleben. Mit Vorstellungen, die den eigenen zuwiderlaufen. Mit Eitelkeiten, Empfindlichkeiten. Mit Gefühlen? Besser nicht. Zu unbequem. Obwohl oder gerade weil man sich so ähnlich ist, geht es nicht lange gut. Weil jeder den anderen als Folie betrachtet, vor der er sich selbst umso intensiver entfaltet. Was zunächst als Steigerung eigener Bedeutsamkeit begrüßt wird, gerät alsbald zur unerwünschten Konkurrenz. Man beginnt, den anderen von seinem Piedestal zu stoßen.

Es gibt mannigfaltige Möglichkeiten, jemanden zu demütigen. Relativ einfallslos, nichtsdestotrotz effizient – das Spiel mit der Eifersucht. „Du bist nicht der Einzige, die Einzige. Schau her, bei mir steht das andere Geschlecht Schlange. Ich bin begehrt. Du hast nur mich. Erweise dich dankbar in aller Demut!“ Zunächst wird Verdacht geweckt. Hierzu bedarf es keines anderen. Es ist leicht zu bewerkstelligen. Ein Blumenstrauß ohne Absender. Ein fremder Duft. Darauf angesprochen, streitet man alles ab. Man nimmt sich den Partner vor. Unterzieht seine Handlungen, sein Auftreten, sein Aussehen gnadenloser Kritik. Begleitet von der Verherrlichung anderer. Die alles besser machen. Solchermaßen weich gekocht lässt sich jeder widerstandslos instrumentalisieren. Man kann ihm nach Belieben seinen Willen aufdrücken. Allerdings – hiervor sei ausdrücklich gewarnt – sollte man nicht übertreiben. Man muss wissen, wenn es Zeit ist aufzuhören. Ist das Gewinde überdreht, gibt es kein Zurück mehr. Wenn der andere dem Druck nicht mehr standhält, einen Schlussstrich zieht, das Joch abwirft. Um nicht unterzugehen. Um sein Ich zu retten. – Ein ebenfalls probates Mittel, den anderen vollkommen zu ignorieren. Ihn nicht wahrzunehmen, ihm nicht zuzuhören. Keine Antworten oder falsche. Am Ende steht die Trennung. Obwohl Linda Lachner das nicht wahrhaben will. Dass

etwas vorbei sein kann. Unwiderruflich zu Ende. Sie muss weiterkämpfen. Wenn sie längst schon verloren hat. Will nicht begreifen, dass sie nicht gewinnt. Erfolg als einziger Parameter. Sogar in der Liebe.

Erst die alten Männer. Später die jungen. Zwischendurch: literarische Abrechung mit den „Vätern". Ulrich Schäfer. Franz Mack. Der dritte Mann. Dämonisierung eines biederen Schweizers. Schreiben aus Hass. Eine mächtige Triebfeder. Manches Stück Weltliteratur kam so zustande. Aber nicht zwangsläufig. Nicht jedes Mal, wenn der Affekt umgemünzt wird. In Literatur. Bei Linda Lachner findet keine Metamorphose statt. Hass bleibt Hass. Ganz banal. Selbst wenn die Spuren ein wenig verwischt werden. Damit täuscht sie keinen. Die Intention ist offenkundig. Ein beschränkter Horizont für eine Schriftstellerin, die sich intellektuell gebärdet. Eine Vielleserin mit stattlicher Bibliothek. Freilich, die Lektüre bringt nicht viel. Außer herausgebrochenen Sätzen, aus jedem Zusammenhang gelöst, ohne Angabe des Urhebers ins eigene Werk übernommen. Sie spricht nicht über Literatur. Schreibt nicht darüber. Ist sie doch einmal dazu gezwungen, mit größter Abneigung. Unter Qualen.

Radio-Essays, Poetik-Vorlesungen, Preisreden. Sie weiß nicht, was sie sagen soll, nervt ihr Umfeld, pickt Zitate aus irgendwelchen Büchern. Prousts „Recherche". Sie besitzt die wunderbare Pléiade-Ausgabe. Geschenk von Simon. „Sodome et Gomorrhe". Und Krieg. Immer wieder Krieg. Mehr fällt ihr dazu nicht ein. Ob sie über Proust schreibt oder über Musil, über Ungaretti oder Brecht – stets trifft der Leser auf ihre immer gleichen Gedankenmuster. Ausgleich zu so viel Tod und Gräueln bieten Hochglanzmagazine. Liest sie jemals anderes? Kaum Disput über Literatur. Weder die eigene noch die der Kollegen. Man gibt sich versponnen. Theoretische Auseinandersetzung ist nicht en vogue. Wozu auch? Man lebt vom Schreiben. Das genügt. Die Treffen der Rotunde. Man isst, trinkt, tanzt. Flirtet. Vielleicht auch mehr. Alles kostenlos. Die Literatur gerät zur verzichtbaren Nebensache. Gewiss, es werden Texte vorgetragen, man spricht darüber, stimmt ab, vergibt Preise. Schließlich braucht die Veranstaltung ein Etikett. Nach außen. Um von den Rundfunkanstalten subventioniert zu werden. Man kann nicht einfach sagen: „Lieber Sender, einige Männer und Frauen, die

sich als geistige Elite unserer Gesellschaft begreifen, sprich Schriftsteller, die ab und zu eher dilettantisch Texte fabrizieren, überwiegend in wohl dotierten staatlich geförderten Nischen wie Rundfunksendern oder Akademien ein gutes Auskommen finden, hätten gern ein wenig Spaß und erwarten, dass du die Kosten trägst!"

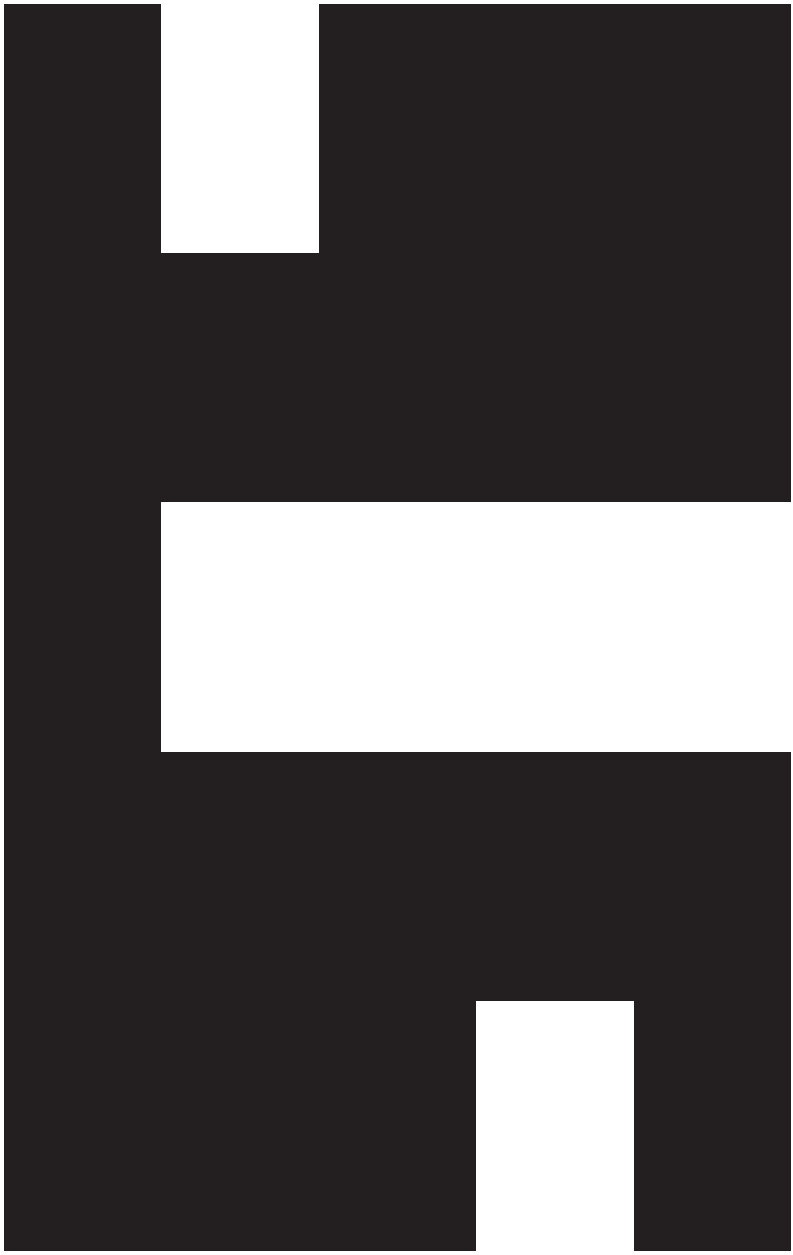
Wie sollte der Rechnungshof ein derartiges Ansinnen bewerten? Er wird selbstredend nach dem kulturellen Mehrwert fragen. Geld ja, aber nur wenn kulturell wertvoll! Deshalb der ganze Mummenschanz mit Vorlesen, Abstimmen, Preisen. Es muss eben sein. Im Grunde könnte man darauf verzichten. Der eine schreibt so, der andere ein bisschen anders. Wen interessiert das? Wichtig ist, was herauskommt. Pekuniär. Ob es sich verkauft. Ob viele bereit sind, dafür Geld ausgeben. Gewiss, es gibt ein paar arme Irre, die das ernst nehmen mit dem Schreiben. Gescheiterte Existenzen, ärmlich vor sich hinvegetierend. Die nicht aufhören, an ihren Texten zu feilen. Vollkommen sinnlos, weil es keiner schätzt oder auch nur bemerkt. Am wenigsten der Literaturkritiker. Der das Problem gelungener oder misslungener Formulierung in den Bereich des Geschmacks abschiebt. Dem einen gefällt das, dem anderen jenes. Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft. Ohne Diktatur des Geschmacks. Jeder nach seiner Façon.

Da macht die Literatur keine Ausnahme. Selig die, denen es gut geht. Erfolg ist nichts Anstößiges. Jeder profitiert. Nicht nur Autor und Verleger. Zahllose Arbeitsplätze in Verlagen, Druckereien, Buchbindereien, Papierfabriken. Die Medien. Direkt in Form von Berichterstattung, indirekt über Anzeigen. Ganze Berufssparten wie Lektoren, Redakteure, Literaturkritiker leben davon. Vermessen, die Frage nach literarischer Qualität zu stellen angesichts solcher kollektiven Segnungen. Reines Ressentiment. Gib den Miesmachern Erfolg, Anerkennung, Geld – und alles ist vergessen! Keine Rede mehr von Qualität und intellektuellem Anspruch. Dann reicht man dem Trivialautor gern die Hand. Denn man gehört jetzt dazu.

Die Schriftstellerin fügt sich vortrefflich in diese Männerwelt ein. Weit besser als ihre wenigen Kolleginnen. Man schätzt ihre Energie, die

zupackende Art. Wenn es anstrengend wird oder unangenehm, kommt eine Krankheit zur rechten Zeit. Kein simpler Schnupfen, sondern richtig dramatisch. Kopfgrippe, Mittelohrentzündung. Erschöpfungszustände, nervöse Zusammenbrüche bereits in jungen Jahren. – Praktische Organisatorin oder ätherisches Geistwesen. Je nach Bedarf. Die Gedichte entstehen nebenbei. Irgendwann ist man nicht mehr die verträumte junge Dichterin. Man ist alt, wird abgehängt. Bleibt die Krankheit. Wenn der Rückzug ins Bürgerliche scheitert. Die Attitüde der jungen Dichterin legt sie nie ab. Groteskerweise. Bis zum Schluss. Gespielte Hilflosigkeit und Piepsstimme, Koketterie und Tränen. Hinwendung zu jüngeren Männern. Um die längst vergangenen Jugend zurückzuerobern. Sie ist gern mit jungen Menschen zusammen. Verwechselt Höflichkeit mit Bewunderung. Fühlt sich umworben und begehrt. Sie beherrscht nur die eine Rolle. Die sie bis zu ihrem Tod spielen wird. Weil sie nicht anders kann. Weil sie damit Erfolg hatte. Weil nur Erfolg zählt. Der stetig abnimmt. Unmerklich versiegt. Ein schleichender Prozess. Weniger Publicity, weniger Bewunderung, weniger Tantiemen. Andere Zeiten, andere Dichter. Neue Zeiten, neue Dichter. Sie hat selbst davon profitiert, nach dem Krieg. Nun sind es andere. Doch sie hält sich für die große Ausnahmeerscheinung im Literaturbetrieb. Ein verhängnisvoller Irrtum! Den sie teuer bezahlt.

Sie weiß einfach nichts mit sich anzufangen. Braucht immer jemanden. Da ist keiner. Klaus, der einzige Freund, lebt auf dem Land. Zwar nicht allzu weit von Rom entfernt, aber selten erreichbar. Ständig auf Reisen. Sie gönnt ihm den Erfolg. Zuweilen kommt Neid auf. Warum er? Warum sie nicht? Längst vergangene Tage in Neapel. Ein eiskalter Winter. Man fror vor dem elektrischen Ofen. Und doch, welch produktive Phase! Er komponierte, sie dichtete. Zwischendurch schaufelte man Schnee. Wann war das? 1955? 1956? Später wohl kaum. Eine unbeschwerte Zeit. In der Erinnerung. Mit Klaus langweilt man sich nie. Immer Trubel, Gäste, Einladungen. Er kennt so viele Berühmtheiten. Oder man geht einfach nur ins Kino. Amüsiert sich bei der Lektüre schlechter amerikanischer Kriminalromane in noch schlechterer italienischer Übersetzung. Tempi passati! Klaus mit seinem Gespür für Menschen. Franz Mack mochte er nie. Er fand ihn lächerlich. Mit seinem



behäbigen Getue. Darüber konnte Klaus Tränen lachen. Er karikierte ihn wirklich meisterhaft. Pfeife im Mundwinkel. Plopp, plopp. Stopfen. Ziehen. Ein Satz pro Stunde. Maximal. „Hhhmm." Ein Schweizer Biedermann. Kein Brandstifter. Ein Spießer. Ein schwerfälliger Fremdkörper in der römischen Schickeria, in der sich Linda und Klaus tummeln. Nein, selbstredend nicht die oberen Zehntausend. Dort findet nur der Zugang, der hineingeboren wird. Das weiß doch jeder. Eher „demi-monde". Also möchte und kann nicht. Neues Geld, drittklassiger Adel auf der Jagd nach einer reichen Partie. Künstler. In Lindas Augen römische Aristokratie. Sie fühlt sich in ihrem Element. Ein Leben, ganz nach ihrem Geschmack. Das sogar der brave Mack goutiert. Obgleich seine Italienischkenntnisse keine Konversation zulassen. Die sowieso nicht zustande käme, da er überwiegend mit seiner Pfeife hantiert. Ist die eine geraucht, greift er zur nächsten. Während seine Hände und Lippen beschäftigt sind, klebt der Blick an weiblichen Reizen. Die in reichlich entblößter Form dargeboten werden. Er scheint durchaus zufrieden dabei.

Viele falsche Freunde. Die sich an sie hängen, Bewunderung mimen. Nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Sie merkt es nicht. Sie braucht Vasallen. Die vorauseilend verkünden, dass die große Dichterin naht. Ob beim Zahnarzt, im Lebensmittelladen, beim Friseur. Sie könnte es nicht ertragen, nicht erkannt zu werden. Sie giert nach dem kleinen Unterschied, der Sonderbehandlung, der vermeintlichen Exklusivität. Sie kauft nicht beim Gemüsehändler mit der besten Ware, sondern bei dem, der sie zu umschmeicheln weiß. „Gnädige Frau, diese herrlichen Erdbeeren habe ich heute Morgen noch vor Sonnenaufgang gepflückt. Speziell für Sie. Ein reicher Geschäftsmann wollte sie vor einer halben Stunde kaufen. Er hat mir den doppelten Preis geboten. Aber ich habe abgelehnt. Diese wunderbaren Früchte sind allein für die Signora Lachner bestimmt, eine schöne Frau und große Dichterin." Man kann gar nicht dick genug auftragen – sie nimmt es für bare Münze.

Die Arzthelferin, die sie am Wartezimmer voller Patienten vorbei direkt ins Sprechzimmer geleitet, tut dies nicht wegen ihrer Berühmtheit, wie Linda Lachner annimmt, sondern weil sie privat versichert ist. Sie wun-

dert sich nicht über den verständnislosen Blick des Dentisten, als sie ihm nach Abschluss der Behandlung ihren neuesten Gedichtband überreicht. Mit persönlicher Widmung. Mit Gedichten macht man bekanntlich nichts falsch. Ganz im Gegensatz zur Prosa. Manche Freundschaft geht zu Bruch, wenn der Beschenkte sich in einer Romanfigur, gewissen Verhaltensweisen oder Geschmacksvorlieben wieder zu erkennen glaubt. Zumal wenn selbige leicht ironisch überhöht geschildert werden, mag der Eindruck entstehen, der Autor wolle unliebsame Eigenschaften vorführen. Irrtümer, die aus mangelnder Kenntnis von Literatur und ihrer Produktionsweise resultieren. Aber hinterher kaum mehr zu korrigieren sind. Dabei könnte jeder Autor sich glücklich schätzen, wenn es denn so einfach wäre. Man nehme Freund A und Freundin B und porträtiere sie im Maßstab eins zu eins. Fügt man noch C und D hinzu, steht der Roman. Weit gefehlt! Der Leser überschätzt die eigene Ergiebigkeit. A, B, C und D böten nicht einmal Stoff für zehn Seiten. Ihre Individualität ist begrenzt. Wenn der arme Autor nicht eine gewaltige Anzahl von Personen, Handlungen, Eindrücken zusammenrafft, komprimiert, neu arrangiert, anreichert, kommt nie ein anständiger Text hinreichender Länge zwischen zwei Buchdeckeln zustande. Ja, wenn der dumme Leser wüsste, würde er aufhören zu jammern: „Wie kannst du schreiben, dass wir Norddeutschen nicht kochen können und bloß Kartoffeln mit Kohl essen oder Grünkohl mit Pinkel in Ravioli stopfen. Oder dass Freunde von Rüschengardinen und pastellfarbenen Interieurs keinen Geschmack besitzen. Oder dass Weihnachten verboten gehört.“ Das wurde zwar niemals so formuliert, der unerfahrene Leser kultiviert jedoch die unangenehme Angewohnheit, sich die wenigen Details mit Wiedererkennungswert herauszufischen. Daran hängt er die Kritik des gesamten Textes auf. Will heißen, er gibt sich beleidigt. Fühlt sich verspottet, hintergangen. Vollkommen zu Unrecht, doch wer könnte ihm das klarmachen?

Wie gesagt, mit Gedichten macht man nichts falsch. Der Zahnarzt schaut irritiert, weil er nicht weiß, dass er eine berühmte Dichterin behandelt. Seine Patienten überreichen üblicherweise keine Bücher. Allenfalls Alkoholisches. An Weihnachten. Seiner Wertschätzung für Linda Lachner tut das keinen Abbruch. Sie verhält sich streng propor-

tional zur Höhe der Abrechnung. Die beträchtlich ausfällt. Ganz ohne literarischen Ruhm. Ein Dichterkollege der Rotunde hat das trefflich formuliert in Versen an den „Bruder Zahnarzt", „der nicht schlecht von meinen schlechten Zähnen lebte". Trotz unfreiwilliger Komik scharf beobachtet. Ein Realitätssinn, der Linda Lachner abgeht. Sie wird sich schwerlich an den unbedeutenden Verfasser jener Zeilen erinnern. Ihr Interesse konzentriert sich auf bedeutende Männer. Zielgerichtet, direkt. Trotz ätherischer Dichterinnenattitüde kein Weibchengetue. Sie habe den bekannten Lyriker Simon Nalec ins Auge gefasst, schreibt sie an die Eltern. Drei Tage später hat eben jener sich herrlicherweise in sie verliebt. Gibt, nach eigener Aussage, der öden Arbeit an der Dissertation etwas Würze! So kann man es auch bezeichnen. Sie verliert keine Zeit mit Abwarten, ziert sich nicht. Einen Monat später verlässt Nalec Wien. In Richtung Paris. Man sieht sich. Man schreibt. Zunächst jedoch nicht.

Für beide scheint die Sache abgetan. Die Initiative geht von Linda aus. Probleme mit Ulrich Schäfer? Man lotet die Möglichkeiten aus. Schäfer, die Wiener Literaturszene? Im Vergleich zu Nalec' aufgehendem Stern, zu Paris? Die Wahl fällt nicht schwer. Wenn Schäfer sich wenigstens entschließen könnte zu heiraten. Die anderen aufzugeben, sich zu ihr zu bekennen. Wenn schon bürgerlich, dann richtig. Schäfer zögert. Sie will heraus aus der Enge. Wenn nicht Paris, dann eben Deutschland. In Wien, in Österreich hat sie alles erreicht. Durch Protektion von Ulrich Schäfer. Mehr geht nicht. Die literarische Oberliga spielt nicht im kleinen Österreich, sondern in der neuen Bundesrepublik Deutschland. Verlage, Buchmesse, Sender. Die Rotunde. Paris wäre natürlich besser. International. Französisch spricht sie fließend. Schließlich wird es weder Frankreich noch Deutschland, sondern Italien. Das daraufhin alsbald zum „erstgeborenen Land" avanciert. Wie manch anderes später. Herstellung von Nähe. Sogar topographisch. Weniger kompliziert als im Zwischenmenschlichen. Landschaften verweigern sich schwerlich dem Zugriff der Lyrikerin. Die Berge und Täler, Flüsse und Seen der Kindheit. Stadt und Land. Provinz und Metropole. Die heroischen Landschaften Italiens. Später gibt man sich großstädtisch. Natur findet nur noch in Grünanlagen statt. Eventuell Oleander auf der Terrasse. Man wohnt Parterre. Da lenkt manches vom Schreiben ab. Der Liege-

stuhl unterm Sonnenschirm. Das Teetablett. Der Schwatz mit Paola Grassi. Der Haushälterin und Vertrauten. Gibt es schon den erste grünen Vesuvspargel auf dem Markt? Und die gelbe Bluse gehört in die Reinigung! Paola hat Zeit. Sie ist Witwe. Kinderlos. Nun kümmert sie sich um die Signora Lachner. Auch wenn die nicht immer pünktlich zahlt. Die Witwenrente reicht für das Nötigste. Wenn die Signora Geld hat, zeigt sie sich generös. Nicht wie andere Damen, die ihre abgetragenen Sachen weiterreichen, um sie loszuwerden. Nutzlosen Kram, mit dem man nichts anzufangen weiß. Nein, die Signora verschenkt neue teure Sachen. Immer genau das, was man sich seit langem wünscht. Wie sie das errät? Sie kann zuhören. Manchmal plaudert man mit ihr wie mit einer alten Freundin. Allerdings, wenn es ihr schlecht geht, lässt man sie besser in Ruhe. Spricht sie nicht an. Fragt das Notwendigste. Erkennt sie einen überhaupt? Sie schaut durch einen hindurch. Wie eine Fremde. Verlässt das Bett nicht. Alle Fensterläden bleiben geschlossen. Die ganze Wohnung im Dämmerlicht. Wehe, man öffnet ein Fenster. Um das Staubtuch auszuschütteln. Oder weil man frische Luft braucht. Dann bekommt sie einen Anfall. Fängt an zu kreischen. Als ob das Licht ihr unerträgliche Schmerzen zufüge. Wer weiß, vielleicht tut es das? Alle Spiegel sind zu verhängen. Und es gibt viele Spiegel in der Wohnung. Große und kleine, in Bad und Schlafzimmer, hinter dicken barocken Goldrahmen und dünnen Aluleisten. Sie erträgt den eigenen Anblick nicht. Sie kann sich nicht ins Gesicht sehen. Warum, darüber schweigt sie.

Nachts geistert sie durch die Zimmer. Sie fürchtet sich im Dunkeln, ruft Freunde an. Die schlaftrunken versuchen, sie zu beruhigen. Mancher reagiert ungehalten. Man kann es verstehen. Sie legt eine Platte auf. Volle Lautstärke. Bis sich die Nachbarn beschweren. Es ist ihr egal. Alles ist ihr egal. Sie wäscht sich nicht, wechselt nicht die Kleider. Die Wohnung – ein Chaos. Überall leere Flaschen, volle Aschenbecher. Für Nachschub sorgt Paola Grassi. Linda Lachner verlässt das Haus nicht. Paola sieht, wie die Signora sich allmählich zugrunde richtet. Sie hat es aufgegeben, auf sie einzuwirken. Weiß, der kann keiner helfen. Man muss sie nehmen, wie sie ist. Die Entzugsversuche – fehlgeschlagen. Weil sie kein anderes Leben will. Dämmerzustand. Keine Rechenschaft

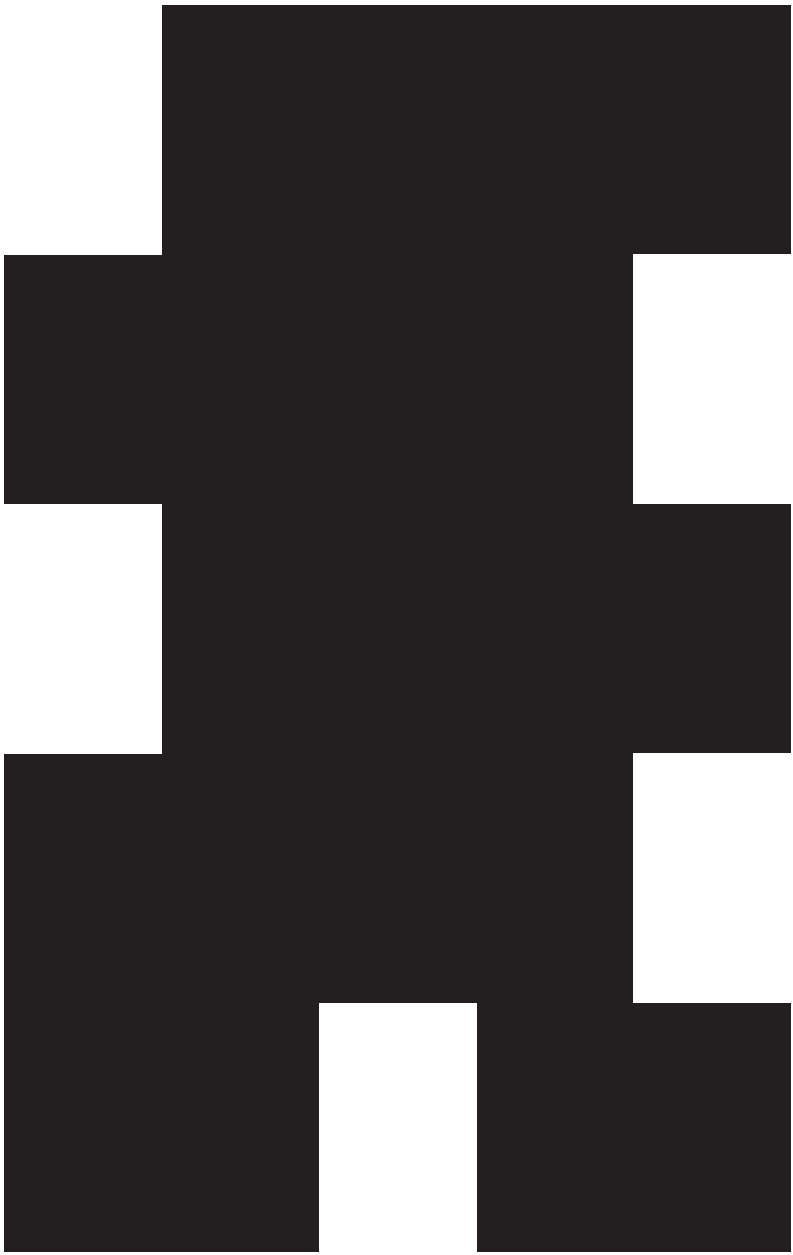
ablegen. Warum keine Beziehung hält, warum sie nicht mehr schreibt? Es ist bequemer, sich so lange vollzudröhnen, bis die Stimmen verstummen. Zwischendurch manchmal helle Momente. Selten. Dann inszeniert sie sich, macht sich schön, geht aus. Bummelt über die Via Condotti, setzt sich ins Café. Vielleicht erkennt sie einer, spricht sie an. Der Kellner ruft das Taxi, wenn sie es nicht mehr nach Hause schafft. Einladungen? Nicht mehr viele. Sie ist unberechenbar. Niemand wünscht einen Eklat. Sie stürzt in ihrer Wohnung, bricht sich das Handgelenk. Trägt nur noch Langärmeliges, um Prellungen und Verbrennungen zu verbergen. Keine Feinmotorik. Früher waren die Finger beweglich. Klavier spielen, auf der Maschine tippen. Kein Problem. Eine kleine Hand. Aber breit, mit kräftigen Fingern. Nicht feingliedrig. Bäuerlich-derbe. Eine, die zupackt. An der die langen, spitz gefeilten Nägel, passend zum Lippenstift tiefrot lackiert, irgendwie unpassend wirken. Damals, Mitte zwanzig, fühlte sie sich ungeheuer mondän. Heute weiß sie nicht, wohin mit den Händen. Häufig hält sie beide leicht geballt im Schoß, die Rechte umfasst locker Zeige- und Ringfinger der Linken. Oder: die Zigarette in der Rechten, die Linke am Kinn. Klassische Gesten der Unsicherheit.

Kein Buch, nirgends. Aufzeichnungen, Entwürfe, Notizen en masse. Ein Zyklus wird geplant. Alles bleibt Vorbereitung. Der Verleger – ungeduldig. Wo bleibt der Roman? Alle wollen Romane. Umfangreiche Romane, fesselnde Romane. Keine Todesarten. Das Projekt, mit dem sie sich seit Beginn der sechziger Jahre beschäftigt, harrt zehn Jahre später noch immer seiner Veröffentlichung. Es muss nach dem Tod Simon Nalec' umgeschrieben werden. Jetzt, da dieser nicht mehr unter den Lebenden weilt, gehört er ihr endlich ganz. Er wird vollständig vereinnahmt. Er kann nicht mehr protestieren. Die anderen, die Linda Lachner überlebt haben, machen es nicht anders. Hauptsache Material. Alles andere ist Nebensache. Man kann es drehen, wenden, zurechtbiegen. Ganz nach Belieben. Wenn nur ein Buch mit mindestens 150 Seiten dabei herausspringt. Da heißt es, in der Vergangenheit kramen. Der eigenen und der anderer. Freundschaften mit Schriftstellern? Besser nicht. Alles wird literarisch verwertet. Jede Äußerung, jede Anekdote. Schlussendlich findet man sich mit Haut und Haar als Romanfigur

wieder. Zusätzlich bereichert um unerwünschte Eigenschaften gänzlich fremder Individuen. Äußerst unpassend! Verkappte Sadisten, diese Schriftsteller! Geht man so mit Freuden um? Gewiss. Man muss sogar. Gezwungen, aus Dreck Gold zu machen, ist jedes Mittel recht. Nichts entgeht dem geschärften Blick. Kein belangloses Detail, keine Geste. Alles wird registriert. Möglichst unauffällig notiert. In einem speziellen Büchlein, das zu diesem Zweck stets bereit liegt. Auf die Frage, was er denn notiere, antwortet der ertappte Schriftsteller verschämt: „Nichts weiter, nur den Einkaufszettel. Mir ist eben eingefallen, dass ich Schalotten vergessen habe."

„Klaus hat mich eingeschlossen. Ich komme mit dem Libretto nicht weiter. Sitze am Schreibtisch. Nichts fällt mir ein. Müde und traurig, Hinfällig. Ich möchte schlafen." Notiert sie in ihrem Tagebuch. Schreiben als Zwang. Dabei geht es „nur" um eine Bearbeitung. Gewiss, ein Libretto stellt gewisse Anforderungen. Die nichts mit Literatur gemein haben. Der Text hat sich an der Melodie zu orientieren. Immerhin hat man sich nichts Neues aus den Fingern zu saugen. Trotzdem! Man sollte bei der Sache bleiben, sonst verliert man den Faden. Kontinuierliche Arbeit. Disziplin. Jeden Tag an den Schreibtisch. Wie öde. Der Komponist macht Druck. Klaus Peter Kling arbeitet wie ein Besessener. Wenn gar nichts geht, widmet er sich mechanischen Tätigkeiten. Reinschrift der Kompositionen. Eine kontemplative Beschäftigung. Gerade recht, um die Gedanken schweifen zu lassen. Ruhe! Natürlich, wenn man immer jemanden um sich weiß, Freunde, Schüler, Musiker, Regisseure, Journalisten, Verehrer, schätzt man das Alleinsein. Vielleicht.

Wenn aber niemand hier ist? Wenn stets Stille herrscht? Dann sehnt man sich nach Unterhaltung, Leben, Exzess. Dann will man nicht am Schreibtisch sitzen. Vor dem weißen Blatt in der Schreibmaschine. Man steht auf, holt sich ein Glas Wasser. Das Blatt bleibt weiß. Man nimmt ein Buch aus dem Regal. Um etwas nachzuschlagen. Das Blatt bleibt weiß. Ein Blick auf die Uhr. Eine Stunde ist vergangen. Nichts! Draußen lockt blauer Himmel. Warum nicht ausgehen? Ein kleiner Spaziergang. Die Gedanken ordnen. Inspiration? Welche? Man könnte ebenso ein halbes Stündchen im Liegestuhl auf der Terrasse dösen. Wer



weiß, wie lange das schöne Wetter anhält? Wenn die Herbststürme einfallen, genießt man die Wärme am Kamin, ist produktiv. Kein sonniger Himmel lenkt ab. Aber eventuell kalte Füße, der Wunsch nach heißem Tee, einem warmen Federbett? Es gibt viele Möglichkeiten der Ablenkung. Ein plötzlicher Drang, den Coiffeur aufzusuchen. Nach einem Blick in den Spiegel. Eine vollkommen derangierte Frisur. Eigentlich gar keine. Von Schnitt keine Spur. Herausgewachsen. Ist auch schon eine Weile her, der letzte Besuch im Salon. Blick in den Kalender – richtig, letzte Woche. Sie kann mit ihrem Haar nichs anfangen. Am besten, sie vereinbart gleich einen Termin. „Ja, in einer Stunde, wunderbar!" Die Arbeit mag warten.

Männer kennen derartige Probleme nicht. Deshalb lässt es sich leicht diszipliniert sein. Das tägliche Körperpflegeprogramm wird rasch absolviert. Zum Schreiben bleibt jede Menge Zeit. Seit ihrer Trennung hat Franz Mack nicht wenig veröffentlicht. Er schreibt und schreibt und schreibt. Wann hört er damit auf? Geradezu unanständig. Um nicht zu sagen pervers. Wie macht er das? Er führt das Leben, das sie gerne führen würde. Einladungen, Auslandsreisen, zahlreiche Publikationen. Dramen, man sollte Dramen verfassen. Das verschafft Zutritt zur Welt der Bühne. Man partizipiert an den Proben, lernt Schauspieler kennen. Premieren, Presserummel. Man wird herumgereicht. Ohne selbst aktiv werden zu müssen. Die Politik entdeckt die Kulturschaffenden als Werbeträger. Man schmückt sich mit ihnen. Für die Kulturschaffenden lohnt es sich allemal. Ihr Engagement wird adäquat entlohnt. Nicht nur kurzfristig. Es ist ordentlich was zu holen. Bei Stiftungen und Organisationen, die mehr oder weniger offensichtlich mit den Parteien verknüpft sind. Mit allen übrigens. Ohne Unterschiede. Das gesamte Spektrum. Da ist für jeden etwas dabei. Geld ist vorhanden. Egal, ob die betreffende Partei regiert oder opponiert.

Klaus Peter Kling engagiert sich in außergewöhnlichem Maße politisch. Schon immer. Seiner Karriere schadet das nicht. Im Gegenteil. Als solider Netzwerker bedient er alle. Vergisst nicht die andere Seite des politischen Spektrums. Man schätzt ihn. Er wird überall aufgeführt. Er versucht, die Freundin einzubeziehen. Linda Lachner spielt eher halb-

herzig mit. Gewiss, sie wendet sich gegen Krieg, Folter, atomare Aufrüstung. Zur politischen Agitatorin taugt sie nicht so recht. Diese Position ist längst besetzt. Von findigen Schriftstellerkollegen mit dem richtigen Riecher für das, was sich auszahlt. Bei Linda vermisst man die dezidierte Aussage. Ein klares Bekenntnis für die eine oder andere Richtung. Alles gerät ihr vage. Ein wenig vielleicht, aber dann doch nicht so recht. Sie eignet sich weder zum guten Mann von Köln noch zur Wahlkampfmaschine. Selbst wenn sie Letzteres probiert. Eine in Italien lebende Österreicherin, die sich im bundesrepublikanischen Wahlkampf engagiert. Die weiß, was dieses Land braucht, mit dem sie nichts verbindet. Außer der Sprache. Jahre zuvor hat Ulrich Schäfer in einem offenen Brief ihre Einmischung in fremde Belange scharf verurteilt. Ihre Parteinahme orientiert sich stets am jeweiligen Umfeld. Oder an der allgemeinen Erwartungshaltung. Wie die Reportagen über Italien, die sie Mitte der fünfziger Jahre für westdeutsche Medien verfasst. Unter Pseudonym.

Später wird Persönliches zur Metapher für Politisches. Und umgekehrt. Denn im Grunde ist alles, was so kompliziert erscheint, ganz einfach. So einfach, dass man es nicht glaubt. Weshalb komplexe Deutungsmuster herhalten müssen. Linda Lachner macht sich keine Gedanken, wenn sie schreibt. Sie bringt zu Papier, was ihr gerade so in den Sinn kommt. Immerhin hat sie nie in ihrem Leben anderes getan als zu schreiben, ist Profi genug, dem Ganzen eine gewisse Form und innere Spannung zu verleihen. Früher hatte sie Spaß daran. Da war kein Zwang. Es floss. Ohne Anstrengung. Mühelos. Es gab Applaus, Anerkennung, Bewunderung. Positive Resonanz. Die man braucht. Von der man anhängig wird. Die Wirkung mutiert zur Ursache. Alles für den Erfolg. Das bleibt nicht folgenlos. Schreiben wird zum Zwang. Es funktioniert nicht mehr. Je mehr man sich abmüht. Die Inspiration – verflogen. Die Muse hat sich abgewandt. Gerade jetzt, wo man sie schmerzlich herbeisehnt. Man sitzt auf dem Trockenen. Geistig. Fragt sich, wie man es früher geschafft hat. Rituale? Druck? Kein Druck? Wie auch immer. Alles schlägt fehl. Warum nicht das Nichtschreibenkönnen zum Thema machen? Unmöglich! Das hieße zugeben, dass man Probleme hat. Die Legende von der ewig produzierenden Schriftstellerin – perdu. Sie, die

so leicht und locker schreibt. Ich schreibe also bin ich. Die immer und überall schreibt. Deren Existenz das Schreiben ist. Die nichts anderes gelernt hat. Die so gut vom Schreiben lebt. Immer noch. Früher besser. Leider.

Eines muss man anerkennen. Sie erliegt nicht dem fatalen Drang zum Epischen wie manche ihrer Kollegen. Alle wollen dicke Bücher. Die Leser, die Verlage. Romane, 1000 Seiten stark. Die Hälfte gilt bereits als absolute Untergrenze. Das will geschrieben sein. So viel gibt kein Stoff her. Also greift man zur Beschreibung. Nicht sprachlich ausgefeilte anspruchsvolle Naturschilderung, wie im 19. Jahrhundert gepflegt, sondern banale Auswalzung vollkommen abseitiger Dinge. Wie aus dem Baedeker oder Schauspielführer. Damit füllt man Seiten. Linda Lachner hingegen sieht sich veranlasst, die wenigen immer gleichen Protagonis-ten, Schauplätze, Handlungen wieder und wieder zu recyceln. Um das Letzte aus ihnen herauszupressen. Man merkt es ihnen an, ihren Geschöpfen. Die Torturen, denen sie ausgesetzt sind. Und möchte manchmal ausrufen: „Nein, bitte nicht schon wieder! Der gibt doch wirklich nichts mehr her! Lassen Sie ihn in Ruhe!“ Aber nein, wir treffen sie stets aufs Neue. Dieselben Figuren. Dieselben Orte. Dieselben Konstellationen. Die ewige Wiederkehr. Bis zum Überdruss. Der Autorin. Die an der Schreibmaschine die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und kreischt: „Nein, bitte nicht schon wieder! Die hatten wir erst neulich. Es war schwer genug, einem derart belanglosen Wesen wenigstens ein bisschen Profil zu verleihen. Mehr ist nicht möglich. Beim besten Willen.“

Wer weiß, vielleicht spricht sie tatsächlich mit ihren Protagonisten? Obwohl die meisten keinen besonders kommunikativen Eindruck hinterlassen. Sie unterhalten sich am liebsten mit sich selbst. Als gespaltene, gedoppelte Persönlichkeiten fällt ihnen das nicht schwer. Dafür sorgt die Autorin. Die sonst nicht gerade zimperlich mit ihren Darstellern umgeht. Obwohl sie keine Kriminalromane schreibt, wird kräftigt gemordet, gefoltert, gestorben. Eine gewalttätige Welt, fürwahr. Brutalität alterniert mit Oberflächlichkeit. Wäre das Ganze sukzessiv erzählt, mit Happy-End versehen, es wäre der perfekte Trivialplot.

Vielleicht hätte Linda Lachner es versuchen sollen? Als Schnulzenautorin. Die Erfolgsaussichten – nicht übel. Film und Fernsehen lechzen nach publikumswirksamen Geschichten. Viel Geld fließt. Endlich, die Villa vor den Toren Roms. Direkt neben Klaus. Mit großem Park, zahlreichen Bediensteten. Designerroben und Kulttaschen, Feste und Empfänge. Alles im Überfluss. Dann der große Wurf. Endlich der ersehnte Roman. Der Literaturnobelpreis winkt. Umgehend. Den braucht sie noch. Etwas Internationales. Im deutschsprachigen Raum hat sie alles erreicht. Nichts, was man ihr mehr anbieten könnte. Für den Nobelpreis ist es zu früh. Wenn sie länger gelebt hätte. Vielleicht. Gut. Also kein Nobelpreis. Man ist noch nicht so weit. Die Weiblichkeit in der Literatur wird eben erst entdeckt. Später, lange nach ihrem Tod, reklamiert man sie als Vorkämpferin des Feminismus. Ihr nützt das nichts mehr. Denn der Beginn der Frauenbewegung fällt zusammen mit ihrem endgültigen Abgesang. Myriaden von jungen schreibenden Frauen. Niemand interessiert sich mehr für ihr Werk. Für Lyrik schon gar nicht. Die Zeit der Gedichte liegt eine Ewigkeit zurück. Ihre Prosa passt nicht zum Zeitgeist. Eine andere Welt. Mit der keiner etwas anzufangen weiß. Eine andere Generation von Schriftstellern. Für die Krieg allenfalls vage Kindheitserinnerung bedeutet. Wenn überhaupt. Geprägt von Aufschwung und Wirtschaftswunder. Ihr Credo lautet Konsum. Alles wird konsumiert. Ausnahmslos. Kultur eingeschlossen.

Wie wäre es Linda Lachner wohl ergangen, wenn sie länger gelebt hätte? Sie hätte alt werden können. Gute Gene. In ihrer Familie sind alle steinalt geworden. Trotzdem. Es fällt schwer, sie sich als alte Frau vorzustellen. Sie, die sich ausschließlich an der Jugend orientiert. Sich mit Mitte vierzig noch fühlt wie zwanzig. Nur junge Menschen um sich schart. Gewiss, es hätte noch einige Jahre weitergehen können wie zuvor. Trotz zerrütteter Gesundheit. Ohne dass die Abhängigkeit von Medikamenten und Alkohol publik geworden wäre. Abgeschirmt von Freunden und Vertrauten. Kaum ärgerliche Schlagzeilen. Sie interessiert nicht mehr. „Linda Lachner – wie bitte? Nie gehört. Ach so, die Dichterin. Fünfziger Jahre, na ja. Lange her." Wäre ihr Ende weniger spektakulär ausgefallen, die Feuilletons hätten es allenfalls kurz gestreift. Unter „Vermischtes". Fünf Zeilen allenfalls. „Die österreichische Dichterin und

Schriftstellerin Linda Lachner ist letzte Woche im Alter von … Jahren in einem Altenheim in Wien verstorben, wie die Familie mitteilt. Sie wurde vor allem in den fünfziger Jahren mit ihren Gedichtbänden berühmt und hat zahlreiche Literaturpreise erhalten." Mehr nicht.

Das eine oder andere Gedicht überlebt in den Lesebüchern höherer Lehranstalten. Als typisches Beispiel der Nachkriegslyrik. Vermutlich aber wird es fünfzig Jahre nach ihrem Tod keine Lesebücher geben. Kein Germanist weiß mehr, was ein Gedicht ist. Träfe er durch Zufall auf eines jener seltsamen Gebilde, was äußerst unwahrscheinlich scheint, er wunderte sich, was der kryptische Text bedeuten solle. Der so befremdlich angeordnet ist. Doch da dann bereits ein zusammenhängender Gebrauchstext kaum noch dechiffrierbar sein wird, ein literarischer Prosatext aus dem 20. Jahrhundert vollkommen rätselhaft, wird der Germanist das Gedicht gelangweilt beiseite legen. „Das verstehe ich nicht."

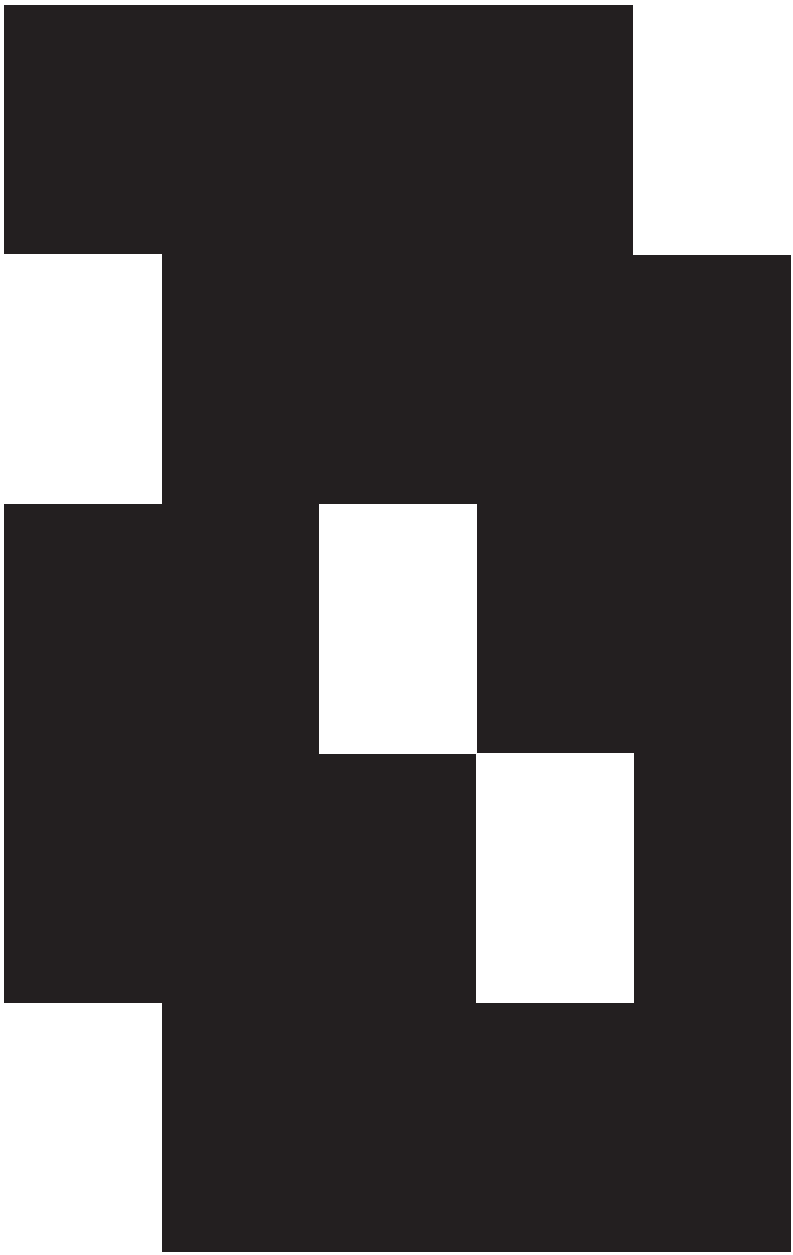
Nichts mehr wird verstanden. Die Literatur des vergangenen und des vorvergangenen Jahrhunderts könnte nicht undurchschaubarer sein als Hieroglyphen. Oder das Etruskische. Das noch immer auf seinen Champollion wartet. Voll Rührung denkt man dann an die Zeiten, in denen zwar Triviales gelesen wurde, die Bücher aber zumindest dick sein mussten. In denen sich der Leser Zeit nahm, Tausende von Seiten zu verschlingen. Von Anfang bis Ende. Inzwischen empfindet man es bereits als Zumutung, zehn zusammenhängende Zeilen zu überfliegen. Stattdessen elektronische Bücher. Die sage und schreibe 1400 Titel speichern. Eine kleine Bibliothek. Stets parat. Wozu?

Zumindest das muss Linda Lachner nicht mehr erleben. So wenig wie die Demontage des eigenen Mythos. Sie bleibt das, was sie sein wollte. Selbst wenn sie damit nicht unbedingt glücklich war. Obwohl. Das Bild der Dichterin als Glamourgirl hat ihr durchaus behagt. Das Wechselspiel von Oberfläche und Tiefe. Wobei Tiefe sich letztendlich als Oberfläche enthüllt. Man nascht ein wenig am Geist und stürzt sich in den Luxus. Kunst wird nicht um ihrer selbst willen gepflegt. Sie ist vielmehr Garant für angenehmes Leben. Das Rollenklischée vom armen Poeten hat längst ausgedient. Der neue Künstler stellt höchste Ansprü-

che. Er klagt das gute Leben ein. Als etwas, das ihm zusteht. Auf das er Anspruch erhebt.

Das hat Linda Lachner bereits als ganz junge Frau begriffen. In einer Zeit, in der es nichts gab und Privilegien alles bedeuteten, war Schreiben ihr Mittel sich abzuheben, aufzufallen. Nicht mehr eine von zahllosen jungen Studentinnen aus der Provinz zu sein, sondern Dichterin. Von der man spricht, über die man schreibt. Die Aufmerksamkeit erheischt. Lob, Anerkennung, Bewunderung. Die eine Sonderstellung einnimmt. Für die man Ausnahmen macht. Die man bevorzugt bedient. Die nicht in der Schlange steht. Bei der man gern ein Auge zudrückt. Deren Bekanntschaft das eigene Ansehen hebt. Der man entgegenkommt, wo man kann.

Eben deshalb kultiviert sie ihre Ängste und Phobien. Sie fliegt nicht gern. Macht viel Wirbel im Vorfeld. Will sie oder will sie nicht? Sie verschiebt den Termin. Wenn man nicht mehr mit ihrer Ankunft rechnet, kommt sie doch. Während des Flugs benimmt sich derart auffallend, dass die Stewardess nicht umhin kann, sie als berühmte Persönlichkeit zu identifizieren. Von Frau zu Frau spricht man über ihre Flugangst. Beim Anflug wird sie ins Cockpit gebeten. Der Kapitän höchstpersönlich erläutert die Technik. Ob sie etwas davon versteht? Egal. Die freundliche Zuwendung, die Sonderbehandlung lenken auf angenehme Weise ab. Es geht ihr gut. Nach der Landung fühlt sie sich gleich wieder schwach und wackelig auf den Beinen. Man muss sie ständig umsorgen. Dann ist die Welt in Ordnung. Nur ungern begibt sie sich in unbekannte Gesellschaft. Sie fürchtet, nicht erkannt zu werden. Oder auf noch prominentere Wesen zu stoßen. Lieber bleibt sie auf dem Hotelzimmer oder in der Schiffskabine. Alkohol und Medikamente verursachen Schwindelanfälle. Nicht der Seegang. Dann wieder zeigt sie sich überraschend robust. Angesichts mangelnder Hygiene. Hauptsache ein schöner Körper. Zum eigenen hat sie keinen Bezug. Sie geht ausgesprochen schlecht mit ihm um. Vernachlässigt ihn. Dabei möchte sie begehrenswert und schön erscheinen. Gerade äußerlich. Sie tut wenig dafür. Oberflächenkosmetik statt gesunder Lebensweise. Sie wird immer achtloser. Niemand, für den man sich zurechtmachen könnte. Kein Mann.



Seit Franz Mack. Den sie nur als „den Mann“ oder „einen Mann“ bezeichnet. Nicht ungewöhnlich. Sie nennt die Menschen prinzipiell nicht beim Namen. Geheimniskrämerei? Oder steckt Grundsätzliches dahinter? Gewollte Distanzierung? Negation fremder Individualität?

Ein paar Intermezzi wie die Reisen mit dem jungen Siegmund Benz. Nichts Dauerhaftes. Deshalb der abgrundtiefe Hass auf Mack. Den sie als Eigentum betrachtet. Den nach Gutdünken Manipulierbaren. Hatte er nicht selbst seine Hörigkeit eingestanden? Man schaut, wie weit man gehen kann. Je schlechter man ihn behandelt, desto enger bindet man ihn. Ist man nett, kommt er bloß auf dumme Gedanken. So ist er ständig beschäftigt. Mit seiner Eifersucht. Die man schürt. Damit er nicht denkt, er sei der einzige. Gerade wenn er es ist. Sogar ein Heiratsantrag wird abgelehnt. Keine Sicherheit. Keine Beständigkeit. Rätselhafte Briefe, abgebrochene Telefongespräche, Blumenbouquets ohne Absender. Der ganze Fundus der Boulevardkomödie. Nur eines bedenkt sie nicht. Dass die Stimmung umschlägt. Dass der hörigste Verehrer eines Tages genug hat. Ernsthaft fragt, warum er sich das antut. Dass er ein Leben ohne Abhängigkeit entdeckt, Konsequenzen zieht. Das trifft sie unvorbereitet. Sie kämpft mit allen Mitteln. Vergebens. Das Ende aller Wünsche und Hoffnungen. Die Welt bricht zusammen. Sie steht vor dem Nichts. Bleibt die Krankheit. Die den Rest ihres Lebens bestimmt. Elf Jahre. Eine lange Zeit. Wenn man nichts mit sich anzufangen weiß. Wenn keiner da ist, der dem Leben eine Struktur gibt. Der einen „einpackt“ und an einen anderen Ort bringt. Der Umzüge organisiert, die Haushälterin bezahlt. Der eingeladen wird. Bei dem keine Langeweile aufkommt. Der großzügig ein neues Kleid für den anstehenden Empfang spendiert. So dass man selbst nichts zu tun braucht. Nur zu sein. Die große Dichterin. Lebensgefährtin des bekannten Schriftstellers. Und still für sich annimmt, dass alle denken: „Wie kommt ein so wenig attraktiver Mann zu einer so schönen Frau?“ Er sollte dankbar sein, sie zu haben. Von deren Glanz für ihn etwas abfällt. Was kann es Schöneres geben für einen Kleinbürger? Eben das bewundert er an ihr – dass sie die Spuren ihres Milieus getilgt hat. Scheinbar. Ein genauer Beobachter ließe sich nicht so leicht täuschen. Er würde ihre Eleganz als neureich und übertrieben entlarven. Dieser Stich ins

Überladene, manchmal ins Vulgäre. Den Mangel an Stil. Die Beliebigkeit der Aufmachung. Es ließe sich manches kritisieren. Doch Mack, mit dem Geschmack eines Kindes, steht mit leuchtenden Augen vor dem überreich geschmückten Christbaum, freut sich an seinem Gefunkel. Nicht zuletzt deshalb, weil alle anderen ihn bewundern. Weil man ihn beneidet.

Neid ist eine starke Triebfeder. Bei Existenzen wie Linda Lachner oder Franz Mack oder manch anderen kann man beim besten Willen nicht entscheiden, ob sie etwas um seiner selbst willen anstreben oder weil andere es ebenfalls begehren. Persönlichkeit definiert sich ausschließlich über Außenwirkung. Eigenwille ist praktisch nicht mehr vorhanden. Nichts ist von Bedeutung. Weder Dinge noch Personen. Menschen degenerieren zum schmückenden Beiwerk. Das man nach Belieben trägt oder ablegt. Die Schlüsselfrage lautet: „Kommt das an?“ Will heißen: „Wird das Bild, das ich von mir vermitteln möchte, von den anderen so wahrgenommen, wie ich es gern hätte?“ Findet keine Rückkoppelung statt, etwa weil kein Publikum vorhanden ist, versiegt jegliche Aktivität. Alles stagniert. Eine Null-Existenz. Ohne Inhalt. Mancher blättert dann in alten Alben mit Fotografien und Zeitungsartikeln aus glanzvollen Tagen. Labt sich an vergangenem Ruhm. In der Einsicht, dass dieser Lebensabschnitt abgeschlossen ist. Das kommt nie wieder.

Andere verweigern sich der schmerzlichen Erkenntnis. Blenden aus, dass sie nicht mehr im Brennpunkt öffentlichen Interesses stehen. Neue Stars buhlen um Aufmerksamkeit. Jüngere. Linda Lachner, die ihr Dasein als Dichterin stets eng mit ihrer Weiblichkeit verknüpft, müsste sich gar eine doppelte Niederlage eingestehen. Sie ist als Dichterin und als Frau nicht mehr gefragt. Dagegen wehrt sie sich mit allen Mitteln. Das darf sie nicht zugeben. Das wagt sie nicht einmal zu denken. Ganz im Stillen. Lieber stellt sie das Denken ganz ein. Weil es über ihre Kräfte geht. Solch ketzerische Gedanken rütteln an den Fundamenten ihres Lebensentwurfs. Stellen alles in Frage. Entlarven Schein, Täuschung, Lüge. Wozu all die Bemühungen, sich abzuheben von der Serialität? Um am Ende zuzugeben, dass man denselben Gesetzen unterworfen

bleibt? Dass für Linda Lachner die Gravitation nicht außer Kraft gesetzt wird, die Spielregeln der Kulturindustrie, der biologische Alterungsprozess. Es gibt keine „lex Lachner". Es läuft, wie es läuft. Die Verlage suchen neue Autoren, die erfolgreichen Männer junge Gespielinnen. Sie müsste es eigentlich wissen. Schließlich hat sie am meisten davon profitiert. Einstmals. Machte mit ein paar hingekritzelten Gedichten à la Simon Nalec oder wer weiß sonst Furore. Wurde als das lyrische Talent des Jahrzehnts bejubelt. Mit Stipendien und Preisen überhäuft. Herumgereicht. Sie müsste es wissen. Sie hat es selbst erlebt.

Konnte ihr entgehen, dass es Schriftsteller gibt – nicht die schlechtesten –, die ausgegrenzt werden, denen keiner Beachtung schenkt? Stellt sie nie die Frage nach dem Warum? Kommt ihr nie der Gedanke, dass auch der eigene Erfolg eines Tages Vergangenheit sein könnte? Oder betrachtet sie ihn als etwas Selbstverständliches? Das immer schon war, ewigen Bestand hat. Über den Tod hinaus. Denkt sie an den Tod? Wohl kaum. Man bringt sich nicht um aus Langeweile. Sie hat ihre eigene Methode, die öden Tage abzukürzen. Wie bekannt. Im Schreiben fände sie ein probates Mittel gegen die Eintönigkeit. Garantiert nicht gesundheitsschädlich. Allein, sie schreibt nicht gern. Sie hasst das Schreiben. Entdeckt sie im Feuilleton eine Rezension von Franz Macks neuestem Werk, landet die Zeitung ungelesen im Müll. Der Tag ist gelaufen. Nichts zu machen. Eine persönliche Kränkung. Dieser Mack, der schreibt und schreibt und schreibt … Während sie? Seine Medienpräsenz grenzt an Körperverletzung. Hier ein Besprechung, dort ein Interview. Oder eine Premiere. Schon wieder ein Drama! Schämt der sich gar nicht, so viel zu schreiben? Sogar die Tagebücher finden Absatz. So ein Quatsch. Alles hineingemengt. Das literarisch Unverdauliche, Fragebogen, Entwürfe für Plots. Persönliches. Irgendwie degoûtant. Selbst tut man es zwar auch, das Persönliche verarbeiten – dem Schriftsteller bleibt keine andere Wahl, er hat nur das Persönliche als Fundus, aus dem er schöpfen kann –, aber sie verwischt zumindest die Spuren. Ein wenig, nicht zu sehr. Ohne einen gewissen Wiedererkennungswert langweilt sich der Leser. Er darf rätseln, wer mit dem Vater oder dem Krokodil gemeint sein könnte. Aber ja, gewiss. So schwer ist das nicht.

Gerade weil sie glücklich war mit Mack. Nicht im Sinne einer „amour fou", einer Besessenheit vom anderen, sondern eher nüchtern kalkulierend. Nichtsdestotrotz! Das erträumte Leben. Ohne Existenzangst, mit gesellschaftlichem Glanz. Nur mit dem falschen Mann. Der nicht so recht ins Bild passt. Wie dem auch sei, sie macht einen zufriedenen Eindruck. Damals. Ruhig, ausgeglichen, gepflegt, präsent. Ganz anders als man sie aus den letzten Jahren kennt. Nach dem großen Absturz. Nach der Zerstörung durch „den Mann". Sie fasste nie mehr Fuß. Zu groß die Schmach, die narzisstische Kränkung. Verlassen zu werden von einem Mann, den sie glaubte wie ein Meerschweinchen dressieren zu können. Kaum nachvollziehbar, was sie eigentlich an ihm auszusetzen findet. Ständig mäkelt sie herum. Alles macht er falsch. Irgendwann wird er nur noch übersehen. Wenn sie nicht gerade ihre Spielchen an ihm erprobt. Eifersucht und so. Schließlich schreibt er ständig derartige Geschichten. Mann in den besten Jahren und junge Frau. Nur dass er nicht mehr in den besten Jahren ist, sondern in den schwierigen. An der Schwelle zum Alter. Wie sie selbst. Er ist ihre letzte Chance, doch noch im Bürgerlichen zu enden. Ehe, Kinder. Er hat das bereits hinter sich. Braucht es nicht mehr. Drei Kinder sind genug. Er will keine weiteren. Nicht einmal mit dem Trennungsgrund, fast dreißig Jahre jünger als er. Wozu sollte er sich das antun? Er möchte den Erfolg genießen. Ohne lästige Pflichten. Eine Frau, ein Haus – das reicht.

Linda Lachner hat weder Mann noch Haus. Nur unstetes Umherziehen. Auf der Suche nach etwas, das sie selbst nicht benennen kann. Sie kapselt sich mehr und mehr ab. Wenige Freunde. Kaum noch Korrespondenz. Ab und zu ein Anruf. Manchmal eine Lesereise. Wenn sich sonst niemand findet. Kein Kontakt mehr zu Simon und Geneviève, zu Dodi und Ernst. Den glücklichen Kleinfamilien. Nach Simons Tod schreibt Geneviève. Linda hat genug mit sich selbst zu tun. Sie muss den Roman überarbeiten. Nun kann sie endlich sprechen. Von ihrer Liebe zu Simon. Als es ihm schlecht ging, als er sich Plagiatsvorwürfen stellen musste, von Freunden öffentliche Unterstützung forderte, wandte sie sich ab wie alle anderen. – Ob seine Frau Lindas Briefe an Simon kennt? Seine Antwortschreiben lagern auf dem Dachboden des elterli-

chen Hauses in Kärnten. Zusammen mit anderer Korrespondenz und den Tagebüchern. Intimes, nicht für fremde Augen bestimmt. Schon gar nicht für einen Liebhaber. Solche Dinge wecken fremde Neugier. Nutzlos, sie einzuschließen. Schubladen sind leicht zu öffnen. Mit etwas Gewalteinwirkung. Zuweilen erbost ein Eintrag derart, dass das Tagebuch daran glauben muss. Es wird eingeäschert. Linda Lachner erträgt es nicht, Gegenstand von Franz Macks Kommentaren zu sein. Was wird die Nachwelt denken? Doch die kümmert es nicht. Nicht einmal ihre brisante Liebeskorrespondenz mit Simon. Zunächst für die Öffentlichkeit gesperrt, dann vorzeitig freigegeben. Lachner, Nalec – Namen ohne Bedeutung. Voriges Jahrhundert.

„Versuch es mit Krimis", rät Klaus, praktisch veranlagt wie immer. „Jeder liebt Krimis. Das wird garantiert ein Erfolg. Für die Verfilmung schreibst du das Drehbuch und kassierst doppelt. Das Muster ist einfach. Das schaffst du im Schlaf. Nein, keiner wird dich literarisch daran messen. Schau, Hemingway hat verdammt einfallslose Drehbücher verfasst und trotzdem den Nobelpreis erhalten. Also, worauf wartest du? Ans Werk!" Sie möchte ja gern, aber wie? Gewiss, in ihrer Prosa greift sie wiederholt auf Elemente des Genres zurück. Sie liest gern Krimis. Nicht die literarischen, sondern einfach gestrickte. Liebt den „film noir". Jedoch, die Geschichte eines Verbrechens einfach nur zu erzählen, ohne Verfremdung herunterzuschreiben, dazu fühlt sie sich nicht berufen. Mag Klaus noch so den Coach mimen. „Nein, keine Montage. Eine einfache Geschichte, einfach erzählt. Sukzessiv. Von A nach B nach C nach D. Schön der Reihe nach. Bloß nicht komplex. Trotzdem nicht eindimensional. Retardierendes Moment sorgt für Verwirrung. Das ist wie in der Musik. Spannung aufbauen und wieder auflösen. Oder im modernen Tanz. Contract – release. Ein denkbar einfaches Prinzip. Aber hocheffizient. Du hast die Charaktere. Nicht zu viele, doch auch nicht zu wenige. Die Guten und die Bösen. Damit das Ganze nicht zu simpel gerät Mischformen: den moralischen Verbrecher, die heilige Hure. Merke, jeder darf es noch einmal probieren. Jeder kann auf die schiefe Bahn geraten. Unverschuldet. Aus Not. Oder Liebe. Ferner das Pendant: der Biedermann als Gauner, die unschuldige Schöne, die als Femme fatale die Männer reihenweise ins Unglück stürzt. Beide unter

der Maske bürgerlicher Wohlanständigkeit. Wenn du die gut durcheinander mischst, etwas Staffage hinzufügst, hast du bereits das halbe Buch. Du musst dir nur vorher im Klaren sein, ob du die Story vom Anfang oder vom Ende her aufrollst. Im Grunde ist es egal, ob man das Ganze so oder so erzählt. Fortlaufend oder in Rückblicken. Ob man in die Rolle des Detektivs schlüpft, der ein Verbrechen aufklären soll. Oder ob der Leser die Entwicklung von Anfang bis zum Ende miterlebt. Vom Ende her zu beginnen ist moderner, häufig spannender. Nicht immer. Egal, Hauptsache gut erzählt. – Du siehst, ganz einfach. Zwei, drei grundsätzliche Überlegungen, dann schreibt sich das Ganze im Schlaf. Wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich es selbst probieren. Du kannst damit in kurzer Zeit ohne Aufwand viel Geld verdienen."

Ein echter Pragmatiker, dieser Klaus. Wenn es so einfach wäre! Sie hat es versucht. Es funktioniert nicht. Das Handwerk des Schreibens, das jeder Boulevardjournalist, jeder Trivialautor beherrscht, unter dem Druck, in kürzester Zeit viel zu Papier bringen zu müssen, um zu überleben, ihr ist es fremd. Gedichte sind kurz, überschaubar. Lange Texte erfordern Ausdauer. Damit der Faden nicht reißt. Wegen der Kontinuität. Ort, Zeit, Handlung, Charaktere. Ganz aristotelisch. Gar nicht zu sprechen von der Sisyphosarbeit, sich in fremde Landschaften und Kulturen einzufühlen. Die man nie mit eigenen Augen erblickt. Die man nur aus Büchern kennt.

Da steckt viel Arbeit dahinter. Das erfordert mehr Anstrengung als die ausschließliche Konzentration aufs eigene Ich. Wie bei Linda Lachner. Bei der sogar die spärlichen Nebenfiguren zu Spiegelungen, zu Verdopplungen des Dichterinnen-Ichs geraten. Blass und blutleer. Ohne Eigenleben. Wie die Schatten der Verstorbenen im Hades sich an Opfergaben der Lebenden labend.

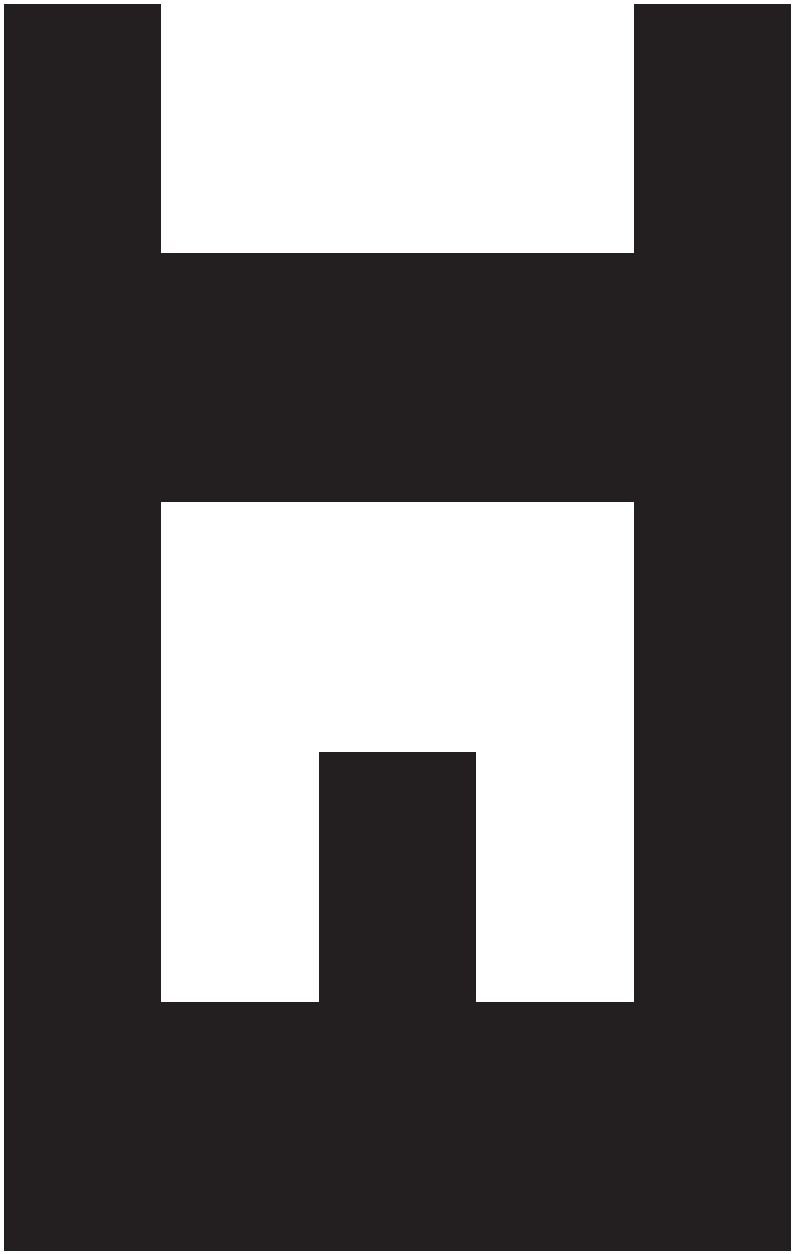
Das Handwerk des Schreibens – für den Schriftsteller eher Nebensache. Der nennt sein literarisches Tagebuch „Handwerk des Lebens". Wie passend! Da ist bereits der Titel Programm. Leben. Gut leben. Angenehm leben. Das ist der Impuls. Deshalb schreibt man. Immerhin, sogar eine Dichterin, die fast nichts mehr produziert, verschwindet nicht voll-

ständig aus dem literarischen Bewusstsein. Andere entdeckt man spät. In vorgerücktem Alter. Falls sie das zweifelhafte Glück genießen, von einem jungen Kollegen, der gern das „enfant terrible" gibt und gerade in Mode ist, im Feuilleton lobend erwähnt zu werden. Was einen Erdrutsch allgemeiner Anerkennung auslöst. Braucht es dazu ein selbst ernanntes Junggenie? Nun gut, den Alten freut es. Doch wo bleibt der Stolz? Ein Leben lang missachtet, belächelt, in der Rotunde mit dem erfolgreichen Namensvetter verwechselt, als Biedermeierpoet abgetan, als Vorgestriger verspottet. Von eben jenen lässt man sich nun feiern? Saugt die Huldigungen gierig ein, als späten Akt der Wiedergutmachung für etwas, für das es keine Wiedergutmachung gibt.

Übrigens, Linda Lachner hätte etwas weniger Bewunderung nicht geschadet. Sie hätte gelernt, sich mit einem normalen Leben abzufinden. Hätte das Schreiben ernst genommen. So ernst, wie sie es zu nehmen vorgibt. Angeblich. Weil sie sich dieses Image geschaffen hat. Die Dichterin, der Sprache alles bedeutet. Wie ein Seismograph Befindlichkeiten in subtilsten Formulierungen zum Ausdruck bringend. Im Grunde ihres Wesens ist sie bürgerlich. Kleinbürgerlich. Sozial angepasst. Kein „épater le bourgeois". Sie sagt nicht: „Ich schreibe dieses Gedicht einfach so, wie es mir in den Sinn kommt, ohne zu wissen, was es bedeuten soll." Sie muss Werk wie Person stilisieren. Evoziert eine Zwangsidentität von beidem. Wie es das Publikum erwartet. Das Werk als Widerspiegelung der Persönlichkeit, die Person als Spiegel des Werks. Beides zusammen ergibt die unverwechselbare Marke. Nicht die Qualität des Werks gibt den Ausschlag, sondern die Kongruenz von Autor und Text. Abgestimmt auf den jeweiligen Geschmack. Ständigem Wandel unterworfen. Das Buch, das man heute bejubelt, ist morgen démodé. Kulturindustrie. Erstaunlicherweise zeigt sich Linda Lachner davon unberührt. Obwohl sie sich immer als Opfer darstellt. Doch diese Vereinnahmung lässt sie willig geschehen. Fühlt sich geschmeichelt, wenn ihre Weiblichkeit zum Verkaufsargument der Bücher wird. Kritik an den Medien dann, wenn die Berichterstattung negativ ausfällt. Oder – schlimmer noch – ausbleibt. Herrliche Zeiten, in denen man über die Belästigungen der Paparazzi jammern durfte. Nicht erkannt zu werden, trifft mehr. Wenn man durch die Straßen bummelt – window shopping –,

ausnahmsweise aufwändig zurechtgemacht, mit dem spezifischen Gesichtsausdruck bedeutender Persönlichkeiten. Vorfreude, Erwartung, vom nächsten Passanten erkannt zu werden. Als Berühmtheit. Ein triumphierendes Lächeln, das nach und nach einfriert, wenn wieder jemand achtlos vorbeigegangen ist. Ohne sich nach ihr umzudrehen.

Es wäre schön, erkannt zu werden. Eine Abwechslung im Einerlei der Tage. Ein Mittel gegen die allgegenwärtige Langeweile. Wenn jetzt ein junger Reporter käme, um sie zu interviewen. Erst im Café. Später zu Hause. Sie wird ihn zu sich bitten. Zum Tee. Wie damals in Berlin den jungen Siegmund Benz. Wer weiß, was sich ergibt? Prag im Winter, die Orgie in Athen, Ägypten – dann Schluss. Noch ein paar Jahre in loser Verbindung. Ab und an ein Brief. Schade. Nach Ewigkeiten hat sie wieder Gedichte geschrieben. Damals. Ägypten und der Sudan erwiesen sich als inspirierend. Das ist es, was fehlt. Sonst bringt sie nichts zu Papier. Sie braucht Zufluss. Von selbst kommt nichts. Das Leben der anderen, die Werke der anderen. In der Rohfassung mühelos identifizierbar. Später wird gehörig gefeilt. Banale Sätze werden so lange reduziert, bis rätselhafte Textgebilde entstehen. Alles Verbindende, Erläuternde wird entfernt. Bis auf ein paar Schlüsselbegriffe. Der intelligente Leser weiß schon. Er schafft sich seine Bezüge selbst. Ein offenes Kunstwerk – jeder darf die eigenen Vorstellungen hineinprojizieren. Der Dichter überlegt sich nichts. Das erledigen die Rezipienten. Vorausgesetzt, man wählt die richtigen Begriffe. Solche, mit Assoziationspotenzial. Die zueinander in Bezug stehen. Nicht zu offensichtlich. Simon Nalec versteht es, solche Wortfelder zu kultivieren. Er findet sie in Nachschlagewerken wenig bekannter Wissensgebiete. Glaciologie zum Beispiel. Gletscherforschung. Linda Lachner hat manches abgeschaut. Recht viel sogar. Sie unterwirft sich nicht der Mühe, eigene Wortfelder zusammenzustellen, sondern greift auf vorhandene zurück. Übernimmt einzelne Termini ohne deren spezifisches Umfeld. Gleichsam herauspräpariert aus dem Ensemble Nalecscher Begrifflichkeit. Weshalb sich keine Sinnhaftigkeit einstellt. Im Gegensatz zu Nalec. Der das einfach besser macht. Wenngleich auch er kaum Zeit darauf verschwendet. Er hat den Dreh gefunden. Im Gegensatz zu Linda Lachner.



Die reizvolle Frage, ob diese auch als Mann mit ihren Gedichten reüssiert hätte? Was bleibt, wenn man das spezifisch Weibliche abzieht? Nicht viel. Und das Was-wäre-Wenn bleibt müßig. Linda Lachner ist kein Mann. Sie ist gern Frau. Trotz des harten Geschicks, das sie und ihre Geschlechtsgenossinnen erleiden. Wenn man Lindas Texten Glauben schenkt. Ernst nimmt, was sie schreibt. Ein wahrhaft grässliches Los, das jene bedauernswerten Geschöpfe ereilt. Diese armen gequälten Opfer. Permanent leidend. An allem. Brutalen Männern ausgeliefert. Dabei könnten sie so leicht entkommen. Nur ein Wort, das Sesam-öffne-Dich: „Nein." Doch sie bleiben und leiden. Leiden mit einer Lust, die an Masochismus grenzt. Die jede Grenze überschreitet. Ich leide, also bin ich. Um mich moralisch dem überlegen zu fühlen, der mich leiden lässt. Ich bin die Überlegene. Ich dominiere in meiner Passivität, in meinem Dulden. Ich brauche nicht aktiv zu werden. Ich nehme hin. Lasse den anderen agieren und stigmatisiere ihn hinterher. Natürlich nicht offen, von Angesicht zu Angesicht. Sondern literarisch. In Form von Denunziation. Schrecke vor nichts zurück. Vor keiner Gemeinheit. Vor keiner Indiskretion. Selbst Belanglosigkeiten wie der silberne Brotkorb, den Mack nach der Trennung angeblich zurückzugeben vergisst, werden thematisiert. Wer Brotkörbe stiehlt und Frauen quält, ist ein Schwein. Man weiß kaum, welches Vergehen schlimmer zu bewerten ist. Für die Schriftstellerin sind beide gleichbedeutend. Mit dem Brotkorb entschwindet der letzte positive Affekt. Mack, „der Mann", nahm ihr alles. Er beutete sie aus. Sie vergleicht ihre Situation ernsthaft mit der Dritten Welt.

Unverständnis darüber, dass man zu derartigen Handlungen fähig sein kann. Wer eigentlich? Im Falle Brotkorb und Mack besteht kein Zweifel. Doch welche Kräfte das Elend der Dritten Welt verursachen, darüber schweigt man besser. Besser nicht zu konkret. Das bringt nur Ärger. Wer fragt, welches Kapital im Liebig Verlag steckt? Wolfgang Suldners gewiss nicht. Der ist nur Geschäftsführer. Der Verlag eine GmbH & Co. KG. Worunter sich die wenigsten etwas vorstellen. Linda Lachner weiß schon gar nicht, was sich hinter der sperrigen Bezeichnung verbirgt: eine ausgeklügelte betriebsrechtliche Konstruktion, um im Falle der Insolvenz die Haftung gegenüber potenziellen Gläubigern

zu minimieren. Auch so eine Schweinerei. Die man als Dichterin ignoriert. Suldner, „der große Wolfgang", ist charmant. Wenn er sie nicht gerade unter Druck setzt. Wegen des Romans. Man muss ihn verstehen. Es geht um viel Geld. Auch für Linda Lachner. Die sich sowieso nicht beeindrucken lässt. Die Spielchen kennt sie längst.

Misstrauen wäre angebracht. In Bezug auf Autoren, die nicht müde werden, die Übereinstimmung von Leben und Werk zu betonen. Gerade bei denen, findet das so gut wie nie statt. Leben, Werk. Gewiss, das Werk speist sich irgendwie aus dem Leben. Aus persönlichen Erfahrungen, Erlebnissen, Überlegungen. Sonst wäre es nicht individuell. Sondern quasi Plagiat. Im Gegenzug verwandelt sich das Leben zuweilen dem Werk an. Die Umsetzung erfolgt nicht maßstabsgetreu. Elemente werden umgeformt, eingepasst, integriert. Das nennt man literarische Arbeit. Dahinter verbirgt sich mehr, als das Tilgen biographischer Spuren. Es kristallisiert sich etwas Anderes. Etwas Neues. Ohne Verbindung zum Ursprung. Jedoch eingebunden in die Totalität des Textes. Das gelingt selten. Meist bleibt es beim geschickt getarnten Aufguss biographischer Fakten. Woran sich der halbgebildete Leser ergötzen darf: Die Schauspielerin in Macks Roman ist Linda Lachner! Freuden des Voyeurismus – so also verlief das Zusammenleben der beiden. Beziehungsschlachten, hautnah erlebt. Sie kann sich beim Kleiderkauf nicht entscheiden, wählt stets das Falsche, also Unkleidsame, hat einen Liebhaber oder auch nicht, nimmt ihn, also Mack, nicht den Liebhaber, irgendwann nicht mehr zur Kenntnis. Als Mensch und Mann. Er reagiert eifersüchtig, ob zu Recht oder nicht bleibt offen, und hat irgendwann genug von ihr. Nach Jahren der Abhängigkeit. Roman à la Mack. Sie dagegen teilt sich in zwei Persönlichkeiten. Doppelexistenz männlich-rational und weiblich-emotional. Also das übliche Klischée. Warum nicht einmal umgekehrt? Die beiden Ichs, Er-Ich und Sie-Ich, im Clinch. Keine Verständigung. Dazwischen die bösen Männer. Und der einzig Geliebte. Roman à la Lachner.

Im wirklichen Leben – darüber schweigt man besser. Linda Lachner wird als Lyrikerin in die Literaturgeschichte eingehen, nicht als Romancière. Obwohl „Milena", der einzige zu Lebzeiten veröffentlichte Roman,

verfilmt wird. Was wird nicht alles verfilmt, wenn ein bekannter Name dahinter steht? Nicht einmal vor dem Unverfilmbaren lässt man die Finger. Man biegt es zurecht. Es kostet wenig Mühe, aus Weltliteratur ein Schund zu machen. Man denke an den Hollywood-Verschnitt von „Krieg und Frieden“ oder „Anna Karenina“. Armer Tolstoi! Sollen sie sich doch lieber an Mack vergreifen. Dessen schnittige Sportwagenprosa schreit förmlich danach. Gesponsert von einem der großen Automobilkonzerne. Für das richtige Product-Placement sorgt der Autor. Lauter Roadmovies. Die Helden sind ständig unterwegs. Auch Linda Lachners Protagonisten. Irgendwie typisch für die Zeit. Die Menschen – mobil. Sie reisen oft und gern. Berufshalber oder zum persönlichen Vergnügen. Aller Angst zum Trotz im Flieger, zuweilen per Bahn. Bevorzugt im eigenen Wagen.

Natürlich nicht zum Teutonengrill nach Rimini. Sondern an die Amalfiküste oder nach Südfrankreich. Stilvoll eben. Für gehobene Ansprüche. Nicht teuer. Wenn man in harter Währung zahlt. Deutsche Mark oder Schweizer Franken. Es gibt viel zu entdecken. Man reist mit dem Baedeker, pickt die Sehenswürdigkeiten mit den Sternen heraus. Eher gelangweilt. Franz nimmt einen Drink auf dem Marktplatz. Linda kauft Schuhe. Sie hat zwar diverse Paare eingepackt – allein, es findet sich kein passendes. Nichts Bequemes. Für mittelalterliches Pflaster. Für die Turmbesteigung. Die mangels adäquater Fußbekleidung abgesagt wird. Wobei – Franz verfügt zwar über passendes Schuhwerk, doch ihm fehlt die Lust aufs Treppensteigen. In der Hitze. Der Magen knurrt. Zu spät fürs Mittagessen, fürs Abendessen zu früh. Man hätte zeitiger aufstehen sollen. Linda vertrödelt zu viel Zeit im Bad. Hinterher sieht sie auch nicht anders aus als zuvor. Das Bisschen Lippenstift. Dauert das so lange? Nun bekommt man nichts Rechtes mehr zu essen. Nur noch kleine Happen. Sandwich, Baguette mit ein wenig Käse, wahlweise Schinken, Omelette, Croque-Monsieur. Davon wird keiner satt. Und Linda lässt auf sich warten. Seltsam, er erinnert sich nur an Linda im Sommer. Keine Linda im Schnee. Im Pelzmantel, mit Mütze. Nur Sandalen, Sommerkleider, Strohhüte. Laue Sommernächte auf Terrassen beim Wein. Grillengezirpe. Aromen von Lavendel, Thymian, Rosmarin, Salbei. Wie aus dem Merianheft. Römische Ruinen – Theater,

Triumphbogen, Aquädukte. Avignon mit Papstpalast und Brücke. „Sur le pont d'Avignon …" Vorzügliches Essen, hervorragende Weine.

Man genießt. Ohne lästiges Schreiben. Zu Hause, später, ein paar Tagebucheintragungen. Um nichts zu vergessen. Daraus entsteht ein Roman. Irgendwann. Der Schriftsteller reist ohne Schreibmaschine. Ohne Notizbuch. Das sonst bei jeder Gelegenheit gezückt wird. Wie man weiß. Von Mack, nicht von Linda. Die derartige Hilfsmittel verschmäht. Sie holt das Ihre im stillen Kämmerlein aus den Werken der Kollegen. Südfrankreich sagt sogar ihr zu. Sie findet nichts auszusetzen. Außer den unbequemen Schuhen – und der Tatsache, dass Mack ein schlechter Fahrer ist. Warum lässt er nicht sie ans Steuer? Sie fährt flott. Obwohl sie kaum etwas sieht. Hochgradig kurzsichtig. Zu eitel, eine Brille zu tragen. Lieber kneift sie die Augen zusammen, klebt mit der Nase an der Windschutzscheibe. Auch Mack hat schlechte Augen, jedoch optisch korrigiert. Durch dicke Gläser, die er nur zum Schlafen abnimmt. Sein Gesicht wirkt dann irgendwie nackt. Ungewohnt. Die Brille ist Bestandteil seiner Physiognomie. Wie Mund, Nase, Kinn. Die Pfeife übrigens ebenso. Die immer zwischen den Lippen klemmt. Sogar beim Autofahren.

Überlandfahrten. Tage am Strand. Ein wenig im Mittelmeer planschen. Der neue weiße Badeanzug kleidet Linda vorzüglich. Schade, dass Franz einsame Strandabschnitte bevorzugt. Wo keiner sie sieht. Keine anderen Frauen neidvoll blicken, keine Männer begehrlich. Sie könnte, wenn Franz ausnahmsweise wie ein Walross das Wasser durchpflügt – oder nein, eher wie ein Böcklinscher Triton, ein Wassermann mit Fischschwanz, der aus dicken roten Backen Fontänen bläst –, wenn also Franz gerade schwimmt, könnte sie den jungen Mann auf dem gestreiften Handtuch bitten, ihr den Rücken einzucremen. Ihre empfindliche Haut rötet sich bereits. Leider ist der Strand menschenleer. Und Franz, wie immer, nicht zur Stelle, wenn man ihn braucht. Mit Absicht. Er will sie ärgern. Will, dass sie einen Sonnenbrand bekommt. Die ganze Nacht keinen Schlaf findet. Weil der Rücken schmerzt. Sie versucht es mit Zeichen. Er reagiert nicht. Bewegt sich weiter weg vom Strand. Sein Hinterkopf, ein kleiner dunkler Punkt auf der Wasserfläche. Er

sieht sie nicht, er hört sie nicht. Sie muss sich verrenken, um zumindest die erreichbaren Rückenpartien zu schützen. Die Dose rutscht aus den klebrigen Fingern, fällt zu Boden. Wie ungeschickt! Überall Creme mit Sand. Hässliche gelblichbraune Spuren am Badekostüm. Die sich bestimmt nicht herauswaschen lassen. Merde! Franz muss ihr einen neuen Anzug kaufen. Und neue Creme. Und ein neues Strandtuch. In der Boutique am Hafen hat sie einen gesehen. Ganz wenig Stoff, in Falten drapiert und von goldenen Metallgliedern gehalten. Wie eine antike Göttin! Wenn sie aus dem Wasser steigt, zeichnet sich der Körper unter dem nassen Gewebe ab. In allen Einzelheiten. Quasi nackt. Sie muss sofort in die Stadt. Sonst schnappt ihr eine andere das begehrte Stück vor der Nase weg. Anschließend zurück an den Strand. Aber an einen belebteren. Wo die aufreizende Badekleidung ihre Wirkung entfaltet.

Gern würde sie abends in eines jener Tanzlokale gehen. In denen Franz sich immer langweilt, weil er nicht tanzt. Sie ginge lieber allein. Doch er will sie unbedingt begleiten. Gönnt ihr keinen Spaß. Wie denn auch, mit diesem Anhängsel. Wie eine Bohne auf dem Barhocker, mit Pfeife und Whiskeyglas, lässt er sie keine Sekunde aus den Augen. Keine Vorhaltungen. Höchstens: „Wir gehen wohl besser ins Hotel. Du hast ein bisschen viel getrunken." Oder: „Wir wollen doch morgen etwas zeitiger aufstehen, damit wir zum Déjeuner in Nîmes sind?" Nicht sie, er möchte sein Mittagessen pünktlich in Nîmes einnehmen. Sie will in der Bar bleiben – ohne ihn. Tanzen, lachen, flirten. Sehen, was sich ergibt. Mit einem Mann die Nacht verbringen. Ausschlafen. Gemeinsam im Bett frühstücken. Franz nimmt das „petit déjeuner" im Frühstücksraum. Er hasst Krümel im Bett. Ärgert sich jedoch, wenn er seinen „café au lait" allein trinken muss. Weil sie sich noch schminkt. Ist das frühe Aufstehen nicht Zugeständnis genug? Wenn es nach ihr ginge, läge man im genussvollsten Vormittagsschlaf. Doch er wird unleidlich und verbreitet Unruhe. Bis es mit ihrem Schlaf vorbei ist. Und sie sich freiwillig erhebt. Natürlich sieht sie grauenvoll aus. Nach der viel zu kurzen Nacht. Mit viel zu vielen Drinks. Eine „Bloody Mary" bringt sie ins Gleichgewicht. Und viel Make-up. Man sollte zum Friseur gehen, an einem solchen Tag. Franz drängt zum Aufbruch. „Du kannst

in Nîmes zum Coiffeur gehen. Nach dem Déjeuner. Wenn ich Siesta halte." Wer möchte das nicht? Sie fühlt sich so müde.

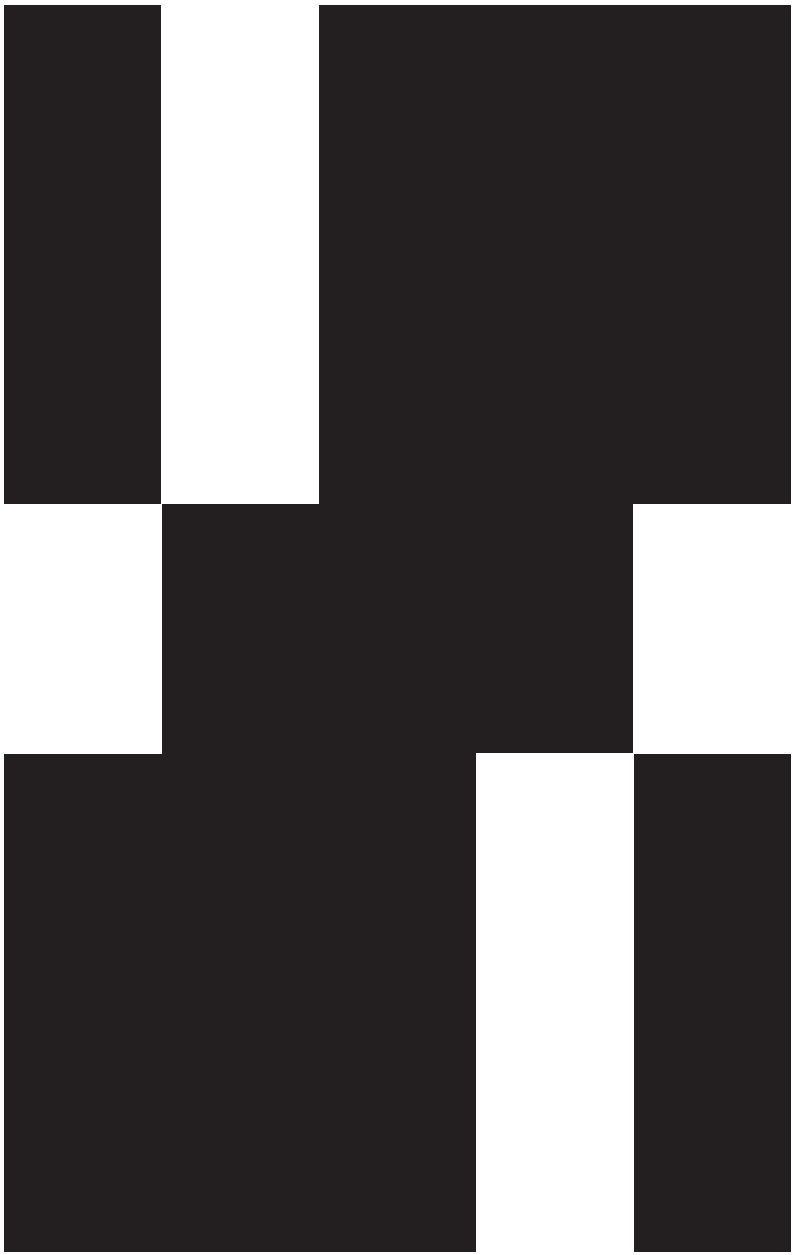
„Schlaf doch im Auto", empfiehlt Franz. Damals noch nicht „der Mann". Sie nennt ihn zwar nicht beim Namen, doch sie denkt ihn wenigstens. Noch herrscht morgendliche Kühle, obwohl es schon auf Mittag zugeht. In den Alleen. Gepflanzt, um Napoleons Heer Schatten zu spenden. Angenehmes Marschieren. Beim Autofahren erweist sich der ständige Wechsel von Licht und Schatten als irritierend. Trotzdem könnte Franz Gas geben. Sonst kommen sie erst am Abend an. Sind das Pappeln? Franz weiß es nicht. Botanik ist nicht sein Metier. Auch der Baedeker gibt keine Auskunft. Sie vertieft sich in die Sehenswürdigkeiten von Nîmes. Liest laut vor. Maison Carrée, Amphitheater … Franz will unbedingt zum Pont du Gard. Römische Ingenieurkunst fasziniert ihn. Als studierter Architekt. Linda kann dem nichts abgewinnen. Nur ein kleiner Abstecher. Irrtum. Linda weiß es besser. Ein beträchtlicher Umweg. „Wollten wir nicht zum Déjeuner in Nîmes sein?" – „Das schaffen wir sowieso nicht mehr, weil du immer im Bad herumtrödelst. Wir suchen einen Landgasthof, essen dort, fahren anschließend zum Pont du Gard und sind abends in Nîmes." – „Ja, in der größten Mittagshitze mit vollem Magen! Eins sage ich dir, ich bleibe im Auto. Meinetwegen kannst du durch die Macchia kriechen. Meinst du, ich hole mir einen Sonnenstich? Sonnenbrand habe ich bereits. Weil du mich nie eincremst!" – „Immer bin ich an allem schuld." – „Wieso? Ich bin doch schuld. Weil ich nicht fertig werde." Frostiges Schweigen. Der so genannte Landgasthof, den man nach langem Herumirren auftut, überzeugt nicht gerade durch seine Küche. Kurzum, das Essen ist ungenießbar. Was die Stimmung nicht hebt. Franz ist das Interesse an antiken Wasserleitungen vergangen. Trotzdem macht er den Umweg. Aus Prinzip. Ja, er verweilt sogar besonders lang, um sie warten zu lassen. Die pralle Sonne tut ihm nicht gut. Er verspürt Kopfschmerzen. Auf der Weiterfahrt sprechen beide kein Wort. Nicht einmal das Nötigste. Dass Franz die falsche Abzweigung wählt. Soll er doch sehen, wie weit er kommt. Ohne ihre Hilfe. Sie tut so, als ob sie schliefe. In Nîmes muss sie unbedingt Zigaretten besorgen. Sie hat den gesamten Vorrat geraucht, während sie auf Franz wartete.

Es ist spät. Bestimmt findet man um diese Zeit keine halbwegs komfortable Bleibe mehr. Ein Blick in den Spiegel. Die Frisur – oh je! „Du hast doch erklärt, ich könne in Nîmes zum Friseur gehen. Nach dem Déjeuner. Wenn du schläfst." Sie kann es sich einfach nicht verkneifen. Der sinnlose Abstecher brachte den gesamten Zeitplan durcheinander. Aber er musste ja unbedingt diesen Aquädukt anschauen. Auch nur ein Haufen alter Steine. So etwas sieht man überall. Während sie frühestens am nächsten Morgen zum Friseur kommt. Wie den Abend überstehen? Mit den Haaren? Soll er allein essen gehen. Sie bleibt auf dem Zimmer. Falls sich eines findet. Mit einem ausreichenden Vorrat an Zigaretten und ein paar Drinks. Der Appetit ist ihr ohnehin vergangen. Und er wird sich ärgern, ohne Gesellschaft speisen zu müssen. Er hat es nicht anders verdient. Morgen, nach dem Friseurbesuch, wenn sie wieder präsentabel ist, wird sie einkaufen gehen. Sie braucht unbedingt etwas Neues. Die Sehenswürdigkeiten können warten. Der Kunstkram interessiert sie nicht im Geringsten. Immer das Gleiche. Römische Bögen, romanische Kapitelle, gotische Kreuzblumen, Renaissanceloggien. Die wiederum aussehen wie antike Wasserleitungen. Museen mit den überall gleichen Tafelbildern, Leinwandbildern, Kleinplastiken, Monumentalplastiken, in Bronze, in Marmor, in Gips, Terrakottareliefs, gelb-blaugrün. Kirchen mit Portalplastik oder Freskenzyklus. Kreuzeslegende, Zinsgroschen, Franziskuslegende. Dieser christliche Quatsch. Der antike ist auch nicht viel besser. Die haben ebenfalls ihr Personal, das immer wiederkehrt. Sich permanent wiederholt. Mit einem Wort: öde.

Sie hat einige Semester Kunstgeschichte belegt. Damals in Wien. Ein paar Semester Jura ebenfalls. Um bei der Philosophie zu bleiben. Mit den Nebenfächern Germanistik und Psychologie. Lange her. Die Kunsthistorie hat sie von Anfang an gelangweilt. Immerhin, es gibt Menschen, die dieses Studienfach wählen, mit Doktortitel abschließen. Wozu? Um zu kellnern oder, wenn man Glück hat, an einem öden Museum unterzukommen? Wie Ernst Wiesner. Für sie undenkbar. Aber Ernst und Dodi tendierten schon immer zum Spießigen. Daran ändern die Paris-Aufenthalte nichts. Oder Ernsts Gedichte. Waren die putzig! Simon und sie amüsierten sich köstlich. Über seinen Dilettantismus. Er nahm das Dichten furchtbar wichtig. Zum Totlachen. Unser George für Arme,

nannte ihn Simon. Weil er sich um einen weihevollen Ton bemühte. Vollkommen démodé. Solche Gedichte kann man wirklich nicht mehr lesen. Nach dem Krieg. Für seine Freunde schrieb er sie zu allem Überfluss ab. Von Hand, in Schönschrift, auf Bütten. Modell 1900. Das hätte Simon ihm begreiflich machen müssen. Aber der hat ihn zu allem Unglück darin bestärkt. Obwohl er hinter Ernsts Rücken spottete. Simon konnte überraschend boshaft sein. Aber offen hat er es nie ausgesprochen. Hatte stets im Hinterkopf, dass Leute wie Ernst oder andere irgendwann recht nützlich werden. Da heißt es, Vorsicht! Damit der so genannte Freund nicht über Dritte erfährt, was der liebe Simon über ihn denkt. Glücklicherweise kommt so etwas selten vor. Das muss ein absolut übel wollender Mensch sein, der so etwas publik macht. Seien wir ehrlich. Schriftsteller sind auch nur Menschen. Wer macht sich nicht mit Vergnügen über Abwesende lustig? Na also! Mal trifft es den einen, mal den anderen. Überempfindlichkeit ist fehl am Platz. Indiz für mangelnde Souveränität.

Sogar Simon verhält sich zuweilen seltsam. Kaum nachvollziehbar, die Aufregung über diese obskuren Plagiatsvorwürfe. Das hat ihn ganz aus der Bahn geworfen. Seine Reaktion – absolut unverhältnismäßig. Vielleicht bereits seiner psychischen Erkrankung geschuldet? Wie dem auch sei – jeder bedient sich bei anderen. Eine ganz alltägliche Sache. Warum sollte man das dramatisieren? Nur weil eine hysterische Dichterwitwe behauptet, Simon habe ihren Gatten bestohlen. Geistig. Ein paar übel wollenden Literaturkritiker spielen die Angelegenheit hoch, um ein Skandälchen daraus zu machen. Das tangiert keinen. Ein Sturm im Wasserglas. So etwas ignoriert man. Je weniger Bedeutung man dem Ganzen beimisst, desto rascher flaut die Aufregung ab. Heute échauffiert sich das Feuilleton über A, morgen über B. Das wissen wir doch. Man braucht nur Geduld, um es auszusitzen. Simon hat leider alles falsch gemacht, was man falsch machen kann. Befremdlich! Bei einem so klugen Taktiker. Reagierte regelrecht panisch. Gewiss, man kennt die Hintergründe nicht. Der Kontakt ist nicht mehr der engste. Sporadisch. Weihnachtsgrüße von Linda und Franz an Simon, Geneviève und Gustave nebst Geschenken. Und umgekehrt. Gegenseitige Besuche sind geplant, werden nicht realisiert. Etwas kommt immer dazwi-



schen. Die Plagiatsaffäre bringt jede Kommunikation zum Erliegen. Simon fordert tatsächlich von den Freunden öffentliche Stellungnahme zu seiner Verteidigung. Lächerlich. Weiß er nicht, dass derartige Aktionen alles noch schlimmer machen? Eine Geschichte, an die sich unter normalen Umständen bald keiner mehr erinnert, zum Skandal eskalieren lassen? Ihm ist nicht zu helfen.

Wie denn auch? Hat er ihr geholfen? Nein, er hat sich verweigert. Beim Treffen der Rotunde. Im Frühjahr 1952 an der Nordsee. Ihre erste Einladung. Um die sie kämpfte. Eine außerordentliche Auszeichnung. Ein literarischer Ritterschlag. Aufnahme in den erlesenen Kreis. Darüber hinaus erwirkte sie eine Einladung für Simon. Es hätte so schön werden können. Im Kurhotel am Meer. Geselliges Zusammensein. Literarische Anerkennung. Und Linda, die sich nun bereit fühlt für Simon. Vergessen die Szenen in Paris. Sie will ihn heiraten. Leider entwickelt sich alles ganz anders. Ihr Erfolg, sein Verriss. Sie erfährt, dass er längst mit einer anderen zusammen lebt. Die er später heiratet. Ein Schock. Erst der Jubel über ihre Gedichte, dann die Absage. Sie bleiben Freunde. Linda bemüht sich nach Kräften, sein Werk publik zu machen. Sie, die nicht das Glück hat, in eine adelige Familie einzuheiraten. Die sich ihr Leben lang abmühen muss. Die oft nicht weiß, wie sie die Miete bezahlen soll. Die sich für alle einsetzt, selbst wenig Unterstützung erfährt. Diese Männer! Immer die falschen! Was nimmt man nicht auf sich? Ihretwegen.

Die Frau als Opfer der Männer. Mörder, die keine Spuren hinterlassen. Die heimlich morden. Durch unterlassene Hilfeleistung. Zulassen, dass der Süchtige zu Schnaps oder Tabletten greift, ihm diese gar beschaffen. Obwohl sie wissen, dass es ihn umbringt. Allerdings kann auch die Verweigerung des Suchtmittels töten. Doch das reflektiert Linda Lachner nicht. Sie erfindet immer raffiniertere Todesarten. So ausgeklügelt, dass sie abstrus wirken. Nun könnte der Eindruck entstehen, ein hypersensibles Wesen wie Linda sei leicht zu töten. Ein falsches Wort, eine falsche Geste. Das bringt sie nicht um. Mag sie noch so empfindsam tun, die reale Person entpuppt sich als ausgesprochen tough. Rückschlüsse vom Werk auf die Person erweisen sich wieder einmal als problematisch.

Das Geschriebene als Wunschbild oder Zerrbild. Je nach dem. Der Schriftsteller arbeitet sich daran ab. Positiv oder negativ. Mit der eigenen Person hat das herzlich wenig zu tun. Allenfalls mittelbar. Wenn Biographisches, dann umgestaltet. So, dass keine Rückschlüsse möglich sind. Zuweilen nimmt das Privatleben derart öffentliche Züge an, dass nichts mehr zu verbergen ist. Jeder Leser die Anspielungen sofort versteht. Durch die Medien wird der Schriftsteller zur Marke. Sein Leben erfährt mehr Aufmerksamkeit als das Werk. Es wird Alleinstellungsmerkmal. Die Differenz zwischen Kulturprodukten und banalen Gegenständen des täglichen Gebrauchs wird nivelliert. Beides sind Waren.

Früher empfand Linda Lachner zuweilen das, was sie zu Papier brachte, als banal. Fragte sich, ob man etwas derart Belangloses, etwas weit unter Niveau, überhaupt veröffentlichen dürfe. Doch sie vernichtet die Entwürfe, ordentlich getippte Schreibmaschinenseiten, nicht. Archiviert sie. Irgendwann wird sie darauf zurückgreifen. Später. Gar nicht so übel. Warum soll man das nicht veröffentlichen? Die Reaktion der Kritiker? Nicht anders als sonst. Gemäkelt wird immer. Jedoch an anderem. Den meisten war sie als Lyrikerin sympathischer. Fassbarer. Eindeutiger. Über Gedichte lässt sich trefflich dozieren. Sie sind überschaubar. Man braucht nicht viel zu lesen. Als Rezensent. Obwohl? Welcher Kritiker liest den gesamten Roman? Oder welcher Lektor? Bei Prüfung des Manuskripts. Später der Korrektor. Gezwungenermaßen. Zunächst jedoch: Gliederung, falls vorhanden, Anfang, Schluss, einige Stichproben. Eine knappe Inhaltsangabe des Autors erweist sich als hilfreich. Oder wenigstens eine kurze Erläuterung seiner Intention. Gewissermaßen eine Poetologie in eigener Sache. So vermeidet man dumme Klappen- oder Rückseitentexte, ignorante Rezensionen. Der Text wird gern übernommen. Manchmal ohne die geringste Änderung.

Linda Lachners Prosa erweist sich leider als Problemfall. Man findet kaum brauchbare Erläuterungen. Was sie über die Texte schreibt, klingt ebenso nebulös wie diese selbst. Stilisierung oder Unfähigkeit? Sie zitiert häufig. Mit Anführungszeichen und ohne. Versteht es, Seiten zu füllen. Wer fragt nach dem Sinn? Roman, Erzählung, Poetikvorlesung – klingt

alles ähnlich. Irgendwie bekannt. Kein guter Bekannter, sondern ein nervtötender Zeitgenosse, der einen nicht in Ruhe lässt. Auf den man stößt, wenn man es am wenigsten erwartet. Den man nicht mehr loswird. Dessen dummes, besserwisserisches Geschwätz gereizt macht. Der sich selbst für außerordentlich gescheit hält. – Keiner von den Dummen, die um ihre Dummheit wissen und schweigen. – Der zu jedem Thema seine Meinung äußert. Die keiner hören will. Der den Gesprächspartner nie zu Wort kommen lässt. Der seine immer gleichen Platituden bei jeder Gelegenheit vorträgt, als ob es sich um die neueste Erkenntnis handelt. Der sich beleidigt zeigt, wenn man ihm nicht die gebührende Aufmerksamkeit zollt. Der gern schlecht spricht über Abwesende. Der an keinem ein gutes Haar lässt. Der versucht, die Menschen aufzuhetzen. Sie gegeneinander ausspielt. Ein aufdringliches Individuum, das man nach Möglichkeit meidet.

Die Schriftstellerin beurteilt das gewiss nach anderen Maßstäben. Vermutlich merkt sie es überhaupt nicht. Sonst wären die Texte anders formuliert. Nicht immer die gleichen Personen, Ereignisse, Handlungen, Schauplätze. Die hölzern daherkommen. Irgendwie konstruiert. Keine Authentizität. Wie aufgepfropft. Oder auswendig gelernt. Etwas, das man sich mühevoll aneignet. Um eines gewissen Effekts willen. Wie man gesehen werden möchte. Wie man erscheinen will. Ein Lebensstil wird usurpiert. Man spürt, dass die Aneignung eine gewollte, eine willkürliche ist. Keine Identität stellt sich ein. Ein Mangel, den die Schriftstellerin nicht schönreden kann. Mag sie sich noch so sehr bemühen. Es gelingt ihr nicht. Weil sie nur vom Detail her argumentiert. Weil sie Einzelnes aneinanderfügt, mit permanenter Wiederholung arbeitet, ohne zu wissen warum. Zu welchem Zweck. Sie schiebt Puzzleteile hin und her. Doch es entsteht kein Bild. Nur immer gleiche Teilchen in jeweils minimal modifizierter Anordnung. Additiv ohne Synthese.

Sie lässt sich leicht ablenken. Wenn sie sich ausnahmsweise im Arbeitszimmer aufhält, wo keiner sie stören darf, so nur, weil sie nichts Besseres vorhat. Keinen Friseurbesuch, keinen Einkaufsbummel, keine Spazierfahrt, keine Verabredung. Sie legt eine Platte auf. Raucht. Trinkt. Liest

ein paar Seiten. Macht ein paar sinnlose Notizen. Sie sammelt Notizen. Tausende von Schreibmaschinenseiten. In Ordner abgeheftet oder lose in Mappen. Sie bewahrt alles auf. Die Konzentration fällt schwer. Sie blickt aus dem Fenster. Stürzt in die Küche zu Paola Grassi. Die Fenster müssen geputzt werden. Sofort. Sie packt selbst mit an, um die Kommode zu verrücken. Bei dieser Gelegenheit erinnert sie sich, dass sie seit langem die Möbel umgruppieren möchte. Paola schlägt vor, auf den Hausmeister zu warten. Kommt nicht in Frage! Die Signora will es jetzt. Man kann die schweren Teile schieben. Zu zweit. Wenn man die Bücher aus den Regalen räumt, lassen sich diese problemlos verrücken. Meint sie. Und beginnt voller Enthusiasmus.

Zwei Stunden später ist die Lust verflogen. Das Zimmer ein Chaos. Überall stapeln sich Bücher. Möbel mitten im Raum. Hässliche Schleifspuren auf den Dielen. Bücherstaub in der Luft. Linda Lachner, total entnervt, rettet sich ins Bad, überlässt die Verwüstung der Haushälterin. So oder ähnlich verlaufen die meisten Anläufe zu geregelter Arbeit. Kaum sitzt sie am Schreibtisch, entdeckt sie etwas, was dringend zu erledigen ist. Von Paola Grassi. Oder ihr fällt ein, dass sie diesem oder jenem Bekannten noch einen Anruf schuldet. Oder dass sie unbedingt einen Termin bei „Antonio“ vereinbaren sollte. Schneiden und Färben. Kein Termin mehr am späten Nachmittag? Ausgebucht? Die Rezeptionistin weiß anscheinend nicht, mit wem sie es zu tun hat? Da muss sie mit dem Chef ein ernstes Wort reden. Dem das ausgesprochen peinlich ist. Er entschuldigt sich wortreich. Lisa sei neu im Salon. Und Giovanna? Schwanger, aha! Will aber zurückkommen. So, so. Die Schwiegermutter wird sich um das Kind kümmern. Umso besser. Diese Lisa ist einfach unfähig. Wenn sie denkt, eine Linda Lachner habe es nötig, um einen Termin zu betteln.

Antonio kann sich glücklich schätzen mit seiner prominenten Kundin. Schließlich macht er Werbung mit. Wollte unbedingt ihr Konterfei im Schaufenster präsentieren. Mit langem Haarteil. Haare bis zur Taille. Das eigene streng zurückgenommen, das künstliche mit einem Reif angesetzt. Dazu riesige auffällige Ohrringe. Und ein Seidensatinkleid. An die Farbe kann sie sich nicht erinnern. Hell. Vielleicht silbrig glän-

zend? Mit kurzen Ärmeln und Gürtel. Irgendwie hemdblusenmäßig vorne geknöpft. Eines jener Kleider, für die man drei Wochen fasten sollte, damit nichts spannt oder kneift. Was man auf dem Foto bei Antonio glücklicherweise nicht erkennt, weil der Fokus auf dem Kopf liegt. Auf anderen Bildern wirkt sie darin etwas plump. Meint Klaus. Aber der ist bekanntermaßen sehr kritisch. Andere Frauen tragen das auch, ohne sich Gedanken über Speckpölsterchen zu machen. Mal ist man dicker, mal schlanker – wen kümmert das?

Keine Zweifel an der eigenen Attraktivität! Sie will auffallen. Das Modischste, das Teuerste, das Glänzendste. Aufmerksamkeit um jeden Preis. Sie schreckt vor nichts zurück. Immer Neues, immer Anderes. Kein Stil, sondern zu viele Stile. Was heißt Stil? Wer im Licht steht, muss auffallen. Das erreicht man nicht durch Stil und guten Geschmack. Sondern durch Provokation und Skandal. Eben das, was die Medien erwarten. Zumindest die Medien, die Linda Lachner konsumiert. Beim Friseur. Oder sonst wo. Regenbogenpresse, Yellow Press, Boulevardblatt. Bezeichnungen für ein und dasselbe Phänomen. Die Lust am Voyeurismus. Die Linda Lachner gern bedient. Sie findet nichts dabei, öffentliche Person zu sein. Eher damit, es nicht mehr zu sein. Bedenklich, wenn ihr eines Tages kein Papparazzo mehr auflauert. Wenn keiner sie erkennt. Als große Dichterin.

„Hör dich ein, mit dem Mund“, raunt einer. Wer ist es, der da spricht? Der da ruft aus den Wassern. Der bei der Fremden liegt. Der ertrunken ist. Beim Transport. Lippe schweigt es zu Ende. Wir müssen wahre Worte finden. Wenn die Wahrheit dem Menschen zumutbar ist. Worte, gedankenschwer. Bedeutungsschwanger. Gesegnet mit Sinnlosigkeit. So wohlklingend. Versprechen viel. Leben im Möglichen. Leben von Andeutung. Wecken Sehnsüchte. Spielen mit Vorstellung. Erschaffen Illusion. Gegenwelt. Versprechen alles und halten nichts. Zerfließen zwischen den Fingern. Wie Gletschereis. Zerfließen und lassen nichts zurück. Rinnen dahin wie die Zeit. Ihr Uhren ungezählt. Die Zeit, ein seltsam Ding. Überall Uhren. Tief in uns. Hörst du sie ticken? Getauscht, um getröstet zu sein. Lies, Sieglinde, lies. Schweigen.

Er versteht es einfach. Das Dichten. Alles fällt ihm zu. Simon. Linda übernimmt manches. Ihr fehlt Geschmeidigkeit. Der rechte Ton. Die preziöse Vokabel. Ihres gerät eher ins Derbe, Holzschnitthafte. Postexpressionsimus. Sie klebt am Semantischen. Schafft den Sprung nicht. Das kann doch nicht so schwer sein? Durchschaut sie Simons Methode nicht? Oder liegt es daran, dass sie meint, eine Botschaft vermitteln zu müssen? Das behindert den lyrischen Fluss. Gedichte sind Formgebilde, keine „Botschaften des Regens". Paradoxerweise hat Linda Lachner keine Botschaft. Nur den fatalen Hang zu Statements, die in der Lyrik nichts zu suchen haben. Wer solches anstrebt, sollte politische Agitationstexte schreiben, vorgetragen zur Klampfe. Mancher hat damit Erfolg. Will aber nicht so recht passen. Zu Linda Lachners Lebensentwurf. Dieses Schmuddelmilieu. Lila Latzhosen und verfilzte Rastalocken entsprechen nicht ihrer Vorstellung von Glamour. Gewiss jedoch wäre sie dabei gewesen, als die Mode schließlich die Trends von der Straße aufgriff, weil den Couturiers nichts mehr einfiel. Weil jeder historische Modestil bereits zigfach neu interpretiert worden war. Die kostspieligen Luxusversionen hätten ihr gewiss zugesagt.

Wäre Linda Lachner in ein anderes Milieu hineingeboren worden, hätte aus ihr eine Filmschauspielerin werden können. Im kleinbürgerlichen Lehrerhaushalt ein Unding. Geistiges genießt hohe Wertschätzung. Egal, was man darunter versteht. Der Vater ist stolz auf seine Älteste, die schreibt. Erzählungen, sogar ein Drama in Versen. Schreiben als Beruf? Eher nein. Abitur, Studium. Vielleicht Lehrerin am Gymnasium? Etwas Solides. Mit sicherem Einkommen und Altersversorgung. Mit viel Glück eine Universitätslaufbahn. Die Mutter hofft auf Heirat und Enkel. Sieglinde erfüllt die Erwartungen. Nicht ganz. Keine Hochzeit. Auch keine Universitätslaufbahn. Nicht ihre Schuld. Sie hätte ja gern. So wird Schreiben doch zum Beruf. Ganz gegen die eigene Intention. Versuche im Gesicherten scheitern. Beim Funk in Wien. Und später in München. Es funktioniert nicht. Sie schafft es nicht. Wird ihren Ansprüchen nicht gerecht. Nicht so ein glanzloses Dasein! Sie ist süchtig nach Erfolg, nach gesellschaftlicher Anerkennung. Kann sich nicht einfügen in die normale Angestelltenexistenz. Mit festen Arbeitszeiten, wenig Freizeit, wenig Urlaub, mäßigem Einkommen, sinnloser

Tätigkeit. Fremdbestimmt. Für diese Art von Leben ist sie auf ewig verloren. Zu spät! Als Künstlerin schlägt man sich nicht mit Alltäglichkeiten herum. Man ist zu Höherem berufen. Hat Wichtigeres zu tun.

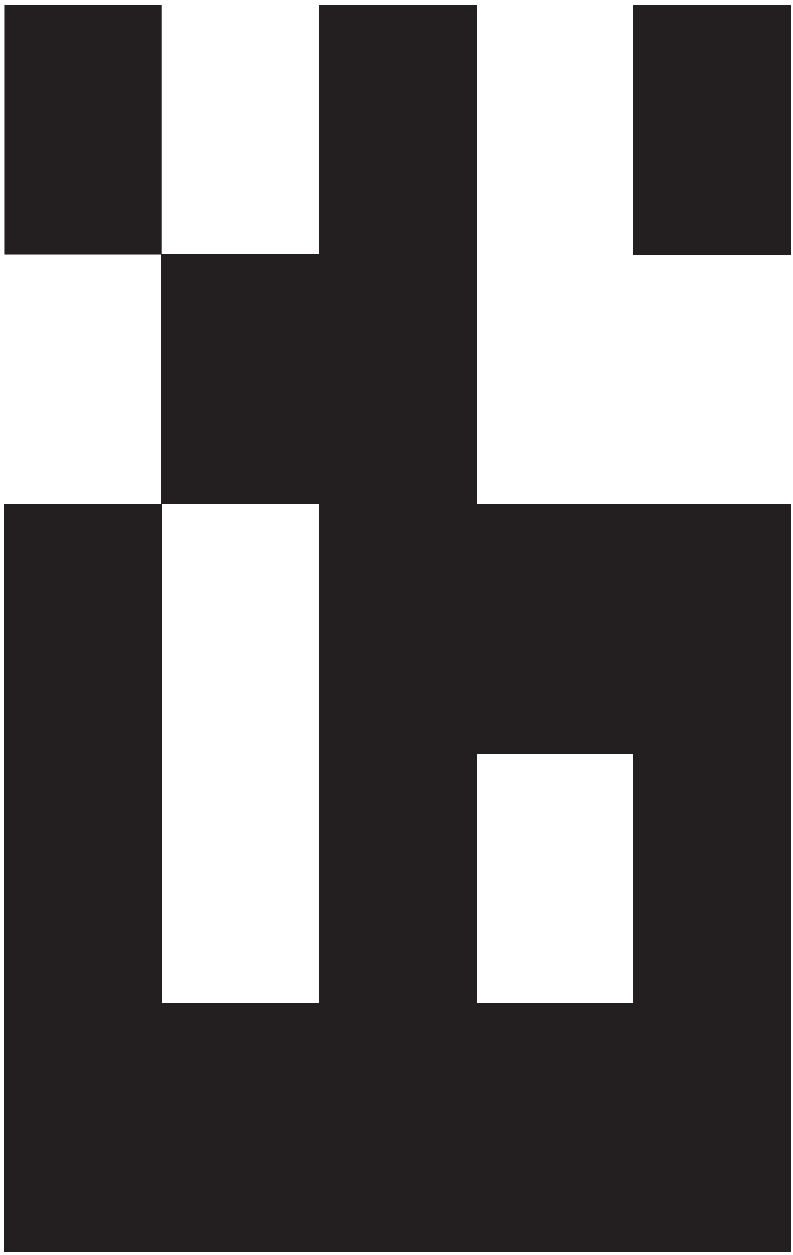
Heiratsanträge? Mindestens zwei. Denn ob Ulrich Schäfer seinerzeit wirklich willens war, weiß man nicht. Aber Klaus. Eine Scheinehe. Er hat sich bald eines Besseren besonnen, das Angebot zurückgezogen. Und Franz Mack. Nach erster Trennung und seiner schweren Krankheit. Sie lehnt ab. Nicht nachvollziehbar, denn eigentlich will sie genau das. Bürgerliche Existenz, materielle Sicherheit durch Eheschließung. Vermutlich zu hoch gepokert. Der Antrag wird nicht wiederholt. Drei Jahre später – Trennung. Für sie die Katastrophe schlechthin. Kein Happy-End im Bürgerlichen. Sie muss weiter schreiben. Obwohl sie es satt hat. Sie ist dieses Daseins überdrüssig. Welch hohe Erwartungen hatten sich damit verbunden? 1953, als sie mit dem Preisgeld der Rotunde auf dem Konto beschloss, in Italien als freie Schriftstellerin zu leben. Sie fühlte sich so stark, als sie beim Sender kündigte. Die verständnislosen Blicke der Kollegen. Wie kann man in unsicheren Zeiten eine solche Stelle aufgeben? Die werden es nie begreifen! Spießer eben. Wozu sich Gedanken machen um die Zukunft? Sie hat das Preisgeld. In Italien lebt man billig.

Was dann geschieht? Man wird sehen. Irgendetwas ergibt sich immer. Sagt Klaus. Er wohnt bereits einige Zeit dort. Lebt gut als freier Künstler. Warum nicht auch sie? Klaus versteht es, ihr den Umzug schmackhaft zu machen. Das angenehme und preiswerte Leben, seine Verbindungen. Durchaus nach ihrem Geschmack. Weg aus dem zerstörten Nachkriegs-Wien. Das ihr nichts mehr bietet. Lieber Italien als Deutschland. Wenn schon nicht Paris. Wenn andere Träume zerplatzen. Eine Verbindung mit Simon Nalec, die Universitätslaufbahn. Nicht einmal ein Auslandsstipendium. Die Wissenschaftskarriere? Vergeudete Zeit, Philosophiegeschichte zu betreiben, sich gar mit einer Habilitation herumzuschlagen, wenn man mit ein paar Versen solchen Erfolg haben kann. Im Herbst erscheint ihr erster Gedichtband „Die geschundene Zeit“. Bei der BVA in Stuttgart. Die Rundfunkanstalten zeigen sich spendabel. Dreihundert Mark – eine Menge Geld für ein Gedicht. Wer im Überfluss lebt,

denkt nicht an die Zukunft. Am wenigsten Linda Lachner. Mit dem ihr eigenen Geltungstrieb. Im Bewusstsein der eigenen Einzigartigkeit. Das sie bereits als Heranwachsende zu kultivieren wusste. Irgendwann kommen härtere Tage. Und das Erstaunen ist groß. Man will es nicht wahrhaben. Dass kein Geld mehr fließt. Obwohl man sich nicht anders verhält als sonst. Obwohl man nicht anders schreibt als bisher. Eben. Sie kann gar nicht anders. Allein, der Literaturgeschmack hat sich gewandelt. Andere Texte sind gefragt. Bitte keine Gedichte mehr! Die Verlage verlangen Prosa. Aber wie? Die Herstellung von Gedichten fiel leicht. Es gab genügend Vorbilder, die man nachahmen konnte. Man zog sich auf die Vielfalt der Assoziationsmöglichkeiten zurück. Jeder durfte das herauslesen, was er sich vorstellte.

Zunächst versucht sie es mit Hörspielen. Hörspiele sind im Kommen. Sie werden in Massen produziert. Doch auch der Trend ebbt rasch ab. Immerhin – einem Hörspiel verdankt sie den Kontakt mit Franz Mack. Was sie im Nachhinein freilich als Unglück werten wird. Mack verfasst keine Hörspiele, sondern Dramen. Er braucht sich nicht mit Kleinkram abzugeben. Konzentriert sich auf jene Sparten, die wirklich Geld bringen. Und literarisches Ansehen. Aber das ist sowieso meist gleichbedeutend. Während mancher Schriftsteller eher bescheiden sein Leben fristet mit dem, was seine Hörspiele einbringen, garantieren die Mackschen Stücke einen gehobenen Lebensstil. Jede Aufführung spült erneut Geld auf das Konto des Autors.

Ein positiver Effekt, den Linda Lachner ebenfalls schätzen lernt. In Bezug auf die Libretti, die sie für Klaus schreibt. Regelmäßige Zahlungen, für die man nichts mehr zu leisten braucht. Wesentlich mehr, als man von Buchtantiemen erwarten darf. Die Verlage werden zunehmend knauseriger bei der Honorierung der Autoren. Das beständige Gejammer über horrende Gemeinkosten auf den Lippen, rücken sie nurmehr ein paar mickrige Prozent heraus. Vom Nettoladenpreis! Oder weichen von vornherein auf Pauschalen aus, die den Autor nicht am Verkaufserfolg beteiligen. Schließen Knebelverträge, in denen sie sich alle Nebenrechte zur weiteren Verwertung sichern. Je mehr sie sich die Taschen füllen, desto lauter die Klage darüber, dass sich die Produktion



von Büchern im Grunde überhaupt nicht mehr lohne. Dass der Verlag ein Zuschussbetrieb sei, der Verleger ein Bettler, der sein letztes Hemd opfere. Für die Literatur. Die es ohne ihn längst nicht mehr gäbe. Ein wahrer Märtyrer. Der arme Verleger.

Obwohl – mit Wolfgang Suldner versteht sie sich gut. Zunächst stand sie bei Rösler unter Vertrag. In München. Wolfgang überredete sie, zu Liebig zu wechseln. Kein Problem. Man arrangierte eine kleine Verstimmung. Vertrauensgrundlage zerstört – etwas in diesem Sinn. An den genauen Anlass kann sie sich nicht mehr erinnern. Rösler ließ sie schließlich ziehen. Behielt die Rechte an den Gedichten und Erzählungen. Der erste Roman aber soll bei Liebig erscheinen. Der Plan entstand lange zuvor. Während der Schiffspassage nach Amerika. Wolfgang Suldner nahm ebenfalls an dem internationalen Sommerseminar teil. Damals noch als Vertriebsleiter. Zum Verlagschef brachte er es erst später. So lernte man sich kennen. Die Überfahrt war langweilig. Sie fühlte sich unwohl. Das schlingernde Schiff? Die stürmische See? Oder der Whiskey? Kam es bei dieser Gelegenheit zu einer Annäherung? Möglicherweise. Wer weiß? Linda Lachner entsinnt sich nur noch an den Morgen danach, als sie in ihrer Kabine erwachte. In einem Durcheinander von Kleidungsstücken und halb ausgezogenen Dessous. Leere Flaschen. Halbvolle Gläser. Ihr war erbärmlich schlecht. Kopfschmerzen. Filmriss. Keinerlei Erinnerung an den vergangenen Abend. Am Nachmittag holte Suldner sie ab. Zu einem Spaziergang an Deck. Sein Verhalten – nicht anders als sonst. Kein Anlass zum Grübeln. Schließlich tun sich nicht zum ersten Mal Gedächtnislücken auf. Kein Grund zur Scham. Sie wüsste nur einfach gern, ob etwas vorgefallen ist oder nicht. In Cambridge geht jeder seine Wege. Sie freundet sich mit einem französischen Journalisten an. Den sie später besucht. In Paris. Keine Beziehung. Freundschaft. Bis zu ihrem Tod. Mit Wolfgang Suldner ebenso.

Gedächtnislücken – dem Alkohol geschuldet. Askese ist kein Thema. Man raucht, man trinkt. Später kommen Tabletten hinzu. Nach der Trennung von Franz. Das wird zum Problem. Wegen der Synergieeffekte. Besinnungslosigkeit überwiegt. Wache Augenblicke nur noch selten. Die Frage nach geistiger Produktion stellt sich nicht mehr. Däm-

merzustand. Mit übermenschlicher Anstrengung wird ein einfacher Satz artikuliert. Motorische Ausfälle. Stürze. Prellungen. Verbrennungen. Entzugsversuche scheitern regelmäßig. Weil sie im Grunde nicht will. Selbstzerstörung. So kann sie nicht leben. Aber Simons Tat gelingt ebenso wenig. Sie klinkt sich lieber allmählich aus. Aus einer Welt, die nicht mehr die ihre ist. Einsam in Rom. Hat sie endgültig abgeschlossen – oder glimmt noch ein Funke Hoffnung? Auf Erlösung. Durch einen Mann. Wer könnte sie erlösen? Keiner. Zu spät. Die Uhren – abgelaufen.

Die Gegenwart – nicht für sie bestimmt. Sie hatte ihre Zeit. Alles fiel ihr zu. Sie machte nichts daraus. Wucherte nicht mit ihrem Pfund. Nun fragt keiner nach ihr. Das absolut Schlimmste, was ihr zustoßen kann. Sie, die von der Anerkennung der Anderen lebt. Die nicht für sich allein existieren kann. Steten Zuspruch von außen benötigt. Positive Resonanz. Das Gefühl, geliebt und bewundert zu werden. Die Sonderstellung. Nicht zu sein wie alle. Singulär. Unverwechselbar. Die Lachner. Der Star. Ewig erfolgreich. Ewig jung. Die härteren Tage kommen unerwartet. Sie ist nicht darauf vorbereitet. Lebt in den Tag hinein. Ohne an die Zukunft zu denken. Nun ist die Zukunft Gegenwart, und Linda Lachner findet sich nicht zurecht. Ignoriert sie. Das schafft Probleme nicht aus der Welt. Irgendwann kapituliert sie. Gibt sich auf. Lässt sich treiben. Betäubt sich. Um das Elend nicht denken zu müssen. Schlaftabletten, Beruhigungstabletten, Schmerztabletten. Psychopharmaka. Alkohol. Nikotin. Das sind die Weggefährten der letzten Jahre. Nicht die beste Gesellschaft. Gewiss, sie helfen vorübergehend. Schalten den Verstand aus. Machen den Kopf leer. Verdrängen unerwünschte Gedanken. Ebenso alles Positive, Produktive. Kein Schmerz, kein Glück. Keine Gefühle. Nichts. Keine Empathie. Nicht einmal mit sich selbst. Sie verletzt sich, spürt es nicht. Das ist angenehm. Und recht gefährlich.

Weiß. Sie hasst Weiß. Weiß sind die Bettbezüge in Kliniken. Weiß ist die Berufskleidung von Ärzten und Krankenschwestern. So viele Krankenhäuser und Sanatorien. Nichts konnte helfen. – Schnee. Als Kind hat sie auf dem Rodel die steilsten Abhänge bezwungen. Die Schwester

klammerte sich fest. Angsthase! Sieglinde ist mutig. Kennt keine Angst. Skitouren mit dem Vater. Wenn sie die Verwandten auf dem Land besuchen. Die Buben bauen eine Sprungschanze. Sie traut sich. Als einziges Mädchen. Der Vater behandelt sie wie einen Sohn. Seine Älteste. Die Schwester hingegen – ein typisches Mädchen. Als der jüngere Bruder zur Welt kommt, besucht sie bereits die Untersekunda. Den Rang in der Familie wird der kleine Schreihals ihr nicht streitig machen. Sie adoptiert ihn einfach. Erklärt ihn zu ihrem Kind. Die Eltern sprechen von Eifersucht. Von feindseligen Gefühlen der Mutter gegenüber. Ob das zutrifft? Sie entsinnt sich nicht. Nur, dass sie den Bruder sehr liebt. Immer noch. Leider sieht man sich nur selten. Er lebt in London. Hat geheiratet. Eine Engländerin. Schade. Sie hat ihn umsorgt wie eine Mutter. Hat ihn nie gequält, wie ältere Geschwister das häufig tun. Half, wo immer sie konnte. Mit guten Ratschlägen für Schule und Studium.

Sogar Franz freute sich, wenn Werner sie in Rom besuchte. Er war ja kaum älter als Franz' eigene Kinder. Als er ihm die Kamera schenkte, konnte sich Werner kaum fassen vor Glück. Er hat nichts anderes mehr getan als zu fotografieren. Einige wirklich gelungene Portraitaufnahmen seiner Schwester. Selten sah sie besser aus. Liegt es am Auge des Fotografen? Oder ging es ihr gut bei Mack? Sie scheint sich wohl zu fühlen. Wirkt ruhig. Das Gehetzte, Forcierte ist aus ihren Zügen gewichen. Sie ist angekommen. Entdeckt die Stadt neu. Erkundungsfahrten mit dem Bruder. Franz braucht Ruhe. Er schließt sich selten an. Sieglinde und Werner ziehen allein los. Fast wie ein Liebespaar. Für ihn ist alles spannend. Die Großstadt. Das Leben in Italien. Das Essen, der Wein, die Architektur. Die Menschen. Manchmal treffen sie Klaus zum Abendessen. „La cena", wie Linda doziert. In einem jener volkstümlichen Lokale in Trastevere. In die sich kaum ein Tourist verirrt. Roh gezimmerte lange Refektoriumstische mit Bänken. Kein Tischtuch, keine Stoffservietten, keine Speisekarte. Erst recht nicht mehrsprachig. Das Tagesgericht wird mit Kreide auf der Schiefertafel notiert. Pasta, Kalbsschnitzelchen, Artischocken auf römische Art. Dazu offene Weine aus der Region. Man speist unter mächtigen Kellergewölben. Besser noch in einer luftigen Pergola aus Weinreben. Wohlklingendes Italie-

nisch, wohin man hört. Klaus und Linda meiden die Muttersprache. Werner wird sich das Italienische rasch aneignen, wenn er gezwungen ist, sich ausschließlich im fremden Idiom zu verständigen. Linda und Klaus sprechen geläufig. Linda wagt sich an Übersetzungen. Lyrik. Hermetismus. Wobei sie einige Kritik einstecken muss. Von den Professionellen. Das ärgert sie ein bisschen. Mit Gedichten kennt sie sich aus. Erwiesenermaßen. Mit etwas Einfühlungsvermögen kann man aus allen Sprachen übersetzen. Wie das Sprachgenie Simon Nalec. Linda hält sich einstweilen an das Frühwerk des Dichters, das etwas weniger dunkel anmutet. Das Spätwerk bleibt Simon vorbehalten. Später. Man kann aus der Beschäftigung mit fremdem Gedankengut beträchtlichen Nutzen ziehen. Für das eigene Schreiben. In mancherlei Hinsicht. Tilge Spuren, alles wird dunkel. Eliminiere sämtliche Bezugs- und Füllwörter. Vielleicht sogar die Verben. Bis auf das Substantivskelett. Das darf man mit wenigen Attributen schmücken. Nicht zu vielen, sonst gleitet es ab ins Banale. Die Aufgabe des Lesers, des Interpreten – eine forensische. Er soll das Fleisch um die Knochen rekonstruieren. Das Ergebnis muss nicht zwangsläufig mit dem Urzustand koinzidieren. Ganz im Gegenteil! Es ist ausdrücklich erwünscht, dass etwas vollkommen Anderes herauskommt. Der Interpretationsrahmen wird bewusst weit gespannt.

Bücher. Für den Schriftsteller, den Dichter als Arbeitsmaterial unverzichtbar. Bibliotheken sind lebensnotwenig. Je umfangreicher desto besser. Wände voller Bücher. In Regalen aus dunklem oder hellen Holz. In verspieltem Neobarock oder sachlichem skandinavischem Design. Regale von der Stange oder nach Maß gefertigt. Dem Raum eingepasst. Folianten hinter Glas. Archivschränke aus Metall. Ohne Bücher kein Schreiben. Die ewige Frage nach der Ordnung. Es gibt so viele Möglichkeiten. Nach Sachgruppen. Nach Ländern. Nach Jahrhunderten. Eine Mischung: Literatur, Frankreich, 19. Jahrhundert. Oder: Nachschlagewerk, Kunstgeschichte, Mittelalter. Doch wie steht es mit Überbegriff und Unterbegriffen? Mancher gliedert nach Autoren oder Titeln von A bis Z. Ein anderer nach Größe oder Farbe. Soll man Reihen zusammenstellen, auch wenn es das System konterkariert? Im Hinblick auf die Statik spielen Größe und Gewicht eine nicht unmaßgebliche

Rolle. Hohe schwere Werke unten, kleine leichte oben. Und manche Umschläge wollen partout nicht miteinander harmonieren. Mischt man gebundene Werke mit Taschenbüchern? Solche mit Schutzumschlag mit denen ohne? Oder wird der Schutzumschlag besser gleich entfernt? Und der hässliche Schuber aus grauem Karton? Antiquarische Kostbarkeiten neben billig produzierter Neuware? Andrerseits wirkt das betonte Zurschaustellen so genannter Preziosen eher unprofessionell. Zumal wenn es sich bloß um ein Faksimile handelt, das in der Vitrine hinter Glas präsentiert wird wie ein Original. Voilà – das Perikopenbuch Heinrichs IV.! Obwohl man mit Liturgischem nichts verbindet, gar nicht weiß, was ein Perikopenbuch ist. Buchmalerei. Viele bunte Bildchen. Das genügt. Dafür zahlt man gern. Auch wenn es kein Original ist.

Auch Linda Lachner tendiert zum Nachgemachten. Also zu dem, was man landläufig unter antikem Mobiliar versteht. Selbstverständlich nicht original aus der Zeit. Denn die Völker des Altertums waren spärlich möbliert. So dass man das wenige, das sich erhalten hat, inzwischen nur noch in Museen findet. Der Rede ist ebenso wenig von Einrichtungsgegenständen aus der Zeit des Mittelalters, der Renaissance, des Barock oder Rokoko, des Empire, des Biedermeier, des Jugendstil. Nein, wir sprechen von zeitgenössischen Nachbildungen derselben. Die ganz selbstverständlich den Gesetzen industrieller Massenproduktion Rechnung tragen. Billig produziert – teuer verkauft. Nicht zu teuer, sonst kauft keiner. Sondern ersteigert bei der nächsten Auktion flugs ein echtes Original. Welches weniger kostet als seine Imitation. Manches eignet sich sowieso nicht zum Kopieren. Weil es dem aktuellen Geschmack nicht entspricht. Oder weil die aufwändige Herstellung sich nicht lohnt. Komplizierte Intarsienarbeiten zum Beispiel.

Linda Lachners Bücherschränke sind zwar keine echte Antiquität, jedoch von einem römischen Schreinermeister von Hand gefertigt. Aus massivem dunklem Holz. Eigentlich ein Zwitter aus Kommode und Regal. Unten zweitürig mit Stauraum für Archivmappen. Darüber geräumige Schubladen, direkt zugänglich. Drei kannelierte Pilaster mit Kompositkapitell tragen Arkadenbögen, unter denen Bücher ihren Platz finden. Verteilt auf drei Ebenen. Unter dem verkröpften Kranzgesims und auf

Höhe der Schubladen gliedern Muschelmotive die Pseudorenaissancekomposition. Alles in allem solide, aber nicht echt. Erworben nach der Trennung von Mack. Der bevorzugt klares modernes Design. Ein Muss für jeden Architekten. Wie man Pfeife raucht, Whiskey trinkt, eine bestimmte Brillenform bevorzugt, Fliege trägt und nicht Krawatte, selten Anzug, allenfalls eine Kombination aus Tweedsakko und Flanellhose, kein Oberhemd, sondern Pullover, mit Rollkragen oder in Poloform. Manche Automarken nicht fährt. Man wohnt zeitgemäß im Neubau mit schwedischen Möbeln aus hellem Holz. Nicht zu verwechseln mit den billigen zum Selbstzusammenbauen! Und achtet bei der Auswahl der Elektrogeräte auf preisgekröntes Design. Man schwärmt für offene Räume. Kühle Materialien. Edelstahl, Chrom. Schwarzes Leder vor weißen Wänden. Schwarzweißes Action Painting. Amerikanische Farbfeldmalerei bringt Rot ins Spiel. Nichts Figuratives! Klar und streng. Minimalistisch. Ein paar Bauhausklassiker. Kunsthandwerk der Naturvölker. Peruanische Webereien, tibetanische Gebetsfahnen, indonesische Batiken. Folklore – gesammelt auf zahllosen Reisen. Duft der großen weiten Welt. Von Freiheit und Abenteuer.

Linda gibt vor, seinen Geschmack zu teilen. Doch Franz täuscht sie nicht. Ihm bleibt ihre Sehnsucht nach dem Üppigen, Weichen, Farbenfrohen, nicht verborgen. Sie kann eben nie genug bekommen. Endet oft im Überladenen. Kann nicht aufhören. In der Hoffnung, dass ein Mehr an Dekorum ein Mehr an Ausstrahlung bedeute. Also zum ausladenden Kragen, zum extravaganten Keulenärmel zusätzlich „big hair", üppiger Ohrschmuck, dickes Collier. Alles Dinge, die für sich allein wirken müssen. Die sich gegenseitig neutralisieren. Too much! Kein Fingerspitzengefühl. Dabei gibt sie sich so viel Mühe mit ihrer Erscheinung. Statt zu schreiben, vergeudet sie kostbare Zeit beim Schaufensterbummel, beim Friseur. Lang vorbei die Zeiten, in denen sie las. Die gesamte Weltliteratur. Die Philosophen von den Vorsokratikern bis Sartre. Angeblich. Inzwischen blättert sie gelangweilt in Journalen. Maria Callas, Jackie Kennedy sind ihre Vorbilder. Doch Mack ist kein Onassis. Gehobener Lebensstil reicht nicht. Wo bleibt der Luxus? Milliardenvermögen lassen sich nicht mit Literatur erwirtschaften. Privatinsel. Privatjacht. Ein regelrechtes Schiff, nicht bloß ein Ruderboot auf

dem Zürcher See. Man kreuzt im Mittelmeer. Umgeben vom Luxus eines Spitzhotels. Geht vor Anker, wo es einem gefällt. Sommer, Sonne, Champagner. Müßiggang. Keiner fragt: „Was hast du heute geschrieben? Warum hast du nicht gearbeitet? Wenn du nicht disziplinierter wirst, wird dein Roman nie fertig."

Kein Geklapper aus dem Arbeitszimmer nebenan. Das schlechtes Gewissen macht. Viel zu fleißig, der Mann. Wie ein Buchhalter, ganz pedantisch jeden Tag ein bisschen. Wenigstens ein paar Zeilen im Tagebuch. Wenn sonst nichts geht. Und mit diesem Jeden-Tag-ein-Bisschen, Zeile um Zeile, füllt er Seite um Seite. Produziert Werk um Werk. Romane, Dramen, Essays. Der schreibt und schreibt und schreibt. Wie besessen. Man kann es nicht mit ansehen. Es macht aggressiv. Sie möchte die Schreibmaschine mitsamt den beschriebenen Seiten im See versenken. Oder verbrennen. Wie sich konzentrieren unter solchen Bedingungen? Ihr Schreiben braucht Zeit, um sich zu entwickeln. Bei ihm läuft es eher mechanisch ab. Er setzt sich an den Schreibtisch, spannt ein Blatt in die Maschine, beginnt zu tippen. Zuweilen notiert er Handschriftliches. Anders bei ihr. Es kommt nichts. Ungeduld. Die Schreibmaschine nebenan, die signalisiert: Hier wird gearbeitet. Sie hält es nicht aus, verlässt die Wohnung. Unmöglich, etwas zu Papier zu bringen. Nicht einmal einen Brief. Antwort auf eine der Anfragen, die bereits Monate zurückliegen. Dieser Mann verleidet ihr das Schreiben. Besser, man schreibt überhaupt nicht mehr. Nur noch leben, genießen. Franz ist nicht geizig. Könnte aber zuweilen großzügiger sein. Ein sparsamer Schweizer. Das wird er nicht los. Nur nichts Übertriebenes. Immer mit Maß und Ziel. Man gönnt sich etwas. Angemessen. Nicht zu viel. Linda hasst das. Hat sie Geld, gibt sie es mit vollen Händen aus. Ohne an die Zukunft zu denken. Irgendwie kommt man an Geld. Man borgt sich etwas bei Freunden, wartet auf die nächsten Tantiemen.

Schriftstellerexistenzen der fünfziger und sechziger Jahre. Man versteht es, seine Schwächen, Defizite, Unfähigkeiten gewinnbringend in Literatur umzumünzen. Lauter Autisten. Nichts anderes im Kopf als die eigene unschätzbar kostbare Person. Jeder ein Gott. Neben dem es keine anderen Götter gibt. Der keinen neben sich duldet. Was ist schief gelau-

fen? Woraus resultiert die maßlose Selbstüberschätzung? Sie stammen aus normalen bürgerlichen Familien. Eher kleinbürgerlich. Durchschnittlich begabt. Keine Wunderkinder. Fangen früh an mit dem Schreiben. Zur rechten Zeit. Stoßen in ein Vakuum. Nach dem Krieg sucht man verzweifelt nach jungen unbelasteten Autoren. Alles wird veröffentlicht. Alles wird gekauft. Immer mehr Texte. Der Inhalt – egal. Hauptsache politisch korrekt. Keine Reizthemen. Darüber wacht die amerikanische Besatzungsbehörde. Die das Ganze finanziert. Re-Education.

Linda Lachner weiß, was man von ihr erwartet. Als Schriftstellerin. Als in Wien nichts mehr zu holen ist, als Ulrich Schäfers Verbindungen ausgereizt sind, kehrt sie Österreich den Rücken. Deutschland, die neue Bundesrepublik, lockt mit großen Versprechungen. Über die Rotunde lernt sie die richtigen Leute kennen. Stellt postwendend fest, wie viel unbeschwerter und lockerer dort alle seien. Von Lachen und Jugend ist die Rede. Man duzt sich. Nennt sich beim Vornamen. Isst und trinkt, tanzt und lacht. Und nebenbei, wie es der Zufall fügt, kommt man mit einem Intendanten ins Gespräch. Und ins Geschäft. Man liest ein paar Gedichte im Radio. In der Tasche bereits den Auftrag für ein Hörspiel. Das ist zurzeit gefragt. Alles gegen gutes, gegen sehr gutes Honorar. Leicht verdientes Geld. Kaum zu glauben. Mancher deutsche Kollege ist darüber hinaus abgesichert. Durch eine Anstellung als Redakteur. Rundfunk oder Presse. Als Verlagslektor. Alles Tätigkeiten, die ausreichend Muße bieten. Zum Schreiben. Wenn man es richtig anstellt. Gleichzeitig kann man sich um die Veröffentlichung kümmern. Man sitzt an der Quelle.

Linda Lachner hat es versucht. Beim Sender. Zweimal sogar. In Wien, später in München. Sie kam nicht zurecht, fühlte sich überfordert. Vermutlich empfand sie die Rahmenbedingungen – feste Arbeitszeiten, Präsenzpflicht, Termine – als Hemmnis. Gewiss, sie war die freie Künstlerexistenz gewohnt. Konnte oder wollte sich nicht anpassen. Auf München ließ sie sich erst gar nicht ein. Die Wohnung in Schwabing wird möbliert gemietet. Die eigenen Möbel bleiben eingelagert. Ein unruhiges Jahr. Reisen. In München wenig Erholung. Simons Besuche. Kaum

Kontakte zu Kollegen. Nicht einmal auf einen Kaffee. Oder ein Glas Wein. Oder einen gemeinsamen Konzertbesuch. Mit dem Leiter der Kulturredaktion wird sie nicht warm. Er lehnt sie ab. Das spürt sie. Reagiert nicht auf ihre weiblichen Reize. Gut, dass sie dem Intendanten direkt zugeordnet ist. Man hat ein Sonderressort geschaffen „Redakteurin für zeitgenössische Tendenzen in der Literatur". Vollkommen überflüssig. Jedoch speziell für sie eingerichtet. Der Kulturredaktion angegliedert, aber nicht eingegliedert. Will heißen, dieser bajuwarische Angeber Maximilian Fraunberger – alteingesessene Familie, wie sie gleich am ersten Tag von der Sekretärin belehrt wird – ist ihr gegenüber nicht weisungsbefugt. Indessen – von der redaktionellen Infrastruktur bleibt sie trotzdem abhängig. Leider. Die mögen sie nicht. Dieser Fraunberger! Man stelle sich vor, er hat über August von Platen promoviert, verfasst selbst Hörspiele. Er wittert Konkurrenz. Der hält sich sowieso für überlegen. Einmal versucht sie es mit Smalltalk über Lyrik. Weil er immerhin über einen Dichter arbeitete. Fehlanzeige. Der hat keine Ahnung. Nicht die geringste Vorstellung von Dichtkunst. Sie kann sich ausmalen, wie seine so genannten Hörspiele ausschauen. Selbst wenn sie keines kennt.

Einmal hat er sie zum Abendessen eingeladen. Nach Hause. Wollte bestimmt nur angeben. Jugendstilvilla in Bogenhausen. Gattin aus altem Adel. Erlesene Stilmöbel. Gemälde an den Wänden. Alles echt. Zwei reizende Buben. Die elegante Gattin trägt nur Haute Couture. Laut Redaktionssekretärin! Für Linda eine herbe Enttäuschung. Viel zu schlicht. Balenciaga, Balmain. Französische Modehäuser, die Linda kaum dem Namen nach kennt. „Die italienische Alta Moda entspricht meinem ästhetischen Empfinden bei weitem mehr", zieht sie sich aus der Affäre. Dieser französische Stil! Simons Frau pflegt ihn. Den Fotografien nach zu urteilen, die sie kennt. Diese klassische Eleganz. Ganz einfach, doch äußerst raffiniert. Kleines Schwarzes mit Perlenkette. Sonst nichts. Weniger ist mehr. Linda mag das nicht. Dieses Understatement.

Simons Lektorin, eine Frau Bertram, ist mit Fraunberger befreundet. Man unterhält eine Art literarischen Zirkel. Ihr gegenüber erwähnt er den nie. Nicht, dass sie Wert darauf legte, hinzu gebeten zu werden,

für so etwas fehlt ihr sowieso die Zeit, aber fragen hätte er schon können. Höflichkeitshalber. Schließlich ist sie nicht irgendwer. Sondern die berühmte Dichterin. Was sich in München anscheinend noch nicht herumgesprochen hat. Provinzkaff. Sie ist Besseres gewohnt. Weltstädte. Paris – London – Rom. Nicht diese kriegszerstörte bayerische Landeshauptstadt. Da hätte man gleich in Wien bleiben können. Ein Lichtblick sind Simons Besuche. Er heitert sie auf. Seine Begabung, andere zu karikieren. Einfach genial! Er kann so umwerfend boshaft sein. Wie er diese Frau Bertram nachäfft. Die ihn anhimmelt. Mit leicht hessischem Zungenschlag. Auch sie schreibt. Gedichte. Bei Pranner ist ein Bändchen erschienen. Wird wohl so lange gebettelt haben, bis der Verleger nachgab. Bestimmt übernahm sie die Druckkosten. Meint Simon. Selbstverständlich verliebt sie sich in ihn – alle Frauen verlieben sich in Simon – und dediziert ihm ihr Werk. Simon trägt daraus vor. Sie biegen sich vor Lachen. Er wickelt sich ein Plaid um die Hüften. Stopft es mit Kissen aus: die Bertram. Nicht besonders groß, eher korpulent Er überlegt, mit ihr auszugehen. Man soll sich gut stellen mit seiner Lektorin. Nichts daraus geworden. Irgendetwas kam dazwischen. Und nun lebt Linda hier.

Und wenn Simon einen Termin im Verlag wahrnimmt oder eine Lesereise ihn in die Gegend führt, steigt er bei ihr ab. Der verliebten Frau Bertram – „Ich heiße Eva-Maria!“ – bleibt der Schriftstellerkreis, über den Linda gern mehr wüsste. Simon soll sich opfern, mit der Bertram essen gehen. Mit viel Alkohol. Sie gehörig aushorchen. Nach den Teilnehmern. Etwa bekannte Leute? Oder handelt es sich nur um eine postuniversitäre Zusammenkunft ehemaliger Kommilitonen? Also nichts von Belang. Fragen, die Linda Lachner durchaus beschäftigen. Obwohl sie sich, rein geistig, bereits auf dem Absprung befindet. Genau weiß, dass sie nicht bleibt. Die Stadt, die Arbeit, die Menschen – nichts passt ihr. Sie hat die Stelle, die extra für sie ins Leben gerufene Stelle, nur deshalb angenommen, weil sie in Rom am Ende war. Hätte es vorgezogen, in Italien zu bleiben. Will weder Festanstellung beim Rundfunk noch Leben in Deutschland. Schon gar nicht in München. Ihr Lebensentwurf sieht anders aus. München – eine Interimslösung von Anfang an. Die sie akzeptiert. Gezwungenermaßen. Nicht aus freien Stücken.

Trotzdem. Das Bedürfnis, das Beste für sich herauszuholen, tangiert das nicht. Deshalb das Interesse am Literatenzirkel. In der Redaktion weiß man wenig. Nicht einmal die gut informierte Sekretärin. Oder man hält die Information bewusst zurück? Um sie zu düpieren.

Sie machen ihr das Leben schwer. Stecken die Köpfe zusammen. Hinter ihrem Rücken. Tritt sie hinzu, verstummt das Gespräch. Man redet über sie. In ihrer Abwesenheit werden Fenster geöffnet. Der Wind verstreut die Manuskripte auf dem Boden. Ein wüstes Durcheinander, das sie mühevoll aufsammelt und ordnet. Informationen werden nicht weitergegeben. Sitzungen finden ohne sie statt. Keiner benachrichtigt sie. Warum? Das wollte doch ein anderer Kollege übernehmen, heißt es auf Nachfrage. Einer weist die Schuld dem Anderen zu. Keiner trägt die Verantwortung. Man prallt gegen eine elastische Wand. Kein Platz am Tisch mittags in der Kantine. Sie isst allein. Derweil amüsieren sich die Kollegen. Ihr herzhaftes Lachen schallt durch den Saal. Lachen die über sie? Dinge verschwinden. Schlüssel von Schreibtischschubladen. Wichtige Telefonnotizen. Sie weiß, wer dahinter steckt, kann aber nichts beweisen. Blanke Entrüstung, wenn man es ihnen auf den Kopf zusagt. „Was denken Sie denn von uns!“ Als sie im Papierkorb ein Häufchen Hundekot findet, ist das Maß voll. Nervenzusammenbruch. Sie meldet sich krank. Kündigt. In der Kulturredaktion – Erleichterung. Das störende Element ist beseitigt. Nicht einmal der Intendant bedauert. Er hatte sich mehr versprochen. An neuen Impulsen für das Kulturprogramm. Ein verhuschtes Wesen, diese Dichterin mit Piepsstimme. Geistig ständig abwesend.

München – ein kurzes Kapitel. Dessen Ende koinzidiert mit dem Rückzug Simons. Die zweite Auflage ihrer Liebesbeziehung endet jäh. Ohne Angabe von Gründen seinerseits. Sie hat es zu akzeptieren. Und weiß wieder einmal nicht wohin. Zurück nach Italien? Oder vorübergehend zu den Eltern? Bis sich neue Perspektiven auftun. Immerhin, das Hörspiel wird gesendet. Endlich. Das bedeutet Honorar. Sie bleibt im Gespräch. Erhält einen Preis. Die Behörden machen Schwierigkeiten. Bei der Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung. Sie beteiligt sich am Protest gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr. Die deut-

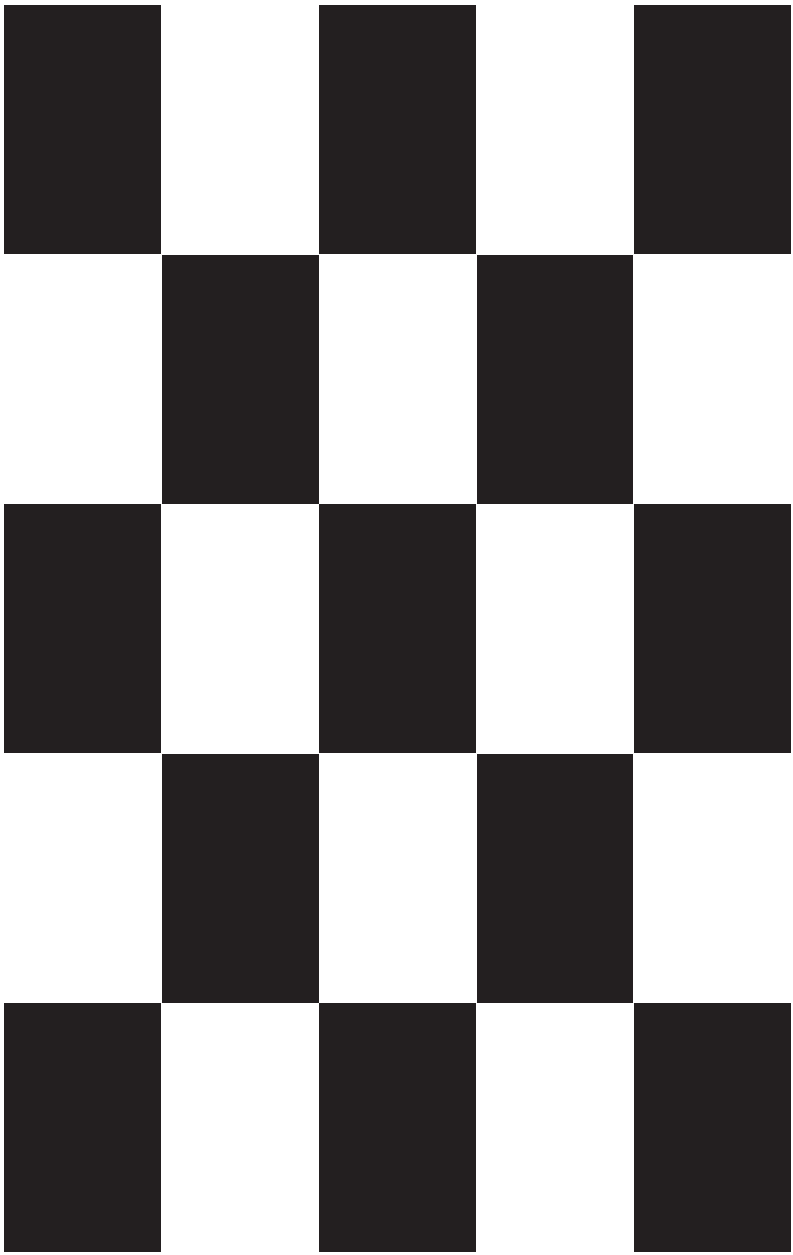
sche Bundesrepublik – kein Land, in dem sie leben möchte. Sie lässt alles hinter sich. Fährt zunächst – nach Paris. Jetzt, nach dem endgültigen Ende der Liebesbeziehung, darf sie Simons Familie kennen lernen. Vermeintliches Glück der Anderen. Sie fühlt sich einsam. Sie ist 32. Ohne Mann. Ohne Kind. Ohne Heim. Ohne Einkommen. Beruf: Dichterin. Ein Zigeunerleben. Ohne festen Wohnsitz. Heute hier, morgen dort. Freunde, Verbindungen? Nur vorübergehend. Nichts Dauerhaftes. Nichts Beständiges. Irgendwann wird man es müde, aus dem Koffer zu leben. Man wünscht sich das, was man bislang vehement ablehnt: das kleine Spießerglück. Vielleicht nicht ganz so bescheiden wie ihre Schwester oder Dodi. Eher wie Simon. Mit Eigentumswohnung in Passy. Wenn auch nur unter dem Dach. Kein Hausfrauendasein – mit Schürze am Herd, schmutzigen Windeln. Zugegeben, so unausstehlich sie Maximilian Fraunberger findet, sein Lebensstil hat Eindruck gemacht. Gehörig. Welche Ungerechtigkeit, dass ein derart unbeutender Mensch so angenehm lebt, während sie sich herumplagen muss. Als Dichterin. Kein Erlöser in Sicht. Denn man möchte erlöst werden. Aller vorgeblichen Eigenständigkeit zum Trotz.

Ein unabhängiges Leben – für sie keine Option. Ein Mann gehört dazu. Einer, der die Richtlinien vorgibt. Ein Macher, der ihre Interessen durchsetzt. Ein autoritärer Mann. Der nichts durchgehen lässt. Der zurechtweist. Der fordert. Der sich nicht von ihr dominieren lässt. Ein Mann wie Simon. Das hat sie zu spät erkannt. Es war unmöglich. Sie hatten beide kein Geld. Nicht genug. Er tat recht daran, reich zu heiraten. Sie will es ihm gleichtun. Die Zeit zerrinnt ihr unter den Fingern. Heute Anfang dreißig, ehe man sich versieht vierzig oder fünfzig. Also alt. Das anstrengende Leben hinterlässt Spuren. Die ersten Fältchen um die Augen, erschlaffende Haut am Kinn. Sie wird nicht schöner mit den Jahren. Mag sie sich auch fühlen wie zwanzig. Sie ist es nicht mehr. Definitiv. Paradigmenwechsel? Keine Rückkehr nach Italien, wo sie bestenfalls für ein paar Monate bei Klaus unterkriechen kann. Bevor das Elend von neuem beginnt. Also ein Mann. Ein vermögender Mann. Einer mit Bedeutung. Soll sie in Italien suchen? Klaus hat Zugang zu entsprechenden Kreisen. Leider interessieren sich seine Bekannten überwiegend für das eigene Geschlecht. Allein kommt sie nicht weiter. Sie

braucht Protektion. Starthilfe. Wie auch immer. Früher war es einfach. Früher war sie jung. Anfang dreißig ist zwar kein Alter, doch manchmal kommt es ihr vor wie hundert. Tiefe Erschöpfung. Einfach nur schlafen. Vier Wochen durchschlafen. Nicht denken. Bewusstlos. Ohne Sorgen. Sicherheit. Materiell. Emotional. Nicht mehr schreiben. Nur noch zu leben. Angenehm. Komfortabel. Wenn einer käme, der sie in ihrer wahren Art erkennt. Als Kunstwerk, als wertvolles Gemälde, dem er den passenden Rahmen bietet. Mit seinem Vermögen.

Sie ist nicht die Frau für Paradigmenwechsel. Sie ist unflexibel. Nicht lernfähig. Verharrt in bewährten Mustern. Die Linda von dreißig, identisch mit der fünfzehnjährigen Sieglinde. Nur eben älter. Und manches Verhalten, das an einem jungen Menschen bezaubert oder zumindest toleriert wird, erscheint später nur noch unpassend. Das Kindchenschema ist irgendwann abgetan. Irgendwann ist man zu alt für das Elfchen mit Piepsstimme. Gespielte Hilflosigkeit weckt keine Beschützerinstinkte mehr, sondern ist bloß lästig. Zumal die Linda Lachner, die sich außerstande sieht, eine Glühbirne auszutauschen, ohne Zögern ans Steuer eines Autos setzt. Hochgradig kurzsichtig, aber eitelkeitshalber ohne Brille. Sie hält sich für eine überaus professionelle Fahrerin. Ihre Beifahrer stehen Todesängste aus. Die sehen besser. Zumindest zeigt sie beim Autofahren keine Berührungsängste in Sachen Technik. Erstaunlicherweise. Doch das gehört wohl zu den Rätseln ihrer Persönlichkeit. So manches passt nicht. Was sie zu sein vorgibt. Man stößt auf ein Nebeneinander widersprüchlicher Verhaltensweisen.

Ein Mensch der Gegensätze? Extreme ohne Übergang. Ohne Dazwischen. Keine temperierte Stimmungslage. Nur heiß oder kalt. Zuweilen kaum nachvollziehbar. Mit jähen Umschwüngen. Wie bei Franz. Um den sie kämpft. Lange. Mit allen Mitteln. Sogar noch nach der Abtreibung. Zu der die Ärzte raten. Wegen des Selbstmordversuchs. Sie sei viel zu labil. Franz stimmt zu. Besser so. Er hegt gewisse Zweifel. Sie waren nicht häufig zusammen im vergangenen Jahr. Im Frühjahr lernte er Hildegard Moeller kennen. Die junge Studentin. Die er später heiratet. Linda schickte üppige Bouquets ins Krankenzimmer, um ihn eifersüchtig zu machen. Von einem angeblichen Verehrer, der nur in ihrer

Phantasie existiert. Sie hätte sich die Ausgabe sparen können. Er fühlt sich abgestoßen von ihrem Theater. Nichts mehr zu retten. Er geht. Und sie verfolgte ihn fortan mit ihrem Hass. Er wird zur Projektionsfläche alles Bösen. Viele Männer haben sie verlassen, man blieb befreundet oder ging seiner Wege. Kein böses Wort. Franz Mack wird zum Sündenbock. Stellvertretend. Weil er ihre letzte Chance war. Auf Rettung aus einem Leben, das ihr zu entgleiten droht. Über das sie keine Kontrolle mehr hat.

Wo ist die zielstrebige Studentin geblieben? Die genau wusste, was sie will und wie sei es erreicht. Die sich über die Wiener Kaffeehauszirkel hocharbeitete zu den einflussreichen Verbindungen der Rotunde. Genutzt hat es ihr wenig. Vielleicht hätte sie ihr Leben besser in den Griff bekommen ohne den frühen maßlosen Erfolg? Wenn sie sich hätte anstrengen müssen. In der Literatur wie im Leben. Wenn sie einen Beruf ausgeübt hätte, gelernt hätte, Liebesbeziehungen unter einem anderen Aspekt zu betrachten als dem des Nutzens. Müßige Fragen. Es ist, wie es ist. Und wenn es anders wäre, wäre sie vielleicht auch unglücklich geworden. Nur eben anders.